

Dinggeschichten II

Zyklographische Erzählungen
des 18. und 19. Jahrhunderts

herausgegeben von

Christiane Holm, Martina Wernli und Johanna Wildenauer

KABINETTSTÜCKE

SAMMLUNG
LITERARISCHER

SKURRILITÄTEN

HERAUSGEGEBEN IN HAGEN VON NILS JABLONSKI, MICHAEL NIEHAUS & MIRNA ZEMAN

Dinggeschichten II

Christiane Holm, Martina Wernli,
Johanna Wildenauer (Hg.)

K | S

Kabinettstücke
Sammlung literarischer Skurrilitäten

Herausgegeben von
Nils Jablonski, Michael Niehaus und Mirna Zeman

Band 2

Dinggeschichten II

Zyklographische Erzählungen
des 18. und 19. Jahrhunderts

kuratiert und herausgegeben von

**Christiane Holm, Martina Wernli
und Johanna Wildenauer**

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Redaktion: Nils Jablonski, Christiane Holm, Martina Wernli, Johanna Wildenauer
Titelgrafik und Layout: Nils Jablonski

1. Auflage 2024

ISSN 2750-3690 (Print)

ISSN 2751-5001 (Online)

ISBN 978-3-98767-481-5 (Print)

ISBN 978-3-98767-001-5 (E-PDF)

DOI 10.57813/20230828-150824-0



Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0) veröffentlicht.

Hagen UP (Hagen University Press)
FernUniversität in Hagen
Feithstraße 152
58097 Hagen

Inhalt

<i>Christiane Holm, Martina Wernli und Johanna Wildenauer</i>	
Noch mehr Dinggeschichten.....	7
<i>[Heinrich August Ossenfelder]</i>	
Die Geschichte des Frauenzimmer-Pantoffels (1753).....	15
Die Geschichte des Frauenzimmer-Schuhes (1753).....	32
Die Geschichte des Manns-Stiefels (1753).....	46
<i>Anonym</i>	
Die Geschichte des Calenders (1785).....	67
<i>Grm.</i>	
Wahrhafte Geschichte eines Proviantwagens (1815).....	91
<i>M. J.</i>	
Wunderbare Begebenheiten eines Geldbeutelchens (1819).....	99
<i>Anonym</i>	
Minister Londondery und sein Federmesser (1822).....	121
<i>Anonym</i>	
Wunderbare Trauer- und Schauergeschichte eines perkalenen Halskragens (1829) ...	161
<i>Anonym</i>	
Geschichte einer alten Allonge-Perücke (1830)	203
<i>Jenny von Gustedt</i>	
Aus dem Leben eines Groschens (1837).....	239
<i>Amalie Winter [d. i. Amalie von Gross]</i>	
Memoiren eines Handschuhs (1837).....	257
<i>Anonym</i>	
Komische Beobachtungen eines devalvirten Sechzers (1839).....	285
<i>[Joseph Mendelssohn]</i>	
Selbstbiographie und Selbstbekenntnisse des heiligen Rockes zu Trier (1845).....	317

Noch mehr Dinggeschichten

Zum Wechselspiel zwischen materieller Kultur und Genrekonventionen

CHRISTIANE HOLM, MARTINA WERNLI UND JOHANNA WILDENAUER

Bis vor Kurzem hätte man denken können, die sogenannten It-Narratives, in denen Dinge ihre Lebensgeschichte erzählen, seien ein britisches Phänomen. So hätte es zumindest die vierbändige Anthologie gleichen Titels aus dem Jahr 2012 vermuten lassen, die eindrucksvoll dokumentiert, welche Konjunktur englischsprachige Dinggeschichten im Zeitraum von 1750 bis 1830 hatten.¹ Folgt man der englischen Forschung und verlässt die gewohnten Bahnen der kanonisierten Literatur, finden sich vergleichbare Dingerzählungen auch in anderen Sprachen.² Für den deutschsprachigen Raum wird nun nach einer ersten, von Mirna Zeman herausgegebenen Anthologie³ ein zweiter Band vorgelegt – weitere mögen folgen.⁴ Die hier zusammengestellten Dingerzählungen bestätigen die intertextuellen Vernetzungen des Genres. Es handelt sich um eine Sammlung eigenständiger Erzählungen, in denen Dinge aus der Ich-Perspektive berichten.⁵ Bezeichnenderweise führte der genretypische Titelzusatz ‚von ihm/ihr selbst erzählt‘ zu etlichen Textfunden in Datenbanken von historischen Zeitschriften. Dem Format der Anthologie entsprechend beschränkt sich die Auswahl auf kürzere Texte, die in Gänze gedruckt werden konnten.⁶ Dabei wird die bereits literaturgeschichtlich eingeführte Fokussierung auf die Konjunktur der Gattung beibehalten, die hier ausgewählten Dingerzählungen datieren von 1753 bis 1845. Entscheidend wurde die Auswahl jedoch gelenkt durch das sachgeschichtliche Interesse an den Materialitäten, Macharten und Gebrauchsformen der Dinge, weshalb ausschließlich Erzählungen von Artefakten aufgenommen wurden.⁷ So präsentiert die vorliegende Sammlung ein breites Spektrum an Kleidungsstücken und Accessoires (Pantoffel, Schuh, Stiefel, Handschuh, Rock, Kragen, Perücke und Geldbeutelchen), Werkzeugen (Kalender und Federmesser), Zahlungs- und Transportmitteln (Sechser, Groschen und Proviantwagen), deren Erzählweisen durch ihre Machart modelliert sind. Denn die Stimmen dieser Dinge sind keinesfalls austauschbar, sondern substanziell mit ihren jeweiligen Materialeigenschaften, Formgebungen und (Um-)Nutzungen verbunden. Das jeweils spezifische Wechselspiel zwischen materieller Kultur und Genrekonvention wird in den Einleitungen zu den einzelnen Dinggeschichten besonders hervorgehoben.

Die Textauswahl wird in chronologischer Reihenfolge präsentiert, was den Blick auf die Etablierung von Genreregeln lenkt, die in allen Erzählungen oft explizit, immer jedoch implizit reflektiert werden. Den Auftakt bildet eine Trilogie, bestehend aus den Geschichten von *Frauenzimmer-Pantoffel*, *Frauenzimmer-Schuh* und *Manns-Stiefel*, die 1753 in Einzeldrucken erschienen sind und demselben Autor, Heinrich August Ossenfelder, zugeordnet werden können. Als teilnehmende Beobachter mit jeweils unterschiedlichem Bewegungsradius reflektieren die Schuhe Standes- und Geschlechterrollen und verhandeln ihre Wahrnehmungsbedingungen in einem poetologischen Gespräch über die Textgrenzen hinaus. Des Weiteren zur Sprache kommen ein altkluger *Calender* (1785), der sein Textsorten-Wissen entfaltet, ein maroder *Proviantwagen* (1815), der über reichlich Kriegserfahrung und Kenntnisse in der Verwaltungssprache verfügt, sowie ein handgefertigtes *Geldbeutelchen* (1819), dessen stropfenförmige Rede die Arbeit des Verse-machens thematisiert. Neben der lyrischen Rede des Beutelchens lotet auch die dramatische Rede des *Federmessers* (1822) die Grenzen des Erzählens aus, indem es sich in das Streitgespräch mit einem Menschen – dem damals prominenten Minister Londondery – begibt und einen zeitgenössischen Todesfall inszeniert. Es folgen zwei intertextuell disponierte satirische Dingerzählungen aus einer lachlustigen Wiener Szene. Der baumwollene, genauer *perkalene Kragen* (1829) hält engen Kontakt zum mitgeführten Prätext vom *papiernen Kragen*,⁸ und die *alte Allonge-Perücke* (1830) schreibt sich ein in die Tradition der erzählenden Perücken, von deren Beliebtheit auch schon die *Staatsperücke*⁹ zeugt. Die Erzählperspektive des von Amalie Winter (d. i. Amalie von Gross) verfassten *Handschuhs* (1837) hingegen kalkuliert weniger auf kurzweilige Abwechslung und Amüsement, als vielmehr auf langanhaltende Innensicht und Anteilnahme an der tragischen Handlung zweier menschlicher Akteure und markiert somit eine psychologisch durchgestaltete Ausnahme innerhalb des Ensembles. Die beiden zeitnah erschienenen Münzerzählungen vom *Groschen* und vom *Sechser* loten die verschiedenen Möglichkeiten dieses traditionsreichen und modellbildenden Zweiges der Dingerzählungen aus.¹⁰ Während die Geschichte *Aus dem Leben eines Groschens* (1837) aus Jenny von Gustedts Nachlass die unterschiedlichen Symbolfunktionen des Geldes mit seiner existenziellen Dimension abgleicht und somit eine sozialkritische Perspektive anbietet, folgt die phantastische Geschichte eines *devalvirten Sechzers* (1839), also einer Münze, die an Wert verloren hat, der vormodernen pikaresken Erzähltradition. Am Ende steht mit dem *heiligen Rock* (1845) eine wissenschaftlich debattierte Reliquie, welche Anspruch auf das letzte Wort in einer tagespolitischen Kontroverse erhebt und der Autorschaft Joseph Mendelssohns zugeordnet werden konnte. Alle dreizehn Dinggeschichten erzählen von den technischen Möglichkeiten, den ökonomischen Sachzwängen und den sozialen Missständen ihrer Zeit. Dabei verbinden sie ihre sachkundige Selbstreflexion mit einer großen Lust am Fabulieren, am Nach-, Um- und Neuerzählen. Auffällig ist die überwiegend anonyme Autorschaft der hier erstellten Sammlung. Dieses Phänomen ist nicht ungewöhnlich für Dingerzählungen, da sie weniger auf Originalität als auf Unterhaltung zielen, was oft mit der unbekümmerten Wiederverwertung fremder Texte einhergeht. Zudem sind Dingerzählungen weniger auf Kanonisierung als auf Konsum ausgerichtet. Und schließlich eröffnet die fiktive Autorschaft eines

Dinges, das als heimlicher Beobachter in menschliche Näheverhältnisse eintritt, die Möglichkeit des Aufdeckens und Bloßstellens.

Die satirische Ausrichtung des Genres bringt eine hohe Affinität zu Stereotypen mit sich. Verlacht werden nicht nur eingeführte literarische Typen, wie man sie insbesondere aus der Komödie kennt, sondern auch lebensweltliche Typen, die man z. B. als Konsumentenprofile differenzieren könnte. Darunter finden sich nicht nur spöttische Überzeichnungen von Repräsentant:innen der ökonomischen und politischen Macht, sondern zudem Verunglimpfungen von marginalisierten Gruppen. Auch in der vorliegenden Textsammlung ist die zeittypische Ausrichtung auf den weißen, europäischen Mann zu beobachten, was mit entsprechenden Normierungen von *Class*,¹¹ *Race*¹² und *Gender* einher geht. Im Zuge der breiten Darstellung der Konsumkultur finden sich insbesondere misogynen und antisemitische Ausfälle.

Mit Blick auf die um 1800 herrschende Geschlechterordnung überrascht es nicht, dass die weiblichen Figuren vorwiegend konträr zu den männlichen angelegt sind.¹³ Die satirische Typisierung zeigt Frauen aber interessanterweise zumeist nicht als naive Dulderinnen, sondern als berechnende Akteurinnen. Gerade die ungebildeten Hausangestellten werden oft als überaus clever, mitunter – vergleichbar den komödiantischen Dienerinnen – als Sympathieträgerinnen gezeichnet, die gegenüber den modegelehrten und schreibwütigen Männern ein vergleichsweise gutes Bild abgeben. Zwar wird die binäre Geschlechterordnung nicht grundsätzlich hinterfragt, doch die mit ihr verbundenen Bewertungen geraten ins Trudeln, wenn Männer affektgesteuert und trotz ihres Zugangs zu Bildung als ausgesprochen manipulierbar erscheinen, während Frauen mit ökonomischem Kalkül ihre Handlungsspielräume ausnutzen und erweitern.

Jüdische Figuren werden in der vorliegenden Textauswahl ausschließlich im ökonomischen Feld situiert. Das ist kein Zufall, denn die Warenförmigkeit der erzählenden Dinge, ihr schneller Besitzerwechsel und ihre materielle Nachverwertung sind eng mit dem Klein- und Gebrauchsgütermarkt verbunden, einem Wirtschaftszweig, in dem vor allem jüdische Männer arbeiteten, denen andere Berufe rechtlich verboten waren (Landbesitz, Zunftmitgliedschaft, Beamtentum).¹⁴ Dieses sozialhistorische Faktum führte teilweise dazu, dass die Hausierer- und Kleinwarenhändler aus dem ländlichen Raum, in dem sich zudem das frühneuzeitliche Pfandwesen erhalten hatte, generell als Juden bezeichnet wurden.¹⁵ In den vorliegenden Dingerzählungen werden in der Darstellung jüdischer Händlerfiguren nicht immer, aber immer wieder deren religiöse Riten verlacht oder abwertende Stereotype von Verrat und Geiz bemüht. Typisch für den strukturellen Antisemitismus in Dingerzählungen sind die *Komischen Beobachtungen eines devalvirten Sechlers*, entlang dessen Geschäftsreise ein Handelsbetrug nach dem anderen vorgeführt wird. Der Weg des Geldes erstreckt sich von Müller und Metzger, über Kaufmann und Verwalter, Schauspielerin und Kutscher zu einem Geldverleiher, der zu seinen Gunsten devalvierte Münzen einsetzt und eindeutig als jüdisch dargestellt ist. Während die anderen Laster-Figuren nicht religiös bestimmt sind, wird der Geldwucher nicht nur als Charakterschwäche, sondern als jüdisch ausgewiesen. Vergleichbares lässt sich auch in eng-

lischsprachigen Texten beobachten und wurde als „Circulating Anti-Semitism“ bezeichnet.¹⁶ Zugleich, dies wurde ebenfalls bereits für englischsprachige Gelderzählungen festgestellt, eröffnet das Genre Möglichkeiten, solche Stereotype zu dekonstruieren oder zumindest partiell in Frage zu stellen.¹⁷ So wird das titelgebende *Geldbeutelchen* von einem jüdischen Händler parallel zum ersten idealtypisch gezeichneten Besitzerpaar als Geschenk für seine jüdische Geliebte vorbereitet. Die religiöse Identität scheint folglich keine Rolle zu spielen, während die gleichen menschlichen Gefühle die gleichen Liebesgaben motivieren. Die anschließende verunglimpfende Darstellung eines „Judenbrauchs“ – einer Koppelung der religiösen Praxis der Beschneidung mit der Bearbeitung von Münzen – übernimmt zwar antisemitische Stereotype, verspottet das geschilderte Verhalten jedoch ausdrücklich als Bagatelle. Im Kontrast hierzu steht die daran anschließende Ermordung des Juden durch einen habgierigen – mutmaßlich christlichen – Räuber, der moralisch als Unmensch verurteilt wird. Wie diese punktuellen Beispiele zeigen, kann das satirische Potenzial der Dingerzählungen Machtstrukturen sowohl bestätigen, als auch durchkreuzen. Letzteres ist besonders eindrücklich zu beobachten in der *Selbstbiographie des heiligen Rockes zu Trier*, welche vorführt, dass und wie das Genre auch aus jüdischer Perspektive, konkret für den Journalisten und Satireschriftsteller Joseph Mendelssohn literarisch attraktiv war. Dargestellt wird hier ein Fall des Reliquienkultes, der aus der katholischen Innenperspektive ebenso wie aus der Außensicht anderer Konfessionen und Religionen gleichermaßen fragwürdig erscheint. Der paratextuelle Hinweis auf den für die Gleichberechtigung der Hamburger Juden eintretenden Verlag von Bernhard Salomon Berendsohn ist ein klares Signal innerhalb der konfessionell wie politisch aufgeheizten Debatte um das Medienereignis des heiligen Rockes.

Dingerzählungen, das führt auch diese Auswahl plastisch vor Augen, können durch ihre besondere Erzählsituation gängige dichotome Strukturen wie etwa die Aufteilung in ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ unterlaufen. Die Nähe zur Lebenswelt ihrer zeitgenössischen Leser:innen und die mit ihren zumeist ephemeren Publikationsmedien verbundene Praxis des Plagiats sowie die auf ihrer Anonymität basierenden Lizenz für satirische Übergriffe eröffnen einen Raum für Subversion und Experiment, der diese nicht-kanonisierten Texte heute nicht nur in sach- und literarhistorischer Hinsicht lesenswert macht. Ein weiterer Reiz besteht in ihrem Unterhaltungswert, der durch den historischen Abstand nichts verlieren muss, sondern im Sinne eines produktiven Befremdens gewinnen kann. In diesem Sinne wünschen wir allen heutigen Leser:innen anregende Lektüren, die neue Zugänge zu dem kuriosen Textfeld und seiner wissenschaftlichen Erschließung eröffnen!

Dank

Dieser Band gründet auf einer Kooperation der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg mit der Goethe-Universität Frankfurt und ist im Austausch mit der FernUniversität Hagen, namentlich mit Mirna Zeman, Nils Jablonski und Michael Niehaus, entstanden, denen wir für die Aufnahme in ihre Reihe danken. Einen großen Teil der Texterstellung mithilfe des Programms Transkribus verdanken wir (mittlerweile ehemaligen) Studierenden, vor allem Lena Knodt. Bei weiteren Arbeiten am Text und Korrekturdurchläufen geholfen haben außerdem Natalia Mikulenko, Charlotte Horst, Fiona Kania und Isabelle Abt, denen wir ebenfalls herzlich danken. Ein besonderer Dank gilt dem Altphilologen Lukas Weiser, der die Übersetzung der lateinischen Zitate geprüft und referenziert hat.

Zur Edition

Bei der Texterstellung wurden die historische Orthographie sowie lexikalisch hinterlegte Wortbildungen respektiert, demgemäß sind Schreibweisen wie Pursche, Eyfer und Krokodillsthränen, aber auch ungewohnte Varianten wie Witbe (Witwe), Endurthel (Endurteil) und Schoppen (Schuppen) beibehalten worden. Rassistische Quellenbegriffe wurden im Sinne der historischen Wiedergabe nicht verändert, sondern kritisch kommentiert. Korrigiert wurden lediglich offenkundige Druckfehler. Angeglichen haben wir orthographische Varianten identischer Wörter (nicht Wortstämme), wobei die häufigste Verwendungsform leitend war. In Einzelfällen wurden zur Verbesserung der Lesbarkeit widersprüchlich verwendete grammatische Endungen vereinheitlicht und dem heutigen Sprachgebrauch angepasst.

Die historische Typographie, insbesondere diakritische Zeichen und Umlaute, wurde entsprechend der Konvention in das heutige Schriftbild übertragen. Die Differenzierung innerhalb der Hervorhebungen konnte nur vereinfacht abgebildet werden, indem sowohl der Wechsel in Schrifttype und -größe als auch Kursivierung, Sperrung oder Fettdruck einheitlich durch Kursivierung markiert wurden. Diverse Sonderzeichen zur Separierung eines Abschnitts wurden zu *** vereinheitlicht. In den historischen Texten manifeste Fußnoten (*, **, ***) wurden ihrer Gestaltungslogik nach übertragen, d. h. die Zählung beginnt seitenweise neu. Wiederholte Anführungszeichen an den Zeilenanfängen einer Redepassage wurden entsprechend der heutigen Konvention auf Einsatz und Ende der Passage beschränkt.

Anmerkungen

- 1 Mark Blackwell, Liz Bellamy, Christina Lupton, Heather Keenleyside (Hg.): *British It-Narratives, 1750–1830*, 4 Bde. London: Pickering & Chatto 2012. Die Bände sind gemäß der verhandelten Dinge und auch Tiere gruppiert, was die thematischen Präferenzen des Genres abbildet: Bd. 1: *Money*; Bd. 2: *Animals*; Bd. 3: *Clothes and Transportation*; Bd. 4: *Toys, Trifles and Portable Furniture*.
- 2 Eine Sammlung von Texten aus anderen europäischen Sprachen zu edieren, bildet noch ein Desiderat. Für den französischsprachigen Raum sei exemplarisch verwiesen auf Anonym: „Histoire d'un cure-dent, écrite par lui-même.“ In: *Lectures agréables et variées ou Choix de nouvelles, d'essais, d'anecdotes, et de légendes, par différents auteurs*. La Haye: Société neerlandaise pour les beaux-arts 1842, 120–122. Ein bisher nicht ermittelter früherer Druck dieses Textes diene vermutlich als Vorlage einer deutschen Übersetzung, die explizit auf ihren Ursprung „Aus dem Französischen“ verweist, vgl. Anonym: „Geschichte eines Zahnstochers. Von ihm selbst erzählt.“ In: *Conversationsblatt für Deutschland und Bayern* (13. März 1834), Nr. 62, 245f., hier 246. Ein weiteres Beispiel für die internationale Rezeption und Vermarktung von It-Narratives ist eine Erzählung Sidney Whittings, die mehrfach übersetzt wurde. Vgl. [Sidney Whiting]: *Memoirs of a Stomach. Written by Himself, That All Who Eat May Read. With Notes, Critical and Explanatory by a Minister of the Interior*. London: W. E. Painter 1853; Ders.: *Memoiren eines Magens von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben von einem Minister des Innern. Ein wichtiges Buch für Jeden, der da ißt und trinkt*. Leipzig: Verlag Otto Wiegand 1855; Ders.: *Mémoires d'un estomac écrits par lui-même, pour le Bénéfice de tous ceux qui mangent et qui lisent, et édités par un ministre de l'intérieur*. Paris: Librairie J. B. Baillière & Fils 1874. Die deutschsprachigen Fassungen beider Texte sind im ersten Band dieser Reihe publiziert, vgl. Anm. 3.
- 3 Mirna Zeman (Hg.): *Dinggeschichten I. Zycklographische Erzählungen des 18. und 19. Jahrhunderts*. (Kabinetttstücke. Sammlung Literarischer Skurrilitäten, Bd. 1). Hagen: Hagen University Press 2022. Dieser Band wurde durch eine mehrjährige Forschungsarbeit vorbereitet, von der auch das vorliegende Projekt profitiert. Neben der pointierten Forschungsskizze und der Literaturliste in der Einleitung (ebd., 7–11) seien stellvertretend zwei einschlägige Publikationen genannt: Michael Niehaus: *Das Buch der wandernden Dinge*. München: Carl Hanser 2009; Ralf Adelman, Christian Köhler, Christoph Neubert u. a. (Hg.): *Kulturelle Zycklographie der Dinge*. (Schriftenreihe des Graduiertenkollegs „Automatismen“, Bd. 16). Paderborn: Fink 2019.
- 4 Diese beiden ersten Bände der Reihe *Kabinetttstücke. Sammlung literarischer Skurrilitäten* können und wollen die deutschsprachigen Dingerzählungen keineswegs vollständig wiedergeben, sondern bieten einen repräsentativen Einblick in das Genre und laden damit zu weiteren Untersuchungen ein.
- 5 Neben diesen autodiegetischen Ding-Erzählern finden sich auch solche, die in der Er-Perspektive erzählt sind. Aus dem Untersuchungszeitraum zu nennen sind [Carl Anton von Martini]: „Die Geschichte einer reichen Weste.“ In: *Der Mensch. Eine moralische Wochenschrift* (1754), 294. St., 353–368; Anonym: „Geschichte eines diamantenen Ringes.“ In: Ebd. (1756), 433. St., 185–192; Anonym: *Geschichte des Frauenzimmerfächers*. Frankfurt, Leipzig: o. V. 1775.

- 6 Ausgeschieden sind damit folgende teilweise im mehrbändigen Romanformat verfassten Dingerzählungen: Anonym: *Leblos-Redend oder Geschichte einer Stecknadel und ihrer Bekannten von ihr selbst beschrieben*. 2 Theile. Frankfurt am Main: Friedrich Eßlinger 1788; [Franz Rittler]: *Komische Schicksale eines Fünf-Gulden-Scheins auf seinen Wanderungen durch Wien und die Umgebungen, zur Zeit des Congresses. Ein satyrisches Gemälde aus den wirklichen Leben gezeichnet von Zoilus Wahrhold*. Brünn: J. G. Traßler 1817; [Franz Rittler]: *Wanderungen durch Wien und die Umgebungen, zur Zeit des Congresses. Ein satyrisches Gemälde nach dem wirklichen Leben entworfen von einem Fünf-Gulden-Schein als Fortsetzung seiner komischen Schicksale*. Herausgegeben von Purus Putus Sycophante. Brünn: J. G. Traßler 1818; Moltek: „Memoiren eines Ringes.“ In: [Friedrich de] L[a] M[otte] Fouqué u. a. (Hg.): *Novellen-Mappe*. Berlin: Vereins-Buchhandlung 1843, 323–389; James Fenimore Cooper: *Die französische Erzieherin oder das gestickte Taschentuch*. Stuttgart: Hoffmann 1843 (übers. v.: „Autobiography of a Pocket-Handkerchief.“ In: *Graham's Magazine* 1843); Amalie Winter [d. i. Amalie von Gross]: *Memoiren einer Berliner Puppe für Kinder von fünf bis zehn Jahren und für deren Mütter*. Leipzig: Baumgärtner's Buchhandlung 1840; Anonym: *Geschichte einer Bibel. Von ihr selbst erzählt. Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung nach dem Englischen*. Bern: Carl H. Mann 1864.
- 7 Der erste Band der Reihe, der auf Erzählverfahren und dabei auf „nicht-menschliche Auto-Erzähler“ fokussiert (Zeman: Einleitung, 9), enthält auch Beispiele von Lebewesen, d. h. Pflanzen, Tieren und menschlichen Körperteilen (Miltitz: *Selbstbiographie einer kalabresischen Tanne*, 1822; Anonym: *Geschichte und Begebenheiten einer Mücke*, 1814; Röer: *Memoiren eines Magens*, 1855), sowie aber auch immaterieller Sachen ([Dickens]: *Die Selbstbiographie eines guten Witzwortes*, 1839). Für den hier betrachteten Untersuchungsraum (1750–1850) wären noch folgende Pflanzen- und Tiererzählungen interessant: Anonym: „Die Eiche. Eine Erzählung aus dem Englischen des *Student of Oxford*. 1750. Nro. 1.“ In: *Hannoversche gelehrte Anzeigen* (1750), Bd. 1, 24. St., 95–96; Helmina von Chézy: „Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Von ihm selbst erzählt.“ In: Christiane Holm (Hg.): *Handarbeit*. (Handliche Bibliothek der Romantik, Bd. 5). Berlin: Secession 2020, 137–164; Anonym: „Aus dem Leben einer Gans.“ In: *Leuchtkugeln. Randbemerkungen zur Geschichte der Gegenwart*, Bd. 4. München: Emil Roller 1849, 33–36; [Johann Jacob Ebert]: *Biographien einiger merkwürdiger Geschöpfe aus dem Thierreiche und einige Lobreden* [„Biographie eines berühmten Esels“; „Biographie eines liebenswürdigen Papageys“; „Biographie eines französischen Schöpfes“; „Biographie eines deutschen Flohes“]. Memmingen: Andreas Seyler 1787. Blackwell widmet den Tieren der It-Narratives einen eigenen Band. Blackwell: *British It-Narratives*, Bd. 2. Frederike Middelhoff hat inzwischen die Breite tierlicher Dingerzählungen erschlossen und ihre wissenspoetische Eigenlogik erarbeitet. Frederike Middelhoff: *Literarische Autozoographien. Figuren des autobiographischen Tieres im langen 19. Jahrhundert*. Berlin: Metzler 2020.
- 8 Chézy: „Jugendschicksale eines papiernen Kragens.“
- 9 Anonym: „Die Staatsperücke“. In: Zeman: *Dinggeschichten I*, 13–22.

- 10 Die britische Anthologie widmet dem Geld einen eigenen Band, siehe Anm. 1. Tradition und Modellcharakter der Gelderzählungen werden im vorliegenden Band in der Einleitung zu *Aus dem Leben eines Groschens* entfaltet.
- 11 Die Konzentration der vorliegenden Textauswahl auf warenförmige Artefakte bringt es mit sich, dass die „Lebenskurven“ der Erzählinstanzen maßgeblich von „sozioökonomischen Kreisläufen“ strukturiert sind, vgl. Mirna Zeman: „Zyklographie der Literatur. Materialistische Variante.“ In: Dies., Jürgen Link, Rolf Parr (Hg.): *Zyklen/Moden. kultuRRevolution* 68,2 (2015), 32–39, hier 32. Entsprechend profiliert die satirische Ausrichtung die menschlichen Akteure weniger als Individuen, sondern als Repräsentant:innen ihres ökonomischen Standes. Dabei werden alle sozialen Gruppen mit zumeist stereotypen Lastern versehen. So zeigen Ossensfelders Schuh-Trilogie oder die Wiener Kragen-Erzählung gleichermaßen derbe Bedienstete, berechnende Bürger:innen und versponnene Adelige. Selten kommt existenzielle Not in den Blick, wobei eine solche Darstellung, so etwa die Tagelöhner-Episode in Gustedts Groschen-Erzählung, bereits sozialkritische Züge annehmen kann, welche auf die faktographische Neuformulierung der Dingerzählung im Zeichen der modernen Reportage vorausweist (vgl. ebd.).
- 12 Rassismen finden sich ebenfalls in der vorliegenden Auswahl. Das N-Wort fällt etwa im Gespräch des Federmessers mit einem britischen Minister im Kontext der aufklärerischen Abolitionismusdebatte. Befürwortet wird dort zwar die Befreiung verklavter afrikanischer Menschen, gerahmt ist diese Thematisierung aber innerhalb einer hierarchischen Ordnung, die europäische Bevölkerungsgruppen gegenüber anderen höherstellt. Dies wird sowohl anhand der vorgetragenen Argumente deutlich als auch durch die Verwendung weiterer rassistischer Ausdrücke. Vgl. Einleitung und Kommentar zu *Minister Londondery und sein Federmesser* in diesem Band. Zu kolonialen Diskursen in der Literatur vgl. auch Dirk Göttsche, Axel Dunker, Gabriele Dürbeck (Hg.): *Handbuch Postkolonialismus und Literatur*. Stuttgart: Metzler 2017.
- 13 Franziska Schöbler: „Geschichte der Geschlechter um 1800.“ In: Dies.: *Einführung in die Gender Studies*. Berlin: Akademie Verlag 2008, 21–35.
- 14 Marcos Silver: „Professionen.“ In: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, Bd. 5. Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften hg. v. Dan Diner. Stuttgart: Metzler 2011–2017, 24–32, hier 24–26.
- 15 Dass die Bezeichnung „Jude“ synonym mit dem Beruf des Händlers gebraucht wurde, reflektiert die 1753 in der aufklärerischen Wochenschrift *Der Mensch* erschienene Dingerzählung *Die Weste*. Dort heißt es über einen Besitzerwechsel: „[...] so versetzte er die Weste bey einem Juden. Vielleicht ists auch ein Christ gewesen. So viel ist gewis, daß es ein Mensch war, welcher das Borgen auf Pfänder nach ganz andern Maximen beurtheilte, als irgend eine Religion verstatten kan.“ [Martini]: „Weste“, 362.
- 16 Ann Louise Kibbie: „Circulating Anti-Semitism: Charles Johnstone’s *Chrysal*.“ In: Mark Blackwell (Hg.): *The Secret Life of Things. Animals, Objects, and It-Narratives in Eighteenth-Century England*. Lewisburg: Rosemont Publishing 2010, 242–264.
- 17 Liz Bellamy: „Introduction.“ In: Dies.: *British It-Narratives*, Bd. 1., xli–lv, hier xliiif.

[HEINRICH AUGUST OSSENFELDER]

Die Geschichte des Frauenzimmer-Pantoffels

Die Geschichte des Frauenzimmer-Schuhes

Die Geschichte des Manns-Stiefels

(1753)

Kleidungsstücke treten wiederholt als Erzählinstanzen in Dingerzählungen auf. Als Kragen, Handschuh oder Weste dringen sie durch körperliche Nähe und alltäglichen Gebrauch in die Privatsphäre ihrer Besitzer:innen ein und ermöglichen so intime Einblicke in verschiedene soziale Schichten.¹ Darüber hinaus ist Kleidung wiederverwendbar, leicht an individuelle Bedürfnisse anzupassen und in besonderem Maße dem Wandel der Moden unterworfen. Sie erscheint dadurch zur Weitergabe und Zirkulation prädestiniert. Abhängig von der Kunstfertigkeit ihrer Verarbeitung, ihrem jeweiligen Zustand und ihrer gesellschaftlichen Kodierung dienen Kleider außerdem als Indikatoren des sozialen Status. Sie können ihren Träger:innen Prestige verleihen, sie in neue Rollen schlüpfen lassen oder ihr Ansehen durch mangelnde Eleganz schmälern. Die einzelnen Bestandteile der Kleidung weisen indes je eigene Besonderheiten auf. So bildet das Schuhwerk die Grundlage außerhäuslicher Fortbewegung – es handelt sich um kein Luxusgut, sondern um einen Teil der Standardbekleidung.² Differenzen ergeben sich lediglich hinsichtlich der konkreten Gestaltung und Verwendungszwecke einzelner Schuhtypen. Eine wesentliche Unterscheidung wurde im 18. Jahrhundert zwischen Schuhen, Stiefeln und Pantoffeln getroffen. Erstere bildeten die universale Fußbekleidung, bestehend aus einer Holz- oder Ledersohle, einem Fersenstück, zwei zusammengenähten Stoff- oder Lederstücken (den sogenannten Quartieren) sowie Riemen und Schnalle.³ Mit dem Wort Pantoffel waren im frühneuzeitlichen Kontext nicht wie heute reine Hausschuhe gemeint, sondern fein gestaltete Halbschuhe mit Absatz und ohne Fersenteil. Im Gegensatz dazu waren Stiefel meist aus Leder gefertigt, bedeckten weite Teile des Beines und verfügten über eine höhere Wetterfestigkeit sowie eine längere Lebensdauer. Aus den verschiedenen Gestaltungsweisen ergab sich eine berufliche Differenzierung zwischen „Manns-, Weibes- und Stiefelschuster“.⁴ Eine Konsequenz der abweichenden Anwendungsbereiche war die Zuschreibung geschlechtsspezifischer Eigenschaften für einzelne Schuhtypen. So galten etwa Reitstiefel

als klassisch maskulines Accessoire, während Pantoffeln mit ihren zierlichen Stickereien zum Instrument von weiblicher Eitelkeit und Koketterie wurden. Verbunden war diese Charakterisierung mit einer Zuweisung von Innen- und Außenräumen, von Häuslichkeit und weltläufiger Mobilität. Diese Genderstereotype waren für die literarischen Schuhtexte des 18. und 19. Jahrhunderts prägend.

Unabhängig von ihrer konkreten Ausführung verfügen alle Schuharten über die Besonderheit, Mobilität überhaupt erst zu ermöglichen. Es liegt in ihrer Natur, dass sie Objekte in Bewegung sind, wodurch sie als ideale Protagonisten von Dingerzählungen erscheinen. Es verwundert daher kaum, dass bereits ein sehr frühes Genrebeispiel sich 1734 dieses Sujets bedient und einen alten Schuh zu Wort kommen lässt.⁵ Später folgen weitere Bearbeitungen des Stoffes, deren wechselseitige Bezüge und Abhängigkeiten nur eingeschränkt rekonstruierbar sind. Im Jahr 1753 erschienen nacheinander *Die Geschichte des Frauenzimmer-Pantoffels*, *Die Geschichte des Frauenzimmer-Schuhes* und *Die Geschichte des Manns-Stiefels*. Alle drei können mit einiger Sicherheit Heinrich August Ossenfelder (1725–1801) zugeschrieben werden.⁶ Dieser ist hauptsächlich als Jugendfreund Lessings sowie als Verfasser von Zeitschriftenbeiträgen, anakreontischer Lyrik und Schäferstücken bekannt. Erich Schmidt resümiert im späten 19. Jahrhundert, der Autor sei „früh aus dem Litteratenorden ausgeschieden und verschollen“.⁷ Außerdem weist Schmidt auf Ossenfelders Neigung zu Satire und Erotik hin, die sich in der zeitgleich erfolgten Aufnahme der Schuherzählungen in die *Bibliotheca Germanorum Erotica* spiegelt.⁸ Ohne Autorangabe stehen dort die *Geschichte des Frauenzimmer-Pantoffels* und die *Geschichte des Frauenzimmer-Schuhes* in unmittelbarer Nachbarschaft zur *Geschichte des Frauenzimmerfächers*. In dieser 1755 erschienenen Erzählung wird einleitend explizit auf den Erfolg der Schuhtexte Bezug genommen und ein urheberrechtlicher Anspruch seitens des Erzählers suggeriert.⁹ In diesem Sinne erscheint die Annahme plausibel, dass auch dieser maßgeblich von einem Objekt bestimmte Text aus der Feder Ossenfelders stammen könnte.

Gänzlich ungeklärt ist hingegen die Autorschaft des auf 1754 datierten Textes *The History and Adventures of a Lady's Slippers and Shoes. Written by themselves*.¹⁰ Die inhaltlichen Parallelen zu Ossenfelders Texten sind ebenso auffällig wie die kurz nacheinander erfolgende Publikation. Da anonyme Veröffentlichungen, Herausgeberfiktionen, Nachdrucke und Plagiate typisch für die Entstehungszeit sind, ist die genaue Textgenese allerdings kaum nachvollziehbar. Zur Rezeption ist wenig bekannt. Eine 1755 erschienene Rezension der englischen Version beschränkt sich lediglich auf zwei vernichtende Worte: „Execrable stuff!“¹¹ Dass die deutsche Fassung in drei eigenständigen Publikationen als Fortsetzungsgeschichte erscheinen konnte, legt hingegen eine relative Beliebtheit nahe. Die englischen Erzählungen sind detaillierter und enthalten zusätzliche intertextuelle Verweise sowie eingeschobene historische Reflexionen. Handlung, Erzählperspektive, Textaufbau, wesentliche Strukturelemente und zentrale Formulierungen sind jedoch annähernd identisch. Die Chronologie des Erscheinens legt eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Englische oder zumindest eine gezielte Adaption nahe. Zugleich kann nicht ausgeschlossen werden, dass

es sich um verschiedensprachige Textversionen vom selben Autor handelt oder dass beiden Bearbeitungen eine gemeinsame, unbekannte Vorlage zugrunde liegt. Von größerem Interesse als die konkrete wechselseitige Beeinflussung ist jedoch der Befund, dass es sich bei den Dingerzählungen schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts um ein international verbreitetes, produktives Genre handelte, für das ökonomische Konkurrenz und Unterhaltungswert möglicherweise bedeutsamer waren als der Anspruch auf Originalität.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelt das Motiv dreier miteinander sprechender Schuhpaare im deutschsprachigen Raum eine eigene Tradition. Es entstehen diverse Varianten des scherzhaften Konkurrenzgesprächs zwischen Stiefel, Schuh und Pantoffel. Es handelt sich jedoch nicht um Dingerzählungen im engeren Sinne. Das Thema wird in kurzen Zeitungstexten verarbeitet, die das „Pantoffelregiment“¹² der Frauen karikieren. Die drei dinglichen Protagonisten entsprechen denen der Ossenfelder-Texte und greifen vergleichbar stereotype Vorstellungen von Geschlecht auf. Doch trotz dieser Ähnlichkeiten fehlen genretypische Merkmale der It-Narratives: Die Schuhe sprechen zwar miteinander, treten aber nicht als autodiegetische Erzähler ihrer Lebensgeschichte auf. Zirkulation, episodische Struktur, materieller Verfall und sozialer Abstieg sind ebenfalls nicht gegeben. Während Ossenfelder unter Einbezug diverser Personengruppen vielseitige Sozialsatiren gestaltet, sind die Schuhdialoge in den Zeitungen meist knapp gehalten und auf dieselbe misogyne Pointe zugespitzt: Der angeblich qua Geschlecht bestehende Machtanspruch von Soldatenstiefel und Bürgerschuh werde durch den heimischen Pantoffel der Ehefrau unterdrückt.

Obgleich Ossenfelder ebenfalls auf stereotype Genderbilder zurückgreift, gestaltet er diese differenzierter aus und spottet über Frauen wie Männer gleichermaßen. Die Figuren stehen in der literarischen Tradition der Typenkomödie. Entsprechend schablonenhaft sind die dargestellten Charaktere.¹³ Durch die Gegenüberstellung gesellschaftlicher Kontraste sowie die Verbindung von Gender und sozialem Status gewinnen sie dennoch an Witz und Tiefe. Die Charakterisierung von Schuhen und Besitzer:innen erfolgt dabei wechselseitig. Der Stiefel schüttelt seine Stolpen wie ein Hagestolz die Locken seiner Perücke und der Pantoffel ist ebenso küssenswert wie der Fuß seiner ersten Besitzerin. Der Hauptunterschied zwischen weiblichen und männlichen Zuschreibungen besteht darin, dass Frauen tendenziell als Persönlichkeitstypen gezeigt werden und Männer verstärkt als klischeehafte Vertreter einzelner Berufszweige erscheinen. Auffällig ist die Übernahme zeitgenössischer Typen, etwa des Modegelehrten oder des Sammlers anatomischer Präparate. Der zugeschriebene soziale Status ist dabei stets am Zustand der Schuhe erkennbar. Sie erstrahlen in neuem Glanz, sind mit Schokolade befleckt oder bis auf die Sohle abgetreten – sozialer Abstieg wird durch materiellen Verfall markiert. Im Gegensatz zu typischen menschlich-biographischen Erzählungen entwickeln die Schuhe im Laufe ihres Werdegangs jedoch weder geistige Reife noch eine eigene Persönlichkeit. Die Anklänge des Schelmenromans sind in diesem Sinne stärker als die der Bildungserzählung. Die Perspektive der Schuhe bleibt scheinbar naiv, sodass sie menschliche Schwächen ungeniert kommentieren können. Im Einklang mit der literarischen Tradition pikaresker Texte wird eine offenkundige Unterhaltungsfunktion mit sozialkritischen Beobachtungen und Tugendlehren verbunden.

Die einzelnen Teile der Trilogie beschreiben jeweils eine episodische, nicht lineare Verfallsgeschichte. Sie zeichnen die Biographien der Schuhe nach, von der Produktion bis zu ihrem Aufeinandertreffen. Pantoffel, Schuh und Stiefel durchlaufen weitgehend voneinander unabhängige Stationen, die diverse soziale Felder beleuchten und unterschiedliche Menschentypen porträtieren. Sie wechseln den Besitz wahlweise durch Verkauf, Schenkung, Diebstahl oder Tausch, als Wetteinsatz oder Plündergut. In diesen mitunter als unmoralisch dargestellten Übergängen klingt eine erste Kritik menschlicher Schwächen an. Im Verlauf der Einzelepisoden kommen weitere Laster hinzu, die dezent angedeutet oder ausführlich beschrieben werden. In der Regel werden die Verfehlungen den Figuren genderstereotyp zugeordnet. Die weiblich konnotierten Frauenzimmer-Pantoffeln und -Schuhe porträtieren insbesondere Eitelkeit, List, Neid und Unvernunft. Die männlich verstandenen Manns-Stiefel karikieren hingegen Faulheit, Geiz, Stolz und falsche Gelehrsamkeit. Pantoffel und Schuh erlauben sich gelegentlich ein Urteil über die Tugendhaftigkeit ihrer Besitzerinnen. Sie bewerten das von ihnen beobachtete menschliche Verhalten, verschweigen diskret anstößige Details oder tauschen sich mit dem Schuhwerk anderer Figuren über deren Trägerinnen aus. Sie bleiben in ihrer Erzählung als Objekte präsent, verändern soziale Situationen durch ihre Anwesenheit und haben somit unmittelbare Effekte auf den Handlungsverlauf. Im Gegensatz hierzu tritt der Stiefel fast vollständig in den Hintergrund. Sein steter Gebrauch und seine Stabilität werden still vorausgesetzt. Der Fokus liegt auf der Figurenebene, die er lediglich als heimlicher Beobachter begleitet. Er postuliert zu Beginn seiner Geschichte eine moralische Differenz zwischen Frauen und Männern, welche jedoch im Verlauf der Erzählung durch das Verhalten der dargestellten Figuren konterkariert wird.

Durch eine geteilte Rahmenhandlung sind die einzelnen Texte formal und inhaltlich eng verbunden. Der fiktive Herausgeber gibt darin vor, die Schuhe im Gespräch belauscht zu haben. Scheinbar vertraulich berichtet er einem Freund per Brief davon und bittet kokett darum, seine Ausführungen keinesfalls zu veröffentlichen. In dieser Floskel mischen sich nicht nur Ironie und Bescheidenheitstopos. Vielmehr lässt eine Betrachtung des Rahmens unter funktionalen Aspekten dessen besondere Rolle erkennen: In ihm erfolgt eine Textsortenreflexion über die Dingerzählungen, für die zur Mitte des 18. Jahrhunderts weder ein Begriff noch etablierte Genrekonventionen existierten. Ossenfelder zeigt ein Bewusstsein für die Eigenständigkeit der Gattung. Er grenzt sie im letzten Band der Trilogie von den Hexenmärchen ab und verteidigt seine Schuh-Erzählungen in ihrer Eigenlogik. Eine Beachtung des Fiktionspaktes wird implizit eingefordert und mit Verweis auf den Unterhaltungszweck der Texte plausibilisiert. Hierin knüpft der Autor an Legitimationsstrategien aus dem ersten Band an. Dort wird der Vorwurf mangelnder Glaubwürdigkeit seitens des Erzählers scherzhaft entkräftet: Er habe die Sprache aller Dinge von einem weisen Rabbiner gelernt, welcher sie wiederum von einem gelehrten Chinesen erfahren habe. Dieser Verweis auf arkane Wissensformen erschwert eine faktische Prüfung der behaupteten Fähigkeit durch geographische und kulturelle Distanz. Indem der Erzähler die Objektsprache aus dem Reich des Phantastischen in die Sphäre der Gelehrsamkeit verlegt, fordert er jedoch zugleich Akzeptanz für die Textsorte ein. Am Ende der dritten Erzählung

kommt der fiktive Herausgeber hierauf zurück und bietet der kritischen Leserschaft an, eine schriftliche Sprachlehre der Dinge vorzulegen, um noch die letzten Skeptiker zum Schweigen zu bringen. Diese spielerische Rechtfertigung legt den Schluss nahe, dass die Textsortenspezifität der Dingerzählungen zum Zeitpunkt der Veröffentlichung nicht als bekannt vorausgesetzt werden konnte. Möglicherweise trug eben diese Offenheit des Genres zur Attraktivität der Dingerzählungen für Autor und Publikum bei. Die Einbettung der Texte in eine vermittelnde Rahmenhandlung dient in jedem Fall nicht nur der Strukturierung, sondern auch der Legitimierung der ungewöhnlichen Erzählsituation.

Bei allen Texten der Trilogie stehen neben der Unterhaltungsfunktion dieselben Kernfragen im Hintergrund: Was tun die Menschen mit den Dingen? Und wie wirken umgekehrt die Dinge auf das Leben der Menschen ein? Wer ist passiver Spielball des Schicksals und wer ist in der Lage, das eigene Sein aktiv zu gestalten? Im Abgleich menschlicher Biographien mit dem Werdegang der Schuhe scheinen etablierte Subjekt-Objekt-Ordnungen ins Wanken zu geraten. Die Individualität des Menschen verschwindet hinter dessen Typenhaftigkeit, die Leblosigkeit der Schuhe wird durch deren turbulente Wanderschaft hinterfragt. Durch einen impliziten Vergleich des Alterungsprozesses mit der substantiellen Abnutzung viel getragener Fußbekleidung wird ein ernüchternder Blick auf die menschliche Existenz geworfen: Die Bewegung durch die Zeit geht mit einem unvermeidlichen Verfall einher, analog zur Handlungsmacht der Objekte wird die Entscheidungsfreiheit der Menschen in Frage gestellt. Durch den Hauptzweck, neben moralischen Impulsen insbesondere Zerstreuung zu liefern, bleiben die aufgeworfenen Fragen in den Texten unbeantwortet. Sie treten hinter Karikaturen und Scherzworten zurück. Es erfolgt weder ein Plädoyer für absoluten Determinismus noch für die Autonomie des Subjektes. Dennoch prägen derartige Überlegungen die Trilogie und zeigen den breiten philosophischen Horizont der Dingerzählungen auf.

Einleitung und Anmerkungen: Johanna Wildenauer

Quellen: [Heinrich August Ossenfelder]: *Die Geschichte des Frauenzimmer-Pantoffels*. Dresden: o. V. 1753. – [Ders.]: *Die Geschichte des Frauenzimmer-Schuhes*. Dresden: o. V. 1753. – [Ders.]: *Die Geschichte des Manns-Stiefels*. Dresden: o. V. 1753.

Die Geschichte des Frauenzimmer-Pantoffels

*Nec aliud quicquam per fabellas quæritur,
Quam corrigatur error ut mortalium.*
PHAEDRUS¹⁴

Werthester Freund!

Ich mußte jüngsthin wegen einiger Angelegenheiten eiligst verreisen. Man wird doch niemals mehr verhindert, als wenn man eilen soll, wenigstens fällt uns die Verhinderung nie beschwerlicher, als wenn man selbige gar nicht vermuthet, und in seinen Verrichtungen gerne geschwinde seyn will. So gieng es mir. Ein ganz neues Rad an meinem Wagen zerbrach, und ich mußte in einem schlechten Wirthshauße einige Stunden auf dessen Ausbesserung warten. Es war bereits Nacht. Ich setzte mich dahero auf einen Großvaterstuhl, die Ruhe zu genießen; allein ich konnte nicht. Ein Gemurmele unter dem Stuhle machte mich aufmerksam, und ich hörte endlich bey meinem Lauschen, daß die Schuhe und Pantoffeln ein Gespräch mit einander hielten: Nun muß ich Ihnen sagen, mein Herr, daß ich über die Redensart: ja wenn die Wände reden könnten, mit einem alten Rabinen eine mir recht nützliche Unterredung gehabt habe. Der grosse Pythagoras hielt schon davor, daß die Thiere reden könnten, und ich zweiffle nicht, daß er manches nützliches Gespräche mit ihnen gehabt hat. Allein der grosse und weise Mann ist bey weiten nicht so glücklich gewesen, als mein alter Rabiner. Dieser hatte die Sprachen aller leblosen Dinge von einem alten tieffdenkenden Chineser gelernt,¹⁵ und es gefiel ihm, mir solche wieder zu lernen. Seit der Zeit hat mir manche Haushüre, manche finstere Treppe, manches Fenster, manche Grotte, manche Laube, kurz, manches leblose Ding tausend

kurzweilige Sachen und Begebenheiten entdeckt. So hörten vor diesen die Alten die Bäume reden, und erzählten ihre Entdeckungen. Ich will Ihnen auch erzählen, was ich gehört habe. Genug, Sie können hieraus sehen, daß es in der Welt närrischer zugeht, als man denkt.

* * *

Nun es ist doch gewiß wundersam, daß wir an diesem Orte und unter einem so schlechten Großvaterstuhle beysammen zu stehen kommen, redete ein abgetragner Frauenzimmerschuh einen verälterten Frauenzimmerpantoffel an. Der kleine Überrest eines Glanzes und goldenen Schimmers zeugte noch von ihrem ehemaligen Werthe, und ihrer nunmehr abgenutzten Kostbarkeit. Die gewesene Fürtrefflichkeit leuchtete auch aus dem niedrigen Behältniße und ihrem jetzigen Schmutze hervor. So wie man aus denen wenigen Überbleibseln des vergreißten Reitzes einer aus der Mode gekommenen Buhlschwester ihre gehabte Schönheit und vor diesem anziehende Reitzungen beurtheilen kann; so wurde man selbige an diesen Rednern gewahr. Mit eben so verächtlichen Augen, als man eine solche abgelebte und verblichene Schönheit anblickt, mochte wohl dieses abgenutzte und vormals schöne Paar anjetzo betrachtet werden. Ach mein lieber Bruder, war die Gegenrede des Pantoffels, wie wunderbarlich ist es mir seit meiner Geburt gegangen! Erzähle mir, lieber Halbbruder, sagte der zärtliche Bruder Schuh, erzähle mir deine Begebenheiten, ich will dir auch die meinigen erzählen. Unglückliche finden allezeit einigen Trost in der Erzählung ihres Unglücks. Man darf solche Leute nicht lange bitten, sie bringen einen oft selbst auf ihre unglücklichen Geschichten, und die Nächstenliebe erfordert auch von uns der Beträngten Schmerz auf alle Art zu lindern. So wenig man Gebeugte noch mehr beugen soll, so wenig darf man ihnen diese kleine Gefälligkeit

abschlagen, will man nicht ihren Zorn verdienen, oder vor unmitteilidig gehalten werden. Kaum hatte Bruder Schuh den Halbbruder Pantoffel gebeten, seine abentheuerlichen harten Reisen und Begebenheiten zu erzählen; so fieng selbiger nach einem kleinen Nachdenken also an:

* * *

Nachdem ich von der schaffenden Hand eines sinnreichen Hoffrauzimmerschuhmachers denen arbeitsamen Händen seines vielsingenden Schuhknechtes übergeben worden war, und dessen aus und einziehender Arm, sein folgsammer Hammer, und sein festhaltend gebogenes Knie meine Geburt völlig befördert hatten, nahm mich mein geschickter Meister unter seinen Mantel, und überbrachte mich selbst einer edlen Dame, deren allerliebster Fuß meine Niedlichkeit noch mehr verrathen sollte. Ich war gewiß schön, wie du noch aus meinem mir überbliebenen Reitze schlüssen kannst. Der weise Boden leuchtete nur ein wenig vor denen vielen mit Gold gestickten Blumen hervor. Die feine Arbeit lobte ihren Meister, und mein Werth war desto kostbarer, da der ehrliche Pantoffelschöpffer ein ganzes Jahr auf meine Bezahlung warten mußte. Er war ein Damenarbeiter, und solche Leute sind dergleichen schon gewohnt. Ich bewundere noch das liebliche und angenehme Lächeln dieser englischen Dame, da mich mein Vater an ihren küssenswerthen Fuß steckte. Ich kann diesen Mann billig meinen Vater nennen, obgleich sein Altgeselle auch einigen Antheil an mir hatte. Allein jener hatte doch den Grund zu meiner Geburt gelegt, dieser aber nur dieselbe befördert. Eine Sache, die wir beynahe mit allen Geschöpfen gemein haben. Genung mein wahrer Vater berührte nunmehr ihren schönen adlichen Fuß. Du lachst? Gewiß weil ich wahrer Vater sage: Weißt du denn nicht,

daß öffters die Gesellen das Beste thun, und der Meister nur verkaufft? Wie manche Vater zu ihren Kindern heissen, und darzu nichts beygetragen haben, als daß man selbige nach ihren Namen nennt, oder mancher etwas vor seine Arbeit ausgiebt, daß ihm doch andere vorgearbeitet haben. So war mein Vater nicht. Sein gefälliger Kneip hatte mich geformet. Kurz er war der rechte Vater. Kaum war seine Hand und ich an der lieblichen Dame Fuß gekommen, als ich sogleich ein angenehmes Zucken verspührt, daß die liebe Dame bis an das äuserste Ende ihrer kleinen Zehe merken ließ. Es entstand ohnfehlbar von dem Beyfalle über meine Schönheit. Meister Leisten, sprach sie, morgen komm er wieder, da will ich ihn bezahlen. Der liebe Mann zog ein wenig die Stirne, nahm seinen Mantel, machte einen tieffen Bückling und gieng. Nun hörte ich meine Lobeserhebungen. Gewiß, sie sind allerliebst. Die kleinen Närrchen! Wie niedlich sind sie! die kleine artige Spitze! der Absatz ist recht schön! Er muß sie fürtreflich gefüttert haben. Hierauf schlich die edle Dame mit majestätischen Schritten dreymal in ihrem Zimmer auf und ab; sie legte ihren Schlumper¹⁶ von einander, trat nochmals vor ihren dreyellen langen Spiegel, streckte den Fuß mit einem steiffen Knie seitwärts, hob ihren Unterrock in die Höhe, lobte ihre eigene schöne Wade, und die Vollkommenheit ihres tanzbaren Fusses. Sie war noch hiermit beschäftigt, als Lorchen ihre Cammerjungfer hereintrat. Siehe! Lorchen! schrie sie ihr entgegen, siehe, was unser Meister vor schöne Arbeit macht. Morgen bekomme ich meine Nadalgelder,¹⁷ morgen soll er bezahlt werden. Gnädige Frau, sagte Lorchen, der Ritter sind in dem Vorzimmer. Der Ritter? rief die freundlich lächelnde Dame. Der Ritter? Er soll hereinkommen. Kaum hat mein Mitvater, der Altgeselle, ein so freundliches Gesichte gemacht, da ihn mein wahrer Vater vor seine Arbeit den Lohn bezahlte, und seine fröhlich zitternden Hände das Geld einstrichen, welches er auf den guten Montag vertanzen wollte, als diese Dame dem Ritter, dem erwünschten Ritter,

lächelnde entgegen tanzte, und bis in den Vorsaal entgegen hüpfte, und ihn mit der Beredsamsten Höflichkeit in ihr Zimmer führte. Sie setzte sich auf ein seidenes Canapee. Lorchen brachte Chocolate. Man trank, und endlich erblickte mich der Ritter. Der artige Ritter! Tausend sinnreiche Bewunderungen flossen von seinem Munde. Jetzo ließ sich ihr Gemahl erkundigen, ob sie aufgestanden wäre, er wollte mit ihr Chocolate trinken. Der Ritter erschreck. Die Dame sagte: Sprich nur ich betete noch. Der gute Mann! Er hatte nicht die Ehre seine eigne Frau zu sehen; Seine Frau, die ihm doch bereits zwey Rittergütter verpantoffelt hatte; Seine Frau, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er durfte nicht kommen. Nun lobte der Ritter wieder ihren Fuß, dann ihren Verstand, dann bat er um Erlaubniß, mich küssen zu dürffen. Ihm wurde alles erlaubt, alles, endlich alles. Hier stieß der Ritter mit seinem brockatnen Aufschlage eine Tasse um. Zwey Tropfen Chocolate fielen auf meinen Cammerathen. Der Ritter bat um Vergebung. Die Dame lächelte, klingelte, und Lorchen kam. Geschwinde bringe mir ein paar andere Pantoffeln, diese sollen deine. Wie froh war Lorchen. Sie hüpfte mit eben so freudigen Füßen in die Garderobe Ihro Excellenz, als diese dem Ritter entgegen tanzte. Jedoch etwas ungeschickter, wie die Affen, welche der Menschen Handlungen nachahmen. Ja, sagte Bruder Schuh, diese Leute sind auch nur die Affen ihrer Herrschaften. Lorchen brachte andere und trug mich in ihren Kleiderschrank. Ein wenig Wasser reinigte mich wieder, und der Fleck war kaum mehr zu erblicken. Ich kam in die Gesellschaft gleicher Mitgenossen. Meine roserothen mit Silbergestickte Cammerathen waren auch nicht längst angelangt, und abgedankt worden, weil ihnen die Halbstieffeln des bärtigten und baumstarken Heyduckens¹⁸ zu nahe gekommen. Eine Menge Adrienen,¹⁹ Unterröcke, Schlumper und Schnürbrüste, auch ein Redoutenkleid, alles Geschenke von der gnädigen Frau, hingen über uns. Da hörte ich manche lustige Begebenheit erzählen, die ich aber

mit Fleiß vergessen habe. Ohnfehlbar gefiel es dem guten Cammerkätzchen sich einmahl recht schön zu putzen. Sie hatte mich noch nicht getragen. Der beste Unterrock, der beste Schlumper, alles das Beste, folglich auch ich, ward angelegt, und nach einem dreystündigen Anputze erschien Lorchen in dem Speisezimmer. Die gnädige Herrschaft war in Gesellschaft, und Lorchen, der Secretair, der Hofmeister und Cammerdiener speißeten alleine. Der Laufer wollte Gesellschaft leisten, er ward aber abgewiesen; endlich kam noch der Tafeldecker darzu. Hier habe ich Wunder gethan. Bald mußte ich des Secretairs Fuß, bald des Cammerdieners Wade, und bey dem Hofmeister noch ein wenig höher berühren. Man mußte mich verstehen, denn man trat wieder. Des Hofmeisters dreymal genährter Schuh war mir am empfindlichsten, und mochte es auch Lorchen seyn, denn sie zuckte sehr. Aber des Herrn Secretairs dünsöhligte Schuhe tippten nur, und wurden kaum gefühlt. Die Gesellschaft ward immer lustiger, endlich wollte man meine Gebietherin kützeln, und sie zog sich, wie ein listiger General, in ihr Schlafzimmer zurücke, ihre Feinde in die Falle zu bekommen. Da sie nun die Früchte ihres Sieges genießen wollte, und den Hofmeister bereits gefangen hatte, meldete das Rasseln der Wagen im Hoff, und die Fackeln der Bedienten, die Herrschaft an, und sie mußte dasmal ihren Feind entzwischen lassen, denen mächtigern Friedensmittlern Gehör zu geben. Selbst der Hofmeister gieng so mißvergnügt davon, als der große Tallard,²⁰ von dem ich nachmals viel erzehlen hören, aus Engeland schifte, da sein König den Frieden geschlossen hatte. Den andern Tag früh wollte mich meine Jungfer Gebietherin wieder aufheben, da trat ihre Schwester zur Thüre herein, und ehe solche noch etwas anders sagte, lobte sie mich sogleich und sprach: Ey hast du nicht schöne Pantoffeln! Ich dächte, du thätst sie mir schenken. Sie redeten dann beyde verschiedenes, und endlich wurde ich denn schon wieder verschenkt. Das

gute Mägden mochte ein gar zu gutes Herz haben, und nichts abschlagen können. Ich wurde in ein Tuch gewickelt, und von meiner neuen Frau in ihren Wagen getragen, worauf sie nach dem Zuruf an ihre Schwester: Thu wohl leben! mit mir davon fuhr. Ich merkte bald, daß wir aus der Stadt fuhren, und kurz darauf langte mich meine neue Besitzerin wieder hervor und sprach: Die liebe Dame! Ja, da ich bey ihr dienen that, that ich auch manches bekommen thun. Die schönen Pantoffeln! Meine Schwester ist aber doch noch glücklicher. So neu hätte sie solche bekommen? So neu? hum! das kann ich doch kaum glauben thun! Doch der Fleck. Ja. Ja. Aber so schön that sie Sr. Excell. sonst nicht tragen. Sollte sie sich jetzo köstlicher kleiden thun, da sie immer älter wird? Sie sehn doch gar zu schön aus! Das einfältige Ding that sie mir auch gleich schenken. Ich that es nicht thun. Nein, gewiß nicht. Doch wer weiß, ob mir mein Herr erlauben thut, solche zu tragen. Wie wird sich die Schulmeisterin ärgern thun! Sie sieht so aus wie der liebe Neid, und ist es auch. Ich muß die chirmanten Pantöffelchen auf die Schooß nehmen thun, daß sie sich nicht reiben thun. Nun merckte ich, daß es ohnfehlbar ein Stück von der Geistlichkeit wäre, an das ich gekommen. Sie redete den ganzen Weg so mit sich selber, es ist mir aber entfallen. Nun kamen wir in das Dorf. Den Augenblick nahm meine neue Herrschaft eine andere Miene an; So wie etwan ein junger Taugenichts mit einer viel bedeutenden Miene, Amtssorgenvoller Stirne, und einem Secretärischen Gang in der Versammlung eines schlechten Pöbels erscheinet. Jeder nahm sein Mützchen tief ab, und die Weiber nickten und grüßten sie recht freundlich; meine Frau aber dankte mit einer eben so gebietherischen Ernsthaftigkeit, als der Voigt den Morgengruß derer Baugefangenen beantwortet. Lieber Bruder Schuh, alle diese Leute habe ich nach und nach kennen lernen. Ich kenne sie auch, antwortete der lachende Bruder Schuh, fahre nur fort, lieber Halb-Bruder. Nun hielt man stille. Der liebe Mann stand an der Thüre, und hob

seine Frau selbst aus der geistlichen Carethe. Je, mein Schatz, was hast du denn in der Schürze fragte er. Ein Geschenke, war ihre Antwort. Sie wieß mich ihm, und er ruffte sanftmüthig aus: Eitelkeit! Kannst du denn die Thorheiten der Welt noch nicht vergessen? Nun, laß es nur immer gut seyn thun, mein liebes Hertzchen, sagte sie. Hierauf trug sie mich hurtig in ihren Kleiderschrank, und ich kam zu verschiedenen meiner und deiner Mitbrüder zu stehen. Meine Nachbarn rühmten sich, die Lieblinge der Frau Magisterin gewesen zu seyn. Da sie mich aber selbst oben angesetzt hatte, so sagten die guten Tropfen gleich, daß ich es werden würde. Es waren ein paar ascherfarbene tra-jetne mit Silber besetzte Pantoffeln. Sie liessen mir und meinen Cammerathen den Vorzug, und hielten mit uns ohne Neid, Freundschaft. Sie erzählten uns: Daß der Herr ein grundehrlicher und frommer Mann wär. Armuth und Noth hätten ihn gezwungen, diese Frau vor sein Glück sorgen zu lassen. Die Frau wäre eine böse und garstige Frau, welche durch List den armen Mann betrogen, und erhalten hätte; nachdem sie dasjenige, was der Läufer verrichtet, auf den Herrn geschoben, und derselbe deswegen seinen Hofmeister, nebst dieser gewesenen Cammerjungfer, auf das geschwindeste versorgt habe. Ich hatte zu einer unglücklichen Stunde das hohe Glück, die fürchterlichen Waffen ihrer Hände zu seyn, welche vor Zorn zitterten, und ich mußte die erstaunende Zeichen ihrer gerechten Rache auf das Gesichte dieses leutseeligen Mannes machen. Das ist auch meine einzige Heldenthat. Kurz, nach unserer Ankunfft kam in einer Nacht ein Geschrey: Husaren! Husaren! Wir hörten darauf die Frau, und eine etwas rauhe Stimme ganz freundlich reden. Endlich schrie die Frau: Mann, laß den Leuten ein paar Brode, Butter und Käse geben. Hierauf kam sie mit der andern Person in unsere Cammer, wo wir stunden, und das Ehebett war. Man redete sachte, und wir konnten nichts mehr hören, als: Ich schencke ihnen den erbeuteten Wagen, nebst Pferden und allem, was darinne ist. Indem kam eine klare

Stimme, welche nicht wenig lermte, unsern Schrank aufriß, verschiedenes wegnahm, und endlich auch mich und meine zwey Cammerathen zusammen wickelte. Auf einmal schrien viele Stimmen: Der Feind läßt sich sehen! Sogleich gieng alles fort, und wir wurden fortgetragen, ohne die Frau Magisterin wieder zu sehen. Kaum waren wir mit unserer neuen Besitzerin eine Stunde gefahren, von der ich dir sagen muß, daß solche ohnfehlbar dem Hauptmann der Husaren angehören mußte, weil ihr alles folgte, kaum, sage ich, war es so lange; so wurde unser Wagen umringt und aufgemacht. Es mochten die Feinde seyn. Alles wurde heraus genommen, und mich und meine Cammerathen gab ein bärtiger Kerl einer Frau aufs Pferd, der trotzig sagte: Frau, da hast du was. Sie band zwey und zwey zusammen, und hang uns an ihre Pistolholstern. Nun jagte alles fort. Unsere Reuterin jagte in Wald, stieg ab, und da sie eine Weile mit einem jungen Bauerkerl freundlich geredet hatte, führte sie dieser durch einen Schleiffweg an die Stadt. Gleich in der ersten Gasse begegnete ihr ein junges Mägdchen. Jungfer, ruffte diese, Jungfer, will sie kauffen? Nicht theuer. Beyde Paar einen Gulden. Das liebe Mägdchen suchte ihr Beutelchen, bezahlte, und trug uns heim. Uns behielt sie selbst, und die andern bekam ihre Mutter. Ihr Vater war ein guter ehrlicher Handwercksmann, der aber mehr Knecht, als Herr im Hause hieß. Gleich den ersten Sonntag wurde ich zum völligen Putze angelegt. Da hättest du, lieber Bruder, das Reden und Lermen der andern Bürgermädchen hören sollen. Seht doch, die schönen Pantoffelchen! schrie die eine. Ja, ja, sagte die andere, wer weiß, warum sie solche bekommen hat! Selbst hat sie sich solche warlich nicht geschafft. Hum, sprach eine andere recht höhnisch: Die letzte Einquartirung! Allein, meine Schöne gieng stolz durch die vom Neid besetzten Gassen. Ihr Gesichte zeigte eben die verächtliche Miene, mit welcher ich die spitzigsten Steine betrat, und über solche hinweg schlich. Ich war auch noch wie neu. Caroline, so hieß das liebe Mägdchen, bekam den Nachmittag

Besuch, und gegen Abend giengen ihre Freundinnen, nebst ihr, auf den Tanz, wo wir nicht wenig beschaut, bewundert und gerühmt wurden. Ein junger Pursche führete meine Gebietherin nach Hause, und wünschte unterwegs wohl zehnmal ihr zu Liebe in einen ihr so lieben Pantoffel verwandelt zu werden. Er hätte auch gewiß verdient, vor die sich erkühnte Freyheiten, wodurch er Carolinchen seine Liebe zu erkennen geben wollte, von ihr mit Füßen getreten zu werden. Allein, sie war viel zu sittsam und fromm, ihren nothleidenden Nächsten noch mehr böses zu erweisen. Ein Kuß war seine ganze Straffe. Wir kamen noch zu verschiedenen gleichen Begebenheiten. Einsmals aber hohlte uns in der Nacht ein Kerl mit einer Blendlaterne, nebst allen Sachen, aus dem Schranke. Kurz, wir wurden gestohlen, an einen Juden verkaufft, und kamen noch dieselbe Nacht aus dieser Stadt. Der dienstfertige Israelite brachte uns bald an. Eine Hofräthin kaufte uns, diese Frau war gegen sich selbst gewissenhaft, ihrem Manne treu, und dennoch schön und wohl gewachsen. Sie trug uns nur ein paar Tage, und verschenkte uns dann an ihre Muhme, welche sie bey sich hatte, und die ihre Haußhälterin vorstellte. Sie hatte uns gewiß darzu gekaufft. Ich kan dir nicht beschreiben, lieber Bruder Schuh, wie fromm und eyfrig diese Frau ihr Gebet verrichtete. Ich habe auch ihr Lob von dem Mägdchen gehört, ob diese gleich ihr völliges Gegentheil war. Da merkte ich, daß die Lasterhafften offt die Tugenden kennen und preisen, aber derselben Ausübung verabscheuen. So edel die Frau Hofräthin gesinnt war, so niedrig dachte die Jungfer Muhme. Ihr Gehirne war allein voller Nachtzeuger, Ohrglocken, schöne Bänder, schöne Kleider, Gold und Silber, und am meisten voller Buhler. Wenn die Frau Besuche gab, verguckte sie ihre Zeit am Fenster, oder laß die ihr unschätzbaren Bücher, von denen sie die schöne Tyrolerin²¹ am meisten anprieß. Endlich gab sie uns einer Frau, welche ihr ein niedliches Briefchen brachte, und ich möchte wissen, was sie vorgegeben, nachdem uns ihre Frau vermißt hat. Listig

war sie, aber gar nicht klug. Diese Frau lieb uns nur ihren Kostgängerinnen, deren sie eine grosse Menge bey sich hatte. Bald besuchten uns geputzte Herren, bald Leute mit einem Zeichen am Huthe, bald Laquais, bald Handwerckspursche. Meine neue Jungfer hatte vor alle eine gleiche Liebe. Ein Herrndiener war ihr vorzüglichster Liebhaber. Er führte davor seine Schöne in die Oper. Sie hatte sich recht schön ausgeputzt, und saß zwischen zwey artigen Mägdchen, diese giengen in Schuhen. Der eine erzählte mir, daß seine unvergleichliche Gebietherin nichts geringes wäre, und eine hefftige Liebe zu dem einen Sängler hätte. Der andere sagte: daß seine vornehme Schöne mit einem gewissen alten Herrn bekannt sey, der brav Geld habe, und von der Gallerie mit ihr liebäugelte. Nach der Oper wollte meine Jungfer mit ihrem Liebhaber nach Hause eilen. Es hatte erschrecklich geregnet, der Weg war sehr weich, und die liebe Jungfer mußte uns wegen des Gedränges stecken lassen, und in ihren weisen Strümpffchen nach Hause gehen. Ein Läufer sah uns bey dem Schein seiner Fackel schimmern, er zog uns hurtig aus den nassen Umständen, wickelte uns in sein Schnupftuch, und schenkte uns zu Hause dem Bettmensch. Aber wie erschrack ich, als diese Magd einige Tage darauf das Bette meiner gewesenen Gebietherin, der Cammerjungfer Lorchen, bettete, und ich sie selbst erblickte. Bruder, ist unser Seyn nicht ein recht wunderlicher Wechsel? Dieses Mensch nun hatte durch Vermittelung des jungen Herrn ihren Liebsten von Soldaten loß gemacht, welcher gegenwärtige Schenke pachtete, und diese unvergleichliche Jungfer, das Bettmensch, heyrathete, welches nun die Frau Wirthin ist. Vor diesen trug sie uns, wenn Reisende hier schlaffen mußten, und die sie selbst bediente. Da habe ich nun eine ziemliche Menge nicht eckelhafte Reisende kennen lernen. Der Schultze und Schäfer aus dem Dorffe, sind gleichfalls in meine Bekandtschaft gerathen, und da ich nun sehr abgetragen bin, werde ich nur noch des

Abends angeschlurfft, wenn sie zu Bette geht. Heute ist ihr Mann ver-
reißt, und sie ist oben in der Stube bey einem Herrn, der diese Nacht
da bleibt. Dieses weiß ich, weil sie meine Nachfolger ansteckte. So
weit ist es nun mit mir gekommen. Mein Grab ist gewiß noch ein
Fahrweg, oder noch schlechterer Ort, wo ich bis auf das letzte Riem-
chen vermodern soll. Du armer Halbbruder, sagte der mitleidige
Bruder Schuh, so wird es mir auch gehen! Du sollst ehstens meine
Geschichte hören, die noch betrübter ist. Ich freue mich die Deinige
zu hören, lieber Bruder, du magst sie mir bald erzählen, wer weiß, ob
wir noch lange beysammen sind. Ich erwarte nun täglich mein Ende,
da ich wieder zu nichts werden muß.

* * *

Hier bließ mein Postillion, und ich mußte fort. Sollte ich bey meiner
Rückreise die Geschichte des Bruder Schuhs hören, will ich ihnen
dieselbe gleichfalls mittheilen, wenn Sie einigen Gefallen darauf
finden. Mein Gedächtniß ist mir manchmal untreu geworden;
Künftig aber will ich meine Schreibetaffel zu mir stecken, und
sogleich nachschreiben. Leben Sie indessen wohl. Ich bin mit
Vergnügen etc.

Die Geschichte des Frauenzimmer-Schuhes

*Neque enim notare singulos mens est mihi,
Verum ipsam vitam & mores hominum ostendere.
Rem me professum dicet forsitan aliquis gravem.*
PHAEDRUS²²

Werthester Freund!

Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe die Geschichte des Frauenzimmerschuhes versprochen. Hier übersende ich solche. Sie werden darinne viele wunderliche Zufälle finden. Den Ort, wo der Schuh gemacht worden, hat er selbst niemals genennt. Vielleicht kennen Sie einen witzigen Kopf, der Ihnen einen Schlüssel darzu verfertigt, oder einen weltkundigen Menschen, der diese Kleinigkeit mit Erklärungen und Anmerkungen versieht, und der Einfalt zum Besten recht deutlich auslegt. Ich bin selbst begierich eine so schöne Arbeit zu sehen. Schicken Sie mir ja dieselbe zu. Beschützen Sie mir aber die Geschichten vor dem Drucker. Wenn eine Sache gedruckt ist, alsdenn richtet ein jeder. Meine Herren Neider könnten wohl gar die Leute bereden, daß ich alles erfunden hätte, und dadurch ein oder das andere Stadtviertel in Bewegung bringen wollte, daß immer ein Nachbar den andern auslachte. Sie wissen wohl, wie böse Mäuler sprechen. Man kann sich vor dieselben nicht genug in Acht nehmen, und witzig-boßhafte Ausleger sind allemal ärger, als die Schrift selbst. Ich will solchen hübschen Herren nun eben nicht gerne in die Hände fallen. Lassen Sie also nur weder die Geschichte des Pantoffels noch des Schuhes drucken. Sie sind auch mein guter alter X**. Ich will Ihnen auch erzählen, wie ich diese Geschichte erhalten, und warum der Schuh nicht eher, als bis nach meiner Zurückkunft erzählt habe. Alle

leblose Dinge reden nur in der Nacht mit einander. Es war bald Morgen, da ich aus dem Wirtshause fuhr, und den folgenden Abend kehrte ich mit Fleiß daselbst wieder ein, und hielt mein Nachtlager in dem Großvaterstuhle. In dieser Nacht nun habe ich die Geschichte des Schuhes und des Mannsstiefels gehört. Sollten es meine Amtsverrichtungen zulassen, will ich Ihnen des letzten Begebenheiten gleichfalls mittheilen. Nach einigen Gesprächen, die von der Veränderung der Moden waren, erinnerte der Pantoffel den Bruder Schuh an sein Versprechen, und dieser fieng also an:

* * *

Meine Blätter und Quartiere²³ wurden von denen niedlichen Händen eines jungen Mägdchens genäht. Es war eine Meisterin im Hexenstiche und rühmte sich gegen ihre Freundinnen, daß ihr niemals eine Arbeit so geschwinde von Händen gegangen wäre, als wir. Hierauf schrien alle: ja, es läßt sich auch wirklich vor manche Leute geschwinder arbeiten, als vor andere. Es hatte sich das gute Kind etlichemal gestochen, und bey unserer Verfertigung einige Nehnadeln zerbrochen, so gleich machten ihre Freundinnen den sichern Schluß, die Person, vor welche wir gemacht wurden, würde geküßt, und zur Braut werden, so bald uns selbige trüge. Sie machte uns endlich unter andächtigem und verliebtem Singen, unter vielen frauenzimmerlichen Gesprächen und unter Lachen und Scherzen fertig. Die bunte Seide der verschiedenen Blumen erhob den isabellfarbenen Boden, und die silbernen Vierecke vermehrten unsere Schönheit um ein groses. Man sah endlich gar nichts mehr von der Gage, die doch unser Grund war. Ein berühmter Frauenzimmerschuhmacher erhielt uns von diesem artigen Mägdchen, und wande nunmehr allen schuhmacherischen Witz an diese schöne Arbeit in die niedrigste Gestalt

zu bringen. Seine geschwind arbeitenden Hände verfertigten uns selbst, und zwar das schönste und allerliebste paar Schuhe, das noch niemals einem Meister so gut gelungen war. Seine junge Frau musste uns mit isabellfarbenem Bande einfassen, und nun betrachtete uns das liebe Paar mit der innigsten Freude. Eben auf die Art, als etwann ein junger Schriftsteller mit der herzlichsten Freude die Arbeit seines Witzes ließt, und wieder durchließt, und mit einem holden Lächeln sich selbst bewundert. Der Geldbenöthigte Meister eilte hierauf mit geschwinden Schritten zu derjenigen Dame, welche uns bestellt hatte. Nach Anwünschung eines allerunterthänigsten guten Morgens, langte uns der gute Meister unter seinen Armen hervor, und freute sich schon heimlich auf das Lob seiner schönen Arbeit, oder vielleicht auf seine richtige Bezahlung. Er zog uns nun der gütigen Dame selbst an, und strich uns mit der größten und zärtlichsten Behutsamkeit, daß man nicht das geringste Faltchen gewahr wurde. Er wurde gelobt, und empfing so gleich mit vieler Freundlichkeit seinen verdienten Lohn, welchen er mit begierichen Fingern zusammen strich, und nach vielfältiger Empfehlung seiner fernern Dienste die lächelnde Dame verließ. Ihr Gemahl trat gleich in das Zimmer, da der Meister fortgieng, und die Dame empfing ihn mit der stärksten Zärtlichkeit. Wir wurden ihm gezeigt, und erhielten seinen Beyfall, welcher mit einem ehelichen Kusse belohnt wurde. Die schöne Dame war die Freundlichkeit selbst. Jedermann ward von ihr mit einer liebreitzenden und lächelnden Miene begnadigt. Sie übertrieb diese Freundlichkeit aber so stark, als manche Leute den Hochmuth und das Mürrische. Sie fehlte aber nur aus Guthertzigkeit, und kam darüber in einen bösen Verdacht, der doch sehr ungerecht war. Wir und alle Cammeraden wussten es besser. Gleichwohl wollten uns einige Mannsschuhe versichern, daß selbige ihrem Manne nicht getreu wäre. Allein diese Nation Schuhe macht es wie ihre Herrn. Ihr täglicher Umgang prägt ihnen eben die Gedanken ihrer Herrn ein, und welche Mannsperson

glaubt nicht gleich, daß man sie liebt, wenn selbige von einem Frauenzimmer ein wenig freundlich angelächelt wird. So bald sie aber das Gegentheil erfahren, treibt solche ihr Ehrgeitz zur Rache, und sie dichten dann dem armen Frauenzimmer tausend Unartigkeiten an. Wenn ich gehört hätte, daß die gnädige Frau ihren Mylord das Schoßhündchen, wo nicht mehr, doch eben so stark als ihren Gemahl liebte, so hätte ich es aus Erfahrung geglaubt. Das war der einzige Nebenbuhler ihres Mannes. Er genoß mit ihm gleiche Ehre, und gleiche Freyheiten. Eben der Schönen Mund, der die Lippen des allerschönsten Cavaliers berührte, küßte das zotliche Thier mit gleicher Zärtlichkeit. Kaum konnte sich die sonst sehr vernünfftige Dame entschlüssen die alten Betten ihres Mylords dem verheyratheten Cammermenschē vor ihr neugebohrnes Kind zu geben. Wenn es ein schöner Hund gewesen wäre, er hätte ganz neue bekommen. Einige Zeit darauf sah uns der gnädigen Frau Fräulein Schwester, und wir gefielen ihr. Du gutes Kind, sagte die Dame, was sind dir diese Schuhe nütze? Du gehst ja nur auf dem Felde spazieren, und da verrichten es ein paar schlechtere. Hier merkte ich, daß es ein Landfräulein sey, wir wurden ihr aber dennoch geschenkt. Kaum hatte uns das gnädige Fräulein erhalten, als sie uns ihrem Cammermädgchen zeigte, welche uns, wie gewöhnlich, bewunderte. Das liebe Kind zog uns an, und schlich mit stolzen Schritten einer sich brüstenden Spanierin in dem Zimmer drey mal auf und nieder. Sie gieng bey nahe eben so hochmüthig einher, als eine zur Madame gewordene Jungemagd, welche nunmehr durch den Stand, in welchen sie ihr gewesener Herr erhoben hat, von dem übertriebensten Hochmuthe besessen wird. Eben so gebiethrisch, als jene ihre Dienstboten ansieht, warf das gute Fräulein ihre Blicke in den zur Seite stehenden Spiegel, der ihr mit der geschwindesten Ehrerbiethigkeit die landfräuliche Gestalt vorstellte, durch welche das arme Ding alsobald wieder zu sich kam, hurtig an ihren Putztisch lief, und sich mit einem Wasser benetzte, vor

welches die freyerscheuchenden Sommerflecke auf das eiligste ihren erzwungenen Abtritt nehmen sollten. Einige Tage darauf begleiteten wir unsere Besitzerin, als Bauermieckenschuhe²⁴ auf die Redoute. Ein sich klugdünkender Harlequin schwur bey allen Göttern auf französisch, daß sie eine wahre Bäuerin wäre. Ein geschlanker Scapin²⁵ guckte ihr so gar unter die Larve und fragte recht tückisch: Wie viel sie heute gemolken habe? Ein Schulmeister sagte ihr mit der unhöflichsten und unanständigsten Ernsthaftigkeit ins Gesichte: Miecke, Miecke, ich habe dirs vielmals gesagt, du solst auswerts gehen, aber du gehest noch immer wie Pfarrs Gänse: Hundert solche Spöttereien wurden ihr laut gesagt, und noch lauter belacht. Wir drückten das gute Kind, welches die Welt liebte, nach der Welt lieben wollte, und doch nicht nach der Welt erzogen war. Ein schwarzer Domino zog das gnädige Fräulein wieder zum Tanze auf; Allein sie gestund ihm offenherzig, daß wir sie sehr drückten, und sie dahero nicht gleich wieder tanzen könnte. Der galante Herr erboth sich das liebe Kind in ein Nebenzimmer zu führen, wo sie uns umwechseln sollte. So wie ein gehorsames und sich noch nicht fühlendes Mägdchen denen listigen Zureden eigennütziger Ältern blindlings folgt, und sich in die einsammen Zellen unbrauchbarer Klöster verschließen läßt, damit ihre ältere Schwester eine ansehnlichere Mitgabe erhalten kann; so folgsam ließ sich das unerfahrene Fräulein durch die Lockstimme des schlaunen Herrns in dem schwarzen Domino ankiren, und von ihm hinter einen rothen Vorhang führen, wo er selbst den geschäftigsten Cammerdiener abgab, und ihr behülflich war uns umzuwechseln. Er sagte ihr tausend artige Sachen, und wollte endlich ihre Strumpfenbänder fester machen. Hier erfuhren wir, daß er ein so genannter Jungferkränker wäre, der sich niemals, ohne einen neuen Sieg zu erstreiten, nach Hause tragen ließ. Er schwur wohl zehnmal, daß er sich die Erlaubniß ihre Strumpfenbänder anders zu binden, vor die größte Ehre hielt. Das eine war schon angefaßt, als er plötzlich von

einer Müllerin gestört wurde, worauf er so gleich verschwand. Dieses war nun niemand anders, als die schon mehr erfahrene Schwester unsers gnädigen Fräuleins. Das arme erschrockene Mieckchen folgte ihrer Schwester, und ließ sich bald mit ihr nach Hause tragen. Kind, sagte die gnädige Frau zu Hause, es war dein Glück, daß ich dich gleich vermißte. Wie wusstest du aber, daß ich hinter dem Vorhange war? Ist es dir auch so gegangen? fragte das unschuldige Fräulein. Nein, mein Kind, war die Antwort. Ich bin von meinem Gemahle vor diesem Abtritt gewarnt worden, und ich habe vergessen, dir solches zu sagen. Ich fürchte mich gar nicht, es war mir nur um meine Bänder, die ich mir erst vorigen Sommer selbst gestickt habe. Hier lachte die verschlagene Dame. Ein unvermutheter Zufall rufte das Fräulein auf das Land. Wir reißen ab, und Hanchen des Fräuleins Cammermägden setzte uns zu dem wenigen Vorrathe ihrer Herrschaft. Noch zwey Paar machten unsere ganze Gesellschaft aus. In einigen Tagen wurden wir mit ein paar Trauerschuhe vermehrt. Sie erzählten uns, daß die gnädige Mama in der besten Blüthe ihrer Jahre gestorben wäre, und von ihrer ältesten funzigjährigen Tochter höchst rühmlich beweint würde. Nachdem die Töchter und Schwiegersöhne die Erbschaft getheilet hatten, erhielt das jüngste Fräulein als unsere Besitzerin die ehemaligen Brautschuhe ihrer gnädigen Mama. Von diesen hörten wir, daß die verstorbene Frau allemal an ihrem Hochzeit-tage in selbigen in die Kirche gegangen und gewiß sehr ungerne gestorben wäre, weil sie nur kürzlich die Gelübte gethan, daß sie dem Herrn Magister einen Hasen in die Küche schicken wollte, wenn sie ihren Hochzeittag wieder erlebte. Nach dem Trauerjahre waren wir dem guten Fräulein zu enge geworden, und es verschenkte uns selbiges an die Frau Verwalterin. Diese feine Frau wusste von ihrer Herrschaft alles zu erhalten, was ihr beliebte, ohne selbige jemals um etwas anzusprechen. Sie trug uns eiligst in ihre Stube, setzte uns auf den Tisch, und beschaute uns lange Zeit. Endlich löste die Freude ihre

beredte Zunge. Mein Treue! sprach sie, die Dingerchen sind recht gut zu meinem rose Habitchen,²⁶ und gelingt es meinem Manne, so will ich wohl noch eine Adriene darzu tragen. Nun ist die Frau todt, der Kinder sind viel, und die Schwiegersöhne haben Schulden. Nun bezahlen sie von der Erbschaft. Es müßte nicht gut seyn, wenn mein Mann nicht das Guth behaupten sollte. Niemand weiß den Vorrath. Das Rechenbuch war der seeligen Frau ihr Kopf, und mein Mann hat schon aufgeschrieben, daß er bestehen kann. Es wird schon gut gehen! Ihr lieben Dinger, ihr werdet mich so gut kleiden, als das Fräulein. Ich kann auch noch gnädige Frau werden. Mein Fuß ist so gut, als ihr adlicher. Es wär mir nicht lieb, mein Treue! es wär mir nicht lieb, wenn mein Fuß nicht viel niedlicher wäre, als des Fräuleins plumper Viehmägdefuß. Je nu, es ist die jüngste. Der Herr war alt, und der Schirrmeister stund gut. Ich will schwören, daß ihm das Fräulein ähnlich sieht. Der muß mir gleich aus dem Hause, so bald ich das Guth habe. Ich könnte auch mit ihm in die Rede kommen. Nein, das laß ich bleiben. So werfe ich mich nicht weg, ich habe Mannes genug. Auf den Sonntag will ich euch anziehen, ihr allerliebsten Dinger! Sie hätte noch weiter geredet, wenn nicht die Frau Magisterin ihre Ankunft melden lassen. Mit eben der Feinheit als ein schönes und listiges Frauenzimmer eine halbe Florkappe²⁷ vor ihr niedliches Gesichte hängt, und die Mannspersonen, welche nach ihr schielen, durch die halbe Entdeckung ihrer fürtreflichen Schönheit noch mehr anreizet, die völlige Aufdeckung der mißgünstigen Kappe zu wünschen; oder mit eben der List, mit welcher eine erfahrene Buhlschwester auf der Redoute nur eine halbe Larve vor das Gesichte nimmt; oder mit eben der Hinderlist als nur ein schmahler Pallatin von dünnen brabantier Spitzen die lockenden Völligkeiten eines erhabenen Busens bedeckt; oder mit eben der künstlichen Verschlagenheit, mit welcher sich eine geliebte Schöne hinter den Vorhang zieht, den heimlich geliebten Liebhaber gleichfalls hinter denselben zu

locken; mit eben einem solchen Kunstgriffe wurden wir unter das Cannapee der Frau Verwalterin gesetzt, und sollten die Frau Magisterin durch die Schönheit unserer Spitzen, welche nur ein wenig hervor guckten, anlocken, uns hervor zu langen, und zu bewundern. Die Frau Magisterin blieb wohl drey Stunden da, und hatte uns gewiß gesehen, ihre Reden handelten aber nur von der Wirthschaft, von Erziehung der Kinder, und von der schlechten Zucht der verstorbenen gnädigen Frau. Von Staate und Putze sagte sie nichts, und war doch eine junge Frau. Alle ihre Reden waren so gelassen und vernünftig, daß sie gefallen mußten. Ohne die geringste Bitterkeit und Spöttey sagte sie der Frau Verwalterin so viel Wahrheiten unter die Augen, als man nur sagen kann, und hiermit gieng sie fort. So wie sich ein junger Mensch, der sich selbst überredet, daß er ein witziger Kopf sey, heimlich ärgern mag, wenn niemand über seinen gemachten Scherz lacht; so heimlich ärgerte sich die Frau Verwalterin, daß die Frau Magisterin uns nicht gesehen und gelobet hatte. Sie schickte ihr den Topf Butter nicht, den sie schon im Gedanken vor sie bestimmt hatte. Darum brachte sich die Frau Magisterin durch ihre Nachlässigkeit. Hätte sie uns sehen wollen, sie wäre jetzo um zwölf Kannen Butter reicher. So gieng sie ohne uns zu bewundern fort, und erhielt nichts, als ein Schock frische Eyer. Die Ehre ihres Besuchs mußte doch mit etwas belohnt werden. Wir wurden nun biß zum Sonntage aufgehoben. So wie ein junges Schülerchen, das zum erstenmale eine öffentliche Rede halten soll, mit der größten Einbildung seiner Hoheit, den von seinem lieben Vater erhaltenen Degen, an die Seite schnallt, und mit behutsamen Augen bey jedem Schritte durch den Arm nach dem ihm so lieben Stückchen Eisen schielt; eben so viel eingebildet schnallte uns die Frau Verwalterin an ihre werthen Füße, und beschielte uns mit einem holden Lächeln, womit sie sonst nur ihren herzallerliebsten Schatz vor dem Cammergerichte zu begnadigen pflegte. Ey je, hat die Frau Verwalterin nicht schöne Schuhe! ruften

die in Verwunderung gerathenen Hofmägde aus, da ihre Gebietherin über den Hof in die Kirche schlich. Das Cammermägden des Fräuleins saß in der Kirche neben ihr. Hier entdeckten wir Hanchens Pantoffeln, daß sie bey ihrer Jungfer das Gefühle des Neides und Zornes verspürten. Kaum waren wir wieder in den Hof gekommen, als unsere neue Besitzerin sogleich von dem Cammermägden angeredet wurde. Hier entstand nun ein entsetzlicher Lärm. Hanchen hieß die Frau Verwalterin eine Liebedienerin, eine Broddiebin, eine Abschwatzerin, und eine Menge solcher schönen Tittel, welche sehr geschwind auf einander folgten. Unsere Frau gab allezeit Wort um Wort, und wollte schon meinen Cammeraden ausziehen, als ihr Mann eilig herbey lief, die Frau in seine Arme schloß, und mit ihr in seine Behausung eilte. Kaum kann ein rechtschaffener Arzt mit einer so verächtlichen Miene die marktschreierischen Stellungen eines Bühnendocktors ansehen, als uns der eilfertige Schiedsrichter beschaute, worauf sogleich ein ernstliches Verboth erfolgte: Die infamen Schuhe nicht mehr ans Tagelicht zu bringen. Weinen und Seufzer als die gewöhnlichen Werkzeuge einer gekränkten Frau ihren erzürnten Mann wieder zu besänftigen, wurden hier zu vergeblichen und unwirksamen Mitteln wieder des verbiethenden Mannes einmal gesprochenes Endurthel. Umsonst fiel sie ihrem geliebten Lobchen um den Halß. Umsonst bethrante sie seine geküßten Wangen. Umsonst gab sie ihm die allersüssesten Beynahmen der allersinnreichsten Zärtlichkeit. Drey mal that sie einen solchen zärtlichen Anfall, und drey mal wurde sie mit der unbeschreiblichsten Härte abgewiesen. Nichts rührte ihr unerbittliches Lobchen. O du grausamer Soliman²⁸ gegen deine Frau, die dich so zärtlich bittet. Deine Härte übertrifft noch die Wildheit reisender Thiere Libiens. Das gute Weib erhielt nichts, und durfte nicht einmal böse thun, oder nur die geringste verdrüßliche Miene machen. In ein solches Ansehn hatte er sich bey ihr gesetzt. Er hatte sie aber darbey ausnehmend lieb. Den folgenden

Tag fuhr er mit Korne in die Stadt, nahm uns heimlich mit, und vertauschte uns bey einem Schuster, gegen ein anderes Paar, vor seine Frau. Wie waren etwan achtmal getragen worden, und daher noch wie neu. Der Schuster verkaufte uns bald an eine Frau, die selbst in seinen Laden kam. Sehen sie, sagte die Frau, da sie in den Laden trat, daß ich selbst komme. Weisen Sie mir doch die Schuhe. Wir stunden auf dem Tische, und Meister Absatz gab uns in ihre Hände. Sehen sie doch! die Dinger sind hübsch! rufte sie aus. Wie theuer mein lieber Meister, hier handelten beyde, und sie bezahlte uns. Weil sie uns einpackte, fragte der Mann, wie sie sich befände. Sehen sie, war ihre Antwort, ich habe bißhero starke Brustbeschwerden gehabt, sehen sie, und darbey einige Leibesschmerzen gehabt, sehen sie, doch sehen sie, es ist mir jetzo ganz wohl, sehen sie. Sehen sie, es ist Zeit, ich muß gehen, sehen sie, leben sie wohl! Nun trug uns ihre Magd nach Hause, und da erfuhren wir von denen andern Schuhen und Pantoffeln, daß unsere neue Gebietherin eine junge Witbe wäre, und selbige den Ruff und das Ansehen einer besonders tugendhaften und frommen Frau haben wollte. Allein so geschickt und schlaue ein witziger Bösewicht das Gepräge derer Müntzen seines Landesherrn oder anderer Fürsten nachzumachen, und diese falsche Müntze auf die listigste Art vor gute und wichtige auszugeben weiß; eben so geschickt wusste ihre lasterhafte Seele unter dem Scheine einer unschätzbaren Tugend die größten Boßheiten auszuüben, und dennoch untadelhaft vor ihren Nachbarn und Freunden zu verbleiben. Sie war verschiedenemal in verstellter Kleidung an denen schandbarsten Örtern gewesen, und ich habe sie selbst einmal an einen solchen Ort begleiten müssen. Hier verlohr sich die fromme Miene, welcher sie sich sonst auf der Gasse bedienete. Wir besuchten auch alle Predigten und Bethstunden. Es konnte aber niemand den Ausdruck, die Sprache und Stellung der Priester mehr tadeln, und niemand seinem Mitbruder und Mitschwester ärger lästern und verunglimpfen, als eben

diese fromme Beterin. Niemand sung lauter in der Kirche, und niemand konnte zu Hause unzüchtigere Lieder singen, als eben diese eifrige Frau. Ich kann dir nicht beschreiben, was uns die Cammeraden vor schöne Sachen von ihr erzählten. Sie sang an einem Morgen gute Lieder, und hatte nur die Strümpfe und uns angezogen, übrigens stand sie ohne die geringste Bekleidung also vor ihrem Spiegel, und bewunderte ihre schöne Gestalt. Ein loser Gast mochte durch das Schlüsselloch geguckt haben, und wurde durch einen unvermutheten Husten verrathen, oder ob er es mit Fleiß gethan hat, das weiß ich nicht. Genung, kaum kann ein Spieler, dessen Geschwindigkeit ohne die geringste Hexerey schon manchen guten Tropf hintergangen hat, so stark in einander fahren, wenn er von einem andern der schelmischen Kunstgriffe offenbar überwiesen wird; als diese betrügende Tugendhafte durch dieses Husten betroffen ward, und an ihrem gantzen Leib zitterte. Gleich einem, in dessen Hause man Feuer schreyt, warf selbige ihren Schlumper über sich, und eilte nach der Thüre, den boßhaften Belauscher zu ertappen. Aber so wenig ein sich gerecht wissender die Gerichtsplätze scheut; so wenig eilte ihr Überraschler das Angesicht der guten Madame zu fliehen. Sie lächelten einander an, und wurden in kurtzer Zeit vertraute Freunde. Nach einiger Zeit verschenkte sie uns an ihre Magd, welcher sie gerne eine Gefälligkeit erweisen wollte, damit ihre geläufige Zunge durch die Banden des Silbers und Goldes desto unberedter werden möchte. Allein dieses undankbare Mensch, einer weit dankbarern Frau, achtete uns nicht, und verkaufte uns an eine Trödlerin. Diese gefällige Frau, welche zugleich jungen Herren und verliebten Ehemännern aus wahrer Nächstenliebe manche ersprießliche Dienste geleistet hatte, wusste durch ihre künstlichen Handgriffe uns auf das geschickteste auszubessern, und unsern ehemaligen Reitz ziemlich wieder herzustellen. Der feurige Nachbar einer jungen Frau hatte schon längst

durch diese dienstwillige Mutter der schönen Nachbarin seine heftigen Gluten wohlmeynend entdecken lassen. Redende Blicke, hertzbrechende Seufzer, bittende Mienen, grose Versprechungen, und tausend andere Mittel, welche Verliebte anwenden, andern ihre Menschenliebe und gutes Herz zu entdecken, waren bißhero vergeblich gewesen, diese halßstarrige Schöne zu überwinden, und ihr ungesittetes Herz, das nur einem Manne getreu war, nach seinem Wunsche biegsam zu machen. Dieses sagte uns ein Pantoffel der alten Mutter, in welchem sie sehr offte bey der jungen Frau gewesen war. Der unbeschreiblich verliebte Mann kaufte uns auf Zureden der alten erfahrenen Mutter, und schickte uns nebst viel schönen Sachen der Frau Nachbarin. Er versprach sich nunmehr die allererwünschtesten Folgen von diesem Geschenke. Kaum kann sich ein junger Studente so grose Vorstellungen von seinen erlernten Wissenschaften machen, und schon in seiner Studierstube die Schritte eines Hofraths, Hofpredigers und Hofleibarztes nachzumachen versuchen, damit er sehe, wie ihm dieselben anstehen werden; als dieser erhitzte und vor Liebe zappelnde Mann in der Stube der alten Mutter herum lief, und sich inniglich freute, daß er nunmehr den allerschönsten Sieg erhalten würde. Die lohnbegieriche Gelegenheitmacherin trug uns nunmehr fort, ward angemeldet und erschien vor der Frau. Endlich wurde alles vorgezeigt, und die Mutter ließ uns da. Sie hatte ein niedliches Briefchen an die liebe Frau heimlich auf das Fenster gelegt, welche uns und alle Sachen nur behielt, daß sie erst ihrem Manne alles zeigen wollte. Die Mutter versprach wieder zu kommen. Das Briefchen wurde gleich gefunden, und die gute Frau war ganz beschämt und las noch, als ihr Mann nach Hause kam. Ach liebster Schatz, sieh nur, der garstige - - Stille, stille, sagte der Mann, ärgere dich nicht, ich will alles gut machen. Er las das Briefchen, lachte und verabredete mit seiner Frau eine List, welche die heftigen Flammen des ganz und gar entzündeten Nachbars hemmen und gar auslöschen sollte. Kurz der

Herr Nachbar ward bestellt und alles zu seinem Empfange zubereitet. Es hieß, ihr Mann wär in seinem Cränzchen, und sie den folgenden Abend ganz allein. Die wohlunterrichtete Frau hatte sich mit allen Geschenken bekleidet, alles Gesinde entfernt, und las zum Schein Wäsche aus. Der gute Nachbar kam, sie machte ihm selbst die Thüre auf, und that ausnehmend freundlich. Sie erlaubte ihm einige kleine Freyheiten, er nahm sich immer grössere, endlich gab sie das verabredete Zeichen, welches ein verstelltes lautes Niesen war. Hier schloß ihr Mann die Thüre auf, und sie hatte kaum so viel Zeit den armen Nachbar mit Wäsche zu bedecken. Der arme Mann! Er mag nicht wenig Angst ausgestanden haben! Er stack schon unter der Wäsche als der Verstörer hinein trat. Ich habe einen Brief auf dem Fenster liegen laßen, und er muß morgen früh fort, sagte er: Du hast den Haufen Wäsche gleich vor das Fenster gelegt, ich werde ihn nicht erlangen können. Die Frau gab vor, sie wollte den Brief selbst langen, es wäre das Taberetchen²⁹ unter dem Haufen Wäsche. Allein er antwortete; es ist noch Zeit, ich kann noch wartten und will erst ausruhen. Nun setzte sich der garstige Mann gar auf die Wäsche. Der arme Nachbar musste ein Taberetchen vorstellen. Er konnte es aber ohnmöglich aushalten. Das Taberetchen fiel um und entdeckte den Herrn Nachbar. So erröthend und beschämt ein Schriftsteller stehen mag, wenn ihm ein anderer seine von andern Schriftstellern ausgeschmierte Zeilen, Perioden oder gar Seiten und Blätter vor einer Gesellschaft mit Beweisen vorlegt, und er des schändlichsten Diebstals überführt wird; wo nicht so stark, doch dem ziemlich gleich stand der angeführte Herr Nachbar, und erwartete das schreckliche Ende dieses ihm so verdrüßlichen Auftrittes. Doch der Mann unserer Besitzerin sagte ganz gelassen: Das kann ihnen eine Warnung seyn, und suchen sie nicht mehr ehrliche Weiber zu verführen. Wenn ihnen ihre Ehre lieb ist; so gehen sie in der Stille fort, und schweigen sie. Mit

denen freudigen Schritten eines entwischten Räubers eilte der betrogene Nachbar nach Hause. Unsere Frau hatte sehr viel dergleichen Nachstellungen, allein ihr rechtschaffenes Herz widerstund allen. Unsere ehemalige Bekanntschaft entstand durch sie, und Lorchen brachte ihr gleich ein Geschenk von ihrer gnädigen Frau, deren Wirthin sie war, da wir mit einander bekannt wurden. Unsere jetzige Besitzerin hatte jener ehrlichen Frau als der Frau Wirthin vom Hause einige Gefälligkeiten erwiesen, und wir veralterten Dinger wurden an ihr verschenkt. Nun sind wir zweymal besohlt worden, und werden ehstens mit dir gleiches Schicksaal haben. Die Frau hat uns schon lange niedergetreten getragen, und sieht uns kaum mehr an. Das ist nun, lieber Halbbruder meine wunderliche Geschichte. Ich danke, lieber Bruder Schuh, antwortete der Pantoffel. Wenn du wilst, wollen wir des Herrns Stiefel bitten, daß er uns gleichfalls seine Begebenheit erzählt, er hat auch sehr vielen Herren gedient, und ist in Schlachten und bey Belagerungen gewesen.

Nun bitte ich Sie, liebster Freund, antworten Sie mir bald, und entdecken Sie mir Ihre Gedanken von diesen beyden Geschichten. Leben Sie wohl, und lieben Sie ferner Ihren etc.

Die Geschichte des Manns-Stiefels

*Iocularare tibi videtur: & sane leve
Dum nihil habemus maius, calamo ludimus.*
PHAEDRUS³⁰

Liebster Freund!

Sie wollen, daß ich mein Versprechen erfüllen soll. Ich dürfte es bald nicht thun, da Sie mich mehr, als ein Cliente, und nicht als ein Freund, darum bitten. Sie haben ja das Recht, mich nur freundschaftlich zu erinnern, wenn ich Ihnen etwas zugesagt habe. Sie wissen, daß ich kein Freund von solchen hofmäßigen Artigkeiten bin, und dennoch bitten Sie mich auf diese Art. Gehorsamm, ergebenst, ganz gehorsammst, stehet wohl zehnmal in Ihrem Schreiben. Wenn man so gar höflich gegen mich thut, so traue ich am wenigsten. Die unendlich höflichen Leute halte ich vor die allerhochmüthigsten. Diese ganz allerunterthänigste Diener zwingen uns recht ihnen noch mehr Ehrerbiethung und eine slavische Unterthänigkeit zu bezeigen. Ein groser Herr muß wissen, daß er ein groser Herr ist, und ein Freund, daß er ein Freund ist. Oder die gar zu grose Höflichkeit gleicht dem weltberüchtigten Interim, darauf Ihnen der Reim bekannt ist. Ein Mann ein Wort, und damit gut. So gehe ich mit meinen Freunden um, und verlange desgleichen. Es folgt aber nicht hieraus, daß man unhöflich seyn muß. Wie die Freundschaft allemal aus einem gewissen Beyfalle über die verspürten Verdienste eines Nebenmenschen entsteht; so muß selbige auch jederzeit durch eine genau beobachtete Hochachtung beyder Personen gegen einander unterhalten, und täglich mehr befestigt werden. Selbst Bösewichter verbinden sich auf diese Art, und die Verstellung solcher lieben Herren betrügt oft die redlichsten Gemüther. Aus der Entdeckung der verführerischen

Scheinverdienste, oder aus einer nachlässig gewordenen Hochachtung in der Freundschaft entspringt endlich die heftigste Feindschaft, wenn man nehmlich die Verachtung solcher Leute eine Feindschaft nennen kann. Manchmal übereilt sich auch unsere Beurtheilung in beyden Fällen. Sie wissen das selbst, mein lieber alter guter G***. Ihr Brief macht mich recht ernsthaft. Damit Sie mir nun nicht noch einen so demüthigen Brief schreiben, übersende ich Ihnen die Geschichte des Mannsstiefels. Hier ist sie.

Die Geschichte des Mannsstiefels

Mit einer eben so poßirlichen Gestalt, als ein hungriger Dichter seine Muse ein unverschämtes und feiles Mägdchen anruft, wenn er aus seiner lechzenden Seele ein Heldenlob von tausend Hexametern hervor zwingen soll, und schon der Tag heran rückt, an welchem es der noch mehr begierige Buchhändler abhohlen will, oder mit eben der fürchterlichen Miene, als ein alter abgedankter Soldate dem horchenden Nachbar seine vollbrachten Heldenthaten erzählt, oder mit einem eben so ernsthaften Gesichte als ein junger Advocate, der von seiner Geschicklichkeit selbst überzeugt ist, seinem geliebten Bierbruder die erstaunlichen listigen Streiche berichtet, durch welche er manche, hundert Jahr lang gewährte Proceße, glücklich geendet habe: Mit einer eben so zuversichtlichen Stellung hatte der Mannstiefel ganz nachlässig seine Stolpen³¹ auf den Absatz gestützt und sagte: Ihr guten Dinger verlangt von mir, daß ich euch meine Zufälle erzählen soll? Ich habe eure beyden Geschichten mit angehört, und es ist billig, daß ich euer Verlangen erfülle. Wißt aber zum Voraus, ich habe Männern gedient, und ihr ernsthaftes Wesen hat mir stärker gefallen, als die Tändeleyen schwatzhafter Frauenzimmer, von welchen ihr euer Erzählen gelernt habt. Gewiß, du guter Pantoffel, es fehlte in

deiner Erzählung nichts, als du dich etwas öfterer, sagte sie, sagte er, antwortete sie, und dergleichen, bedient hättest, so wäre eine völlige Weiber-Erzählung fertig geworden. Du wirst es mir nicht übel nehmen, daß ich frey mit dir rede. Du hast wirklich das alte pöbelhafte Sprichwort wahr gemacht: Er redt wie ein Pantoffel ohne Absätze. Hier bediente sich der Herr Stiefel eines eben so erhabenen Tones, als ein mannstolzer Hagestolz von der Verächtlichkeit des weiblichen Geschlechts zu reden pfl eget. Er schüttelte seine Stolpen, wie dieser die Knoten seiner grossen Parücke wirft, und eine Bewegung mit seinem Kopfe macht, die er Hohn zu nennen pflegt, und womit er seinen Weiberabscheu zu erkennen geben will. So wie ein tiefdenkender Weltweiser, der auf eine neue Wahrheit gesonnen hat, fieng er nun nach einem kurzen Stillschweigen wieder an: Ja, ja, du bist meistens bey Leuten von schlechter Auferziehung und noch schlechterer Lebensart gewesen. Es ist dahero nicht dein Fehler, es ist eine böse Angewohnheit. Ich weiß schon, wie es gehet. Durch den Umgang gewöhnt man sich an anderer Arten, ohne daß man es weiß. Man folgt ihren Lastern nach, und weiß es nicht. Man übertrifft sie in Unartigkeiten, und weiß es immer nicht, weil man dadurch seinen Freunden angenehmer wird. Endlich schweift man gar aus, und verdirbt entweder gänzlich, oder es entdeckt ein unglücklicher Zufall unser Vergehen. Hier nun, ihr guten Dinger, hier bin ich oft darbey gewesen, hier folgt entweder eine rechtschaffene Besserung, oder die erschrecklichste Verzweiflung. So geht es vielen Menschen. Du darfst also nicht böse werden, daß ich dir dieses sage. Der wohlgezogenste Jüngling wird oft der liederlichste und schändlichste Mann, und der frömmste und hochachtungswertheste Greiß. Dich hatten deine Herrschaften gewehlt, und du nicht dieselben. Die Menschen aber, deren Klugheit uns verfertigt, und deren Zärtlichkeit wir dienen, sind oft weder klug noch zärtlich in Erwehlung ihrer Freunde und in der Aufführung gegen sich selbst. Seyd ihr verdrüßlich, lieben

Pantoffeln? Seyd es immer nicht. Die Schuhe haben es nicht besser gemacht. Dieses schöne Paar hat zwar viel artigern Menschen gedient, allein sie haben auch viele Fehler an sich. Euer beyder größter Fehler aber ist, daß ihr euch mit Furcht und Angst eurer endlichen Verwesung erinnert. Wovor fürchtet ihr euch? Ihr habt ausgedient, seydt abgenutzt, und stehet nun gänzlich unbrauchbar da. Die Eitelkeit der Menschen schämt sich eurer. Täglich müßt ihr die schändlichsten Beynahmen von der Frau hören, die euch verachtet. Wollt ihr denn lieber verachtet länger hier stehen, oder lieber auf einmal der Vergessenheit aufgeopffert werden? Doch ihr habt euch auch diese weibliche Schwachheit angewöhnt. Hier erhob er seine Stolpe, so wie etwann ein junger Redner mit seinen Blicken die Gesellschaft durchfliegt ihren Beyfall aus den Mienen zu schlüssen. Und so wie dieser nach einem Räuspern seine Zuhörer durch ein freundliches Lächeln wieder zu erquicken sucht; so mochte der ernsthafte Herr Stiefel die erschreckten Schuhe und Pantoffeln nach seiner Art aufzumuntern sich bemühen. Nun legte er sich wieder auf den Absatz und sprach: Wenn ihr und ich auch ehstens auf einen Fahrweg geworfen werden, so kann uns noch vielleicht ein Vorbeygehender betauern, da ihr hingegen bey dem Tode alter Weiber oft werdet gehört haben, daß die Leute ausriefen: Gottlob nun ist die alte Hexe auch todt! So machen es die Menschen, die doch von edlern Zeuge und zu bessern Dingen bestimmt seyn wollen, als wir und alle weltliche Geschöpfe. Uns geschieht das nicht, wir werden meistens beklagt, daß wir nicht noch länger brauchbar sind. Aber die stolzen Menschen, die sich zu schonen uns mit Füßen treten, und die sich eines gewissen Dinges rühmen, das sie Vernunft heissen, diese Vernunftbesitzer wünschen sich lieber einander den Todt. Gebt euch also nur zu frieden, ihr guten Dinger. Ich will diese ernsthaften Reden durch die Erzählung meines Herumwanderns beschließen. Ich bin in Leipzig von einem Schloßsoldaten verfertigt worden. Ein junger Edelmann, der einige

Jahre daselbst vor sein gangbares Geld einen Studenten vorgestellt, und nunmehr diejenigen Jahre männiglich ausgehalten hatte, die ihn geschickt machten einen Gelehrten auf seinem Landgute vorzustellen, dieser kaufte mich von meinem Alten, und wir reißen hierauf nach seinem Rittersitze. Täglich besuchten wir die Jagd, und die alten Bekanntinnen im Dorfe. Er ernährte eine grose Menge Hunde und Pferde; er beschäftigte sich damit Tag und Nacht; er war sehr sorgfältig, daß ihnen ja nichts fehlte, und den guten Thieren kein schelmischer Knecht das geringste entzöge. Wenn der gute Herr am Tage von etwas redete, so war es von seinen Hunden und Pferden: wenn er träumte, träumte er von Hunden und Pferden: Wenn er ein feines Bauermägdchen liebkosete, streichelte er sie wie seine Hunde und Pferde. So war mein Herr gesinnt. Mich ärgert es noch, daß sich ein armer Mann unterstund, ihn in seinen edlen Gedanken zu stören, da er gleich mit der gelehrtesten Tiefsinnigkeit dichtete, wie er seinem Leibhunde, der nicht fressen wollte, den alten Appetit wieder erregen möchte, und diesen sorgfältigen Herrn, der das beste und gutthätigste Herz gegen seine Thiere besaß in Zorn brachte, daß er den weinenden Mann mit Hunden aus seinem Hofe hetzen ließ. Dieser arme Mann erzählte ihm mit Thränen auf das weitläufigste, daß er seine Kinder zu sättigen schon zwey Tage Hunger gelitten habe, und bäte ihn nur um ein Hundebrod. Wär der Alte eine englische Dogge, und seine Kinder Hunde gewesen, sie hätten Brod genug bekommen. Aber wie konnte mein Herr an die Nothdürftigkeit seiner verarmten Unterthanen gedenken, da er mit seinen Hunden und Pferden beschäftigt ist? Vor sie ist er nicht in der Welt; er ist nur vor Hunde und Pferde gebohren. Den Tag noch kam sein Leibarzt aus der Stadt, er mußte sogleich eine Art von Magentropfen vor den armen Allart verschreiben, und da er zu Hause etwas vergessen hatte, noch diesen Abend selbst in die Stadt reuten, worzu wir ihm geliehen wurden. Der gute Reuter stürzte nicht weit von seiner Behausung; Da er der

zukünftigen Frau Doctorin zu Ehren am schönsten paradiren und vor derselben seinen Doctorhut abziehen wollte. Nun war er nicht im Stande heute wieder fort zu reuten; Der Reutknecht bekam die Essenz, und wir blieben ein paar Tage bey ihm. Seine Wohnstube glich einem Beinhaus. Da sah man Füße, Hände, Hirnschädel, Ohren, halbe und ganze Körper. Dieser grundgelehrte Mann dachte stündlich darauf, wie er diese Kostbarkeiten erhalten möchte; er bereitete die geistigsten Gewässere; er versorgte einige Theile darmit; andere hatte er abgetrocknet und wieder zusammen gesetzt; Jeder Theil und jede Eintheilung hatte seine besondere Zierrat; er näherte sich ihnen mit der größten Behutsamkeit, er besah alles täglich, und gieng mit der größten Verwunderung über seinen eigenen Fleiß zu Bette. Das war ein recht sehr groser Mann! Einer seiner Urenkel wird gewiß einmal im folgenden Jahrhunderte von ihm schreiben: In N** lebte im Jahr **** der berühmte X. einer der seltensten grosen Geister, derer nur alle tausend Jahre einer die Welt beglückt. Er hatte eine auserlesene medicinische Sammlung zubereitet; in seiner Stube sah man eine Hand, die von einem Arme war abgehauen worden, daß noch die Manschette daran hieng, und die die niedrigste Finger hatte, einen Kopf von einem sehr gelehrten Manne, und ein todttes Kind, welches mit einem Hembde von holländischer Leinwand bedeckt war; Er redete von diesem allen sehr gelehrt; er bewieß, daß die Ohren an der Seite des Kopfes stünden; er zeigte eine Leber, und sagte: daß diese kein Herz wäre, und ein Herz, und behauptete mit Belesenheit, daß dieses keine Lunge sey. In grössere Streitigkeiten hat sich seine Menschen-Liebe und Bescheidenheit niemals eingelassen. Er war übrigens ein berühmter Erhalter der Todtenknochen, und tödtete niemals die Lebendigen. Weil seine Tropfen dem kranken Allart wohl bekommen waren, durfte er sich nicht wieder auf das Land bemühen, und unser Herr ließ uns durch den Bedienten abholen. Hier trafen wir den Bruder unsers Herrns an, und wurden ihm geschenkt. Er war ein

Officier. Ich könnte euch viel von dieses Mannes Geschicklichkeit erzählen, allein es hält mich nur auf. Genug, er war ein Mann, der sein Handwerk verstand, und den niemals seine Herzhaftigkeit verließ; sie wäre denn durch die Schwäche seines Feindes zum Mitleiden geworden. Er lebte als ein Soldat, und begieng viel Thorheiten, die seine Cammeraden das freye artige Wesen nannten, er aber oftmals heimlich verfluchte. Wenn er uns auszog, redete er gemeiniglich mit sich selbst, und da haben wir oft gehört, wie er bereuete, und sich heimlich ärgerte, was er aus Gefälligkeit gegen andere gethan hatte. Frauenzimmern, die sich umsehen sollten, mußten wir auf die Schleppe treten, und dann einen Kratzfuß machen. Mannspersonen, denen man einen Possen spielen wollte, mußten wir auf die Füße treten, welches dann entschuldigt wurde, als wenn es von ungefehr geschehen wäre. Endlich kamen wir mit ihm vor Kesselsdorf,³² wo wir Schrecken, Blut und Tod sahen. Hier ward unser Herr erschossen. Brüder, redete er seine Soldaten vor dem Treffen an, weiche ich, so schüßt mich auf die Stelle todt; wer aber von euch weicht, den stoße ich darnieder. Ein räuberischer Bauer erbeutete uns, und verkaufte uns an seinen gnädigen Herrn. Nun kamen wir wieder in die Stadt. So gleich gieng er in seinen Büchersaal. Hier sahe es recht schön aus, und die vielen Bücherschränke putzten das Zimmer so schön, als Marmortische, Tapeten, Porcellain, Nußbäumerne Schränke, Comoden und in Glaß gefaßte Kupferstiche. Unser neuer Herr kannte diese Schönheit. Die ganzen Wände waren nur Bücherschränke, die schön angestrichen, goldene Leisten, und gläserne Thüren hatten. Hier waren viel schöne Bücher zu sehen. Unser Herr hatte Vermögen, er kaufte täglich Bücher, er ließ solche schön einbinden; aber er las keines, und wird auch seine Bücher niemals lesen. Genug, er liebte die Bücher, und was sollte er mit seinem vielen Gelde machen? Armen geben? da weiß man nicht, ob es wohl angewendet ist. Er kaufte Bücher, ließ solche fürtreflich einbinden, und schloß sie in seinen

Bücherschrank. Zuweilen satzte er sich seinen Büchern gegen über, und belustigte sich mit dem Anschauen seiner köstlich gebundenen Bücher, und laß die Tittel. Niemand hatte die hohe Gnade, eines von seinen Büchern zum Durchlesen zu bekommen, es war allemal weggeliehen, die Bücher sind seine, was gehen sie andern Leuten an? Wenn ich sein Bücherordner gewesen wäre, ich hätte lauter Pappe vor Bücher in seine Glaßschränke gesetzt. Wir blieben nicht lange bey diesem Herrn; sein Bedienter wollte gerne selbst einen Herrn vorstellen, er entwandte uns demselben, und floh in ein anderes Land. Unser neuer Herr war nichts; mit Mühe und Noth war er der gerichtlichen Nachstellung unsers und seines Herrn entgangen. Hier wurde er das Oberhaupt einer Gesellschaft, die sich von der Thorheit junger Leute ernährte. Er war in einem fremden Lande; er wuste zu leben, und war ziemlich artig; er erwarb sich die Gewogenheit einiger großer Herrn, er erwies sich allezeit gefällig; er schrieb und rechnete fein; er sprach gut französisch, und machte bald sein Glück; er heyrathete ein junges, schönes und reiches Frauenzimmer, und erhielt ziemliches Ansehen. Endlich verfiel er auf seine alten Streiche, und spielte, und betrog, und fiel wieder in sein erstes Labyrinth. Man schlepte ihn zu seiner längst verdienten Wohnung und wir kamen in die Hände seiner Gläubiger. Der neue Herr war ein sehr reicher Mann; er wuste es selbst; arbeitete wenig; zählte nur sein Vermögen; liehe aus, und setzte sein Geld um. Der Verlust bey meinem vorigen diebischen Besitzer hatte ihn noch nicht so sehr wehe gethan. Noch sprach er: Mein Glück ist gemacht, ich habe genung, und will nun mein Ende als ein Weltweiser erwarten. Allein in einigen Tagen büßte er wieder 10000 Thaler ein. Hier ward sein Vermögen bis auf 20000 Thaler verringert; nun verlor er allen Muth; er ward vor Schrecken krank, und starb unter beständigem Seufzen über seinen gänzlichen Verfall. Ein Herr, der sein Erbe war, erhielt uns nunmehr. Dieser artige junge Mensch hielt sich sehr

reinlich. Wäsche, Haare, Kleider, alles war auf das sauberste fertig; er war frey in seinen Handlungen, ungezwungen in seinem Gange, er wuste mit Geschicklichkeit eine Prise Taback zu nehmen, und seine Dose zur Rechten und Lincken anzubiethen; er tanzte fein; er sang mit Anmuth; er spielte ein niedliches Clavier; er schwur mit Nachdruck, seine Gespräche noch mehr zu beseelen, und was er sagte, sagte er mit einer ihm eigenen Annehmlichkeit; er hatte den Boileau, den Mollier und Voltaire gelesen; sein glückliches Gedächtniß hatte einige Schwäncke des Italienischen Harlequins behalten; er brachte solche zur rechten Zeit an; er kannte eine große Menge Bücher aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, und was braucht man mehr, denen Schönen zu gefallen? Überall hörten wir sein Lob; jedermann hieß ihn einen gelehrten und witzigen Menschen. Das Spielen war allein sein Unglück, und wir wurden an einem Morgen von ihm verspielt, nachdem er sich schon ganz ausgezogen hatte. Dieser Herr, an den ich durch das Spiel kam, war groß, stark und jung; seine Verdienste leuchteten aus seinen Augen, und der starken Stimme; wenn er redete, gab die Luft einen völligen Wiederhall; daß man die Stärke seiner Stimme recht hören möchte, hustete er von Zeit zu Zeiten, und räusperte sich mit einem gräßlichen Lermen; er war denen Schönen ein Abgott; man gab sich alle Mühe ihm zu gefallen, und er verachtete alle Mannspersonen, die nicht von seiner Größe und Ansehen waren. Er maß seine Achseln mit allen, neben denen er gieng, und nach dem Maase richtete er auch seine Höflichkeit ein; Alle andere schienen ihm Zwerge zu seyn, und diese konnten nicht so viel Geist und Verstand haben, als er. Seinen vertrauten Freund, der mit ihm von gleicher Riesenlänge war, lernten wir kennen. Dieser Mann wuste kaum, daß er in der Welt war; er fühlte wohl; daß er etwas war; er wuste aber kaum, was er war: er zweifelte noch daran, und glaubte: daß er gewissen Wesen gleiche, die zwey Füße, zwey Hände, Augen, einen Mund, ein Gesichte haben, die denken, mit ihm reden, und denen er antwortet.

Er schlief zehen Stunden, zwey vergiengen, ehe er sich aus dem Schlafe finden konnte, und die übrige Zeit wandte er an, sich ankleiden zu lassen, zu essen und zu trinken. Er lebte als eine Maschine, die sich nach einigen Triebfedern richten muß. Dieser und unser Herr wohnten bey einander. Wegen Geldmangel versetzte uns nebst andern Sachen der starke Herr, den wir aber niemals wieder gesehen haben. Unser nunmehriger Besitzer legte uns zu einer großen Menge versetzter Sachen; er war täglich beschäftigt, Mittel auszusinnen, und zu gebrauchen, sein Glück groß und ansehnlich zu machen; er arbeitete Sonntage und Feyertage daran; wenn andere Leute die Stunden denen Geheimnissen ihrer Religion gewidmet hatten, weyhete er solche denen Geheimnissen seiner Absichten, den Absichten, durch welche man ein reicher und wohlhabender Mann wird; er war hierinne verschlagen, unermüdet und sinnreich auf listige Anschläge; die Capelle seines Gottes war ein eiserner Kasten, den er täglich vielemal besuchte; Hier war er Oberpriester, und seine Unterpriester, deren wohl ein Dutzend in dem Gewölbe standen, waren so begierig, als er; sie hatten einmal geschworen, seinem Gotte zu dienen, und ihr Eyfer war unnachahmlich. Der Eifrigste seines Gottesdienstes war der, welcher am feinsten betrügen konnte. Durch seinen Fleiß und solche treue Mitarbeiter an dem Hause seines Götzen, erwarb er Rittergüter, Häuser und Gärten; er hatte Schätze und Freunde, Ehre und Vergnügen. Durch einen Tausch kamen wir an seinen Vetter, der gleichfalls ein reicher und angesehener Mann war. Dieser sagte zu allen Armen: sey er zufrieden mit seinen Umständen; bete er fleißig, das ist das größte Glück, und die besten Reichthümer, tröste er sich in seinem Unglücke; es wird nicht ewig dauern: er ist ja tugendhaft, und hat Verdienste, man kennt ihn als einen ehrlichen Mann; traue er auf GOtt, dieser giebt ehe wirs vermuthen, er giebt es seinen Kindern im Schlafe; unser Leben ist kurz. Aber er sagte niemals: hier nehme er diese Kleinigkeit; thue er sich

etwas zu gute; ahme er meiner Gemüthszufriedenheit nach; ich ehre seine Tugend und Verdienste; ich will ihm forthelfen; wenn das alle ist, komme er wieder; ich will bedacht seyn, ihm Freunde und Gönner zu verschaffen, da ich selbst Ansehen genung habe. Nein, das that er nicht. Bat der Arme weiter; so sah er zur Rechten und Lincken, ob nicht jemand käme, und ihn von den ungestümen Anhalten des Armen erlösete. Ein wohlgekleideter junger Mensch, der sich ihm mit der tiefsten Ehrerbietung nahete, ihn mit hundert Complimenten bewillkommte, und sich um sein Befinden erkundigte, errettet ihn. Nun sagt er recht freundlich zu dem Armen: Mein Freund, lebe er wohl; fahre er fort, ein ehrlicher Mann zu seyn; GOTT wird ihn nicht verlassen. Mit diesem Begnadigungsscheine schickte er ihn fort; gieng nach Hause; aß ruhig, und legte sich sanft auf sein Faulbettchen. Bey diesem Herrn und seinen Freunden habe ich die völlige Kunst Complimente zu machen gelernt. Jedes Versprechen und jedes Bezeigen gegen andere war bey ihnen nur ein Compliment, wenn es nicht mit ihrem Eigennutze verknüpft war. Wenn ihr noch keinen rechten Begriff von denen Complimenten der Menschen habt, will ich euch denselben machen. Ich kenne solche völlig. Hier schwieg der Erzähler einige Zeit. Es schien, als wenn er nachsönne, wie er seine Sachen recht geschickt, deutlich und verständlich vortragen wollte. So wie etwan ein junger Weltweiser mit tiefsinnigen Geberden auf das abstrackteste einem neuen Lehrgebäude nachsinnt, durch welches alle Stubenphysicken ohne Versuche und Instrumente den allgemeinen Beyfall erhalten sollen: eben so nachdenkend schwieg der Stiefel. Auf einmal bewegte er sich wieder und sprach: Die Menschen nennen eine gewisse Bewegung ihres Cörpers, worzu sie ein paar Worte sagen, ein Compliment oder Gruß. Diese Bewegung und Worte richten selbige nach dem Manne ein, den sie vor sich haben. Diejenigen, welche ihren Hut auf dem Kopfe tragen, nehmen ihn ab, beugen ihren Körper, streichen mit dem Fuße an den andern Fuß, und begegnet ihnen ein

vornehmer Mann, sagen sie darzu: unterthänigster Diener: ist er ihres gleichen, so sprechen sie nur: gehorsamster, gehorsamer, oder ergebner Diener. Dieses nennen sie eine Ehrerbietung oder Freundschaftsbezeugung. Herzensfreunde nicken sich oft nur mit dem Kopfe, und sagen: Dein Diener. Einer unserer Herrn, wenn er seinem reichern Bruder begegnete: dessen Vermögen er erben sollte: sagte allemal: Dein Diener, Herr Bruder: heimlich aber murmelte er durch die Zähne: Je so stirb doch! So haben wir auch oft gehört, daß nach einem tiefen Complimente gesagt wurde: Der nichtswürdige Kerl. Gemeine Leute bedienen sich gemeiner Sachen, die freylich nicht in dem Munde eines Mannes klingen würden, der zu leben weiß; diese Leute sprechen aus ehrlichen Herzen: GOtt grüße euch! der andere spricht: GOtt danke euch! und hierbey nicken sie mit dem Kopfe, heben ihren Hut ein wenig in die Höhe, oder greifen nur an die Spitze des Hutes. Dieser Art bedienen sich auch einige, wenn sie geringen Leuten begegnen, und von ihnen begrüßt werden. Von allen diesen Bezeigen hat nun kein Theil etwas mehr, als daß sie solches gethan haben. Diejenigen aber welche den Hut unter dem Arme tragen, bücken sich nur, weil sie schon das Zeichen der Freyheit abgenommen haben. Denn, daß sie den Hut abnehmen, bedeutet, daß sie als Knecht nun vor demjenigen stehen, vor dem sie den Hut abzogen. Den Hut durften sonst nur die Freyen tragen, und wenn ein Slave ein Freyer wurde, erhielt er einen Hut. Wenn unser Herr sein Compliment gemacht hatte, und sich in ein Gespräch einließ, dem andern vieles versprach, heimlich aber überzeugt war, daß er keinen Nutzen darvon hätte: so waren alle seine Versprechen, Schwüre und Zusagen ein bloßes Compliment, das er machte, ohne wieder daran zu gedencken. Dieses nennen viele die Kunst recht zu leben wissen. Sein Sohn kam nunmehr von seinen Reisen zurück; die er bloß deswegen gethan hatte, daß er die Kunstgriffe fremder Länder erlernte, und dann noch reicher, als sein werthester Herr Vater und Vetter werden

könnte. Wir wurden ganz verneuet, und er erhielt uns von seinem Papa. Er war in China, Japan, Persien, in der Turkey, in Holland, England und Frankreich gewesen. Er wuste die Moden der Japanoiser; er kannte die Sitten der Chineser, und die Charaktere aller anderer Völker, welche die Ehre gehabt, ihn bey sich zu sehen; er hatte die meisten Meere durchschift; er hatte die Früchte des ganzen Orients gekostet; er wuste alle Nahmen der Könige von Persien, ihre Familien und Geschlechtsregister in der schönsten Ordnung herzubeten; er hatte sich eine genaue Geschichtskunde der Indianer³³ erreiset; und konnte so zärtlich seufzen als ein Malabare; Er kannte und wuste alles; nur in seinem Vaterlande war er ein Fremdling, von dem wuste er nichts; und sich selbst hatte er weder in Sitten noch Lebensart, noch Verstande verbessert. Er war weggereiset, viel zu sehen, und er hatte gesehen; er hat sollen die Handlung fremder Völker und ihre Vortheile und Kunstgriffe lernen, und hatte solche gelernt; seiner Landesleute Art und Weise, und wie sein Herr Vater reich geworden war, das wuste er nicht. Sein Freund gehörte unter die heutigen artigen Herren; wem er begegnete, und mit dem er nur das erste mal in Gesellschaft war, den umarmte er sogleich, erkundigte sich nach seiner Wohnung, Familie, Stande und Angelegenheiten, bath sich seine Freundschaft aus, both ihm seine willigsten Dienste an, und schwur bey allen Teufeln, daß er sein wahrer Freund sey. Er redet frey von jedem, und man kan kaum genung auf seine Fragen antworten. Er erzählt sogleich seine Liebesbegebenheiten, und macht in der Geschwindigkeit einen kurzen Roman, von dem er der Held ist. Indem er noch mit diesem spricht, kommt eine Dame, sogleich lauft er zu dieser, ohne von seinem neuen Fremde Abschied zu nehmen, und thut, als ob er diesen weder gesehen, noch gesprochen hätte. Mit unserm Herrn war er sehr vertraut: doch liebte er ihn wohl mehr um das Geld, als um seine Person, und wird ihm nimmermehr bezahlen, was

ihm von demselben nach und nach geliehen worden ist. Nach des Vaters Tode schenkte uns der Herr an einen jungen Menschen, der ihm in einer gewissen Gefährlichkeit beygestanden hatte, und wo sein armes Leben schon in der Hand eines rächenden Ehemannes war. Dieser junge Mensch hatte weder Haus noch Hof, weder Knechte noch Mägde, weder Renten, noch Sorgen, weder Schuldner, noch Gläubiger: und lebte dennoch gut. Er kleidete sich fein; er trug sich gut; er aß und trank gut; er verdiente nichts: und ihm fehlte doch niemals Geld. Er war wohl gewachsen, hatte einen schönen Fuß, und wuste sich in die Welt zu schicken. Er verwettete uns an einen seiner alten Bekannten, weil er dessen Stolz nicht kränken, und uns ihm gleich schenken wollte. Dieser Mensch hatte ein großes Vermögen von seinen arbeitsamen Eltern geerbt; er hatte es gewust, und aus Stolz wenig gelernt. Ob gleich seine Fähigkeit etwas zu lernen ganz außerordentlich gut war: dennoch verabsäumte er die schönsten Gelegenheiten, einer der geschicktesten Männer seines Vaterlandes zu werden. Er liebte zu stark die Nachahmung; er sahe andere schöne Kleider tragen, er mußte sie auch haben; er sahe und hörte andere oft schmausen, er mußte es auch thun; er sahe andere Pferde sich halten, er mußte auch einige haben; er sahe andere Maitressen haben, er mußte sich auch einige Stücken halten; er that alles nach, was andere thaten, und that es ihnen wohl zuvor; endlich sahe er viele verarmen, und verarmte frölich mit; nun sahe er, wie einige borgten, und borgte gleichfalls; weil andere nicht bezahlten, so bezahlte er auch nicht; da nun seine nachahmungswerthen Vorgänger zum Thore hinaus liefen, so lief er getrost mit, und wurde durch sein getreuliches Nachahmen ein unschätzbare Muster künftiger Zeiten. So folgte dieser Herr großen Beyspielen, und wurde endlich eine Pest seiner Mitmenschen, oder ein so genannter Angeber. Hier zeigte sich seine große Seele in der Kränkung seiner Landesleute, und in der Verfolgung der Reisenden. Er, der gegen sich selbst nicht treu gewesen war, sollte nun

die Treue vor seinen Fürsten um einen elenden Gewinnst und noch niederträchtigern Carackter bezeigen. Ihr könnt leichte schlüssen, daß mein Ansehen nun ziemlich verfallen war, und daß ich wenig Staat noch machte: Dennoch verkaufte mich mein armseliger Herr an einen Kaufmannsjungen. Dieses Bürschgen hatte einen heftigen Trieb der sonntäglichen Beschäftigung seines Dieners nachzuahmen. Da es ihm aber an denen Mitteln fehlte, die Kunstgriffe des erfahrenen Dieners zu gebrauchen, und sich ein Sonntagspferdchen zu halten: so begnügte er sich an der Ehre Abends das Pferd wieder zu seinem Verleiher zu reuten. Dieses Knäbchen gab uns einem Manne vor ein paar Zeilen Reime, die er sich auf seine Schöne, die glänzendgewaschene Jungemagd des Herrn hatte verfertigen lassen. Unser neuer Herr war ein sehr gelehrter Mann, und noch in seinem schönsten Alter. Täglich verschloß er sich 18 Stunden, damit er nachsinnen, denken, und ungestört aufschreiben möchte. Was er schrieb, gefiel; er studirte allein den Menschen; und verfertigte die schönsten Werke; sein Buchhändler bezahlte ihm zehen Auflagen, und alle zehen giengen geschwind ab. Dennoch blieb unser Herr arm, und der Buchhändler machte einen grosen Gewinnst. Wenn er leben wollte, mußte er mehr schreiben. Er vollführte die brauchbarsten Werke, und starb vor Hunger. Der Verleger ließ solche drucken, und wurde ein reicher Mann. Der Wärtter unsers guten Herrn war der Wirth von diesem Hause; er lag damals gleich im Quartiere, wo der arme Gelehrte starb, und dieser vermachte ihm seine Kleider. Der Verleger bekam die Bücher und Handschriften, und ließ ihn davor begraben. Nach kurzer Zeit bezog der neue Herr dieses Haus, und heyrathete seine böse Frau. Ihr wißt selbst, wie ehrlich und sorgfältig er mit seinen Gästen umgeheth, wie arbeitsam und haushälterisch er in seinen Sachen ist, wie lieb er seine Frau hat, und wie sehr er dem bösen Teufel nachgiebt, wenn sie in dem Hause keift und lermt. Er hat seinen Soldatenstand schon ganz vergessen. Ich habe oft gehört, wie er seinem Sohne

vorbetete; und dem kleinen Knaben lesen lernte. Ein Wort mit einem starken Tone ausgesprochen, fürchtet der Knabe so sehr, als Rute und Hunger; er muß ihm so gleich alles abbitten, und sich vor seinem Vater demüthigen, der ihm mit einer liebeichen Miene vergiebt; ich habe niemals gehört, daß er sein Kind verflucht hat: Du Bösewicht, was hast du gethan, ist sein Zornwort, wenn hingegen die heftige Mutter schimpft und flucht. Ich würde euch noch mehrere Sachen erzählt haben, wenn ich es vor gut befände. Seyd indessen hiermit zu frieden. Hierauf sprach der Pantoffel mit einem höhnischen Tone: Du hast uns vorgeworffen, daß wir nur Leuten von schlechter Auferziehung und Sitten gedient hätten: allein, du lieber Stiefel, es ist dir ja nichts besser gegangen, und wie wir uns von den Frauenzimmern Sachen angewöhnt haben; so hast du dir gleichfalls den Stolz der Männer angewöhnt, die alle Frauenzimmerhandlungen tadeln und verachten, weil sie nur von sich glauben, daß sie Verstand besitzen, und niemals fehlen können. Hast du Lust, billig zu seyn; so wirst du uns dieses zugestehen: So wie etwan ein lateinischer Kämpfer auf dem Catheter fühlt, daß er Unrecht habe, und mit sanfter Stimme nachzugeben anfängt; so sagte der Herr Stiefel mit schwacher Stimme: Es kann wohl seyn; wenn wir wieder zusammen kommen, wollen wir hiervon weiter reden. Dieses will ich euch noch sagen, daß ich mit dem Stiefel in Bekanntschaft gewesen bin, in dem der Doppelbatzen einige Zeit gestekt,³⁴ der seine Geschichte denen Menschen bekannt gemacht hat, von der ihr wohl auch werdet gehört haben. So wie ein Schachspieler nachsinnt, seinen Gegner auf die feinste Art Schachmatt zu machen; so hatte der Schuch nachgesonnen, dem Stiefel seine Vorwürffe zu vergelten, und wollte gleich anfangen, als mein Postknecht durch sein Hörnchen erinnerte aufzustehen, und ich habe weiter nichts von ihrem Streite gehört. Ihnen aber habe ich hiermit mein Versprechen gehalten. Sollten Sie einigen Freunden meine Geschichten zeigen, und man wollte mir vorwerffen, daß es unglaub-

lich wäre, daß leblose Dinge, die nicht einmal einen Laut haben, mit einander reden könnten, so können Sie selbigen dreuste sagen: Daß ich ehsten eine Sprachlehre dieser Dinge Ihnen zusenden würde, und mein alter Rabiner noch lebte, von dem ich diese Sprachen gelernt habe. Wenn ich ein Liebhaber von Hexenmärchen wäre: so hätte ich leicht vorgeben können, daß die Pantoffel, Schuhe und Stiefel einigen Hexen zugehört, und aus Menschen in diese Dinge wären verwandelt worden. So redet ein Dornstrauch in denen französischen Hexenmärchen, und der Pantoffel, Schuh und Stiefel hat in dieser deutschen Erzählung geredet. Ich weiß gar wohl, daß dieses alles sehr schwache Gegensätze sind, die ich meinen Gegnern mache, und daß ihre Einwürffe noch weit stärker seyn könnten. Ich weiß es selbst. Ich bin aber auch nicht Willens, eine gründliche Wiederlegung zu schreiben. Wem diese Erzählungen gefallen, gefallen sie ohne meine Vertheydigung, und dem sie nicht gefallen, die können etwas besseres lesen, als eine unnütze Streitschrift. Wenn ich nur meinen Endzweck erlange, was brauche ich mehr? Der Endzweck dieser Geschichten ist deutlich genug. Freylich wäre es mir einerley gewesen, dreyerley Arten von Hunden, oder andern Thieren an die Stelle dieser Dinge zu setzen, daß ich aber Pantoffel, Schuhe und Stiefeln erwählt, kann dem Leser gleichgültig seyn. Bin ich kein Cervantes, so bin ich doch was ich bin, und das sind die Geschichte des Pantoffels, Schuhes und Mannsstiefels. Und daß wir eine Kleinigkeit sind, will ich auch zugeben. Ja ich will noch mehr zugeben, wenn ich nur mit Streitigkeiten verschont werde, daß ich gegen keinen meiner Nebenmenschen den geringsten andern Affect zeigen darf, als Billigkeit, Menschenliebe und Freundschaft, mit denen ich auch allezeit seyn werde

Ihr ergebener Freund,

* * *

Anmerkungen

- 1 Vgl. die *Wunderbare Trauer- und Schauergeschichte eines perkalenen Halskragens* und die *Memoiren eines Handschuhs* im vorliegenden Band sowie [Carl Anton von Martini]: „Die Geschichte einer reichen Weste.“ In: *Der Mensch. Eine moralische Wochenschrift* (1754), 294. St., 353–368.
- 2 Barfüßigkeit wurde in der Frühen Neuzeit außerhalb geistlicher Kontexte insbesondere als Attribut von Bettlern und Vagabunden benannt oder als Mittel abwertender nationaler Stereotypisierung verwendet. Vgl. Giorgio Riello: *A Foot in the Past. Consumers, Producers and Footwear in the Long Eighteenth Century*. Oxford: Oxford University Press 2006, 20 und 30f.
- 3 Vgl. François-Alexandre de Garsault: „Der Schuster.“ In: Daniel Gottfried Schreber (Hg.): *Schauplatz der Künste und Handwerke, oder vollständige Beschreibung derselben, verfertigt oder gebilliget von den Herren der Academie der Wissenschaften zu Paris*, Bd. 9. Leipzig, Königsberg: Johann Jacob Kanter 1769, 1–84, hier 24.
- 4 Ebd., 6.
- 5 Anonym: *The secret history of an old shoe. Inscribed to the most wondrous-wonderful of all wonderful men and lovers*. Dublin, London: J. Dickenson 1734.
- 6 Heinrich Wilhelm Rotermund (Hg.): *Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexikon worin die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmsten Lebensumständen und Schriften beschrieben werden*, Bd. 5. Bremen: Heyse 1816, Sp. 1242.
- 7 Erich Schmidt: „Ossenfelder, Heinrich August.“ In: Historische Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften (Hg.): *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 24. Leipzig: Duncker & Humblot 1887, 498–499, hier 499.
- 8 Hugo Hayn: *Bibliotheca Germanorum Erotica. Verzeichniss der gesammten deutschen erotischen Literatur mit Einschluss der Übersetzungen, nebst Angabe der fremden Originale*. Leipzig: Verlag von Albert Unflad 1885, 92.
- 9 Anonym: *Geschichte des Frauenzimmerfächers*. Frankfurt, Leipzig: o. V. 1775, 3f.
- 10 Anonym: *The History and Adventures of a Lady's Slippers and Shoes. Written by themselves*. London: M. Cooper 1754.
- 11 *The Monthly Review or, Literary Journal*, Bd. XII. London 1755, 237.
- 12 H. M. von Drobisch: „Stiefel, Schuh und Pantoffel.“ In: *Nürnberger Beobachter* (1853), 5. Jg., 73 [13.2.1851]. Vgl. L. F.: „Stiefel, Schuh und Pantoffel.“ In: *Der bayerische Volksfreund* (1826), 3. Jg., 649 [9.12.1826]. – Anonym: „Stiefel, Schuh und Pantoffel.“ In: *Fliegende Blätter* (1845), Bd. 1, Nro. 10, 79.
- 13 Eine ähnliche Beobachtung trifft Christina Lupton für die englischen Texte: „[...] the *Slippers and Shoes* pokes fun at characters in general [...] rather than particular literary figures.“, Christina Lupton (Hg.): *British It-Narratives, 1750–1830*, Bd. 3, London: Pickering & Chatto 2012, 63–78, hier 63.
- 14 Ossenfelder stellt den drei Schuh-Erzählungen jeweils ein Zitat des römischen Fabeldichters Phaedrus (1. Jhd. n. Chr.) als Motto voran. In dessen Texten treten nicht nur gattungstypisch sprachbegabte Tiere auf, sondern auch sprechende Gegenstände (z. B. eine Feile in Phaedrus 4,8). Darüber hinaus sind wiederholt programmatische Äußerungen über seine Fabeldichtung zu finden (vgl. Anm. 22 und 30). Das hier

- gewählte Zitat entstammt Buch 2, Prologus 2–3, und bedeutet übersetzt „Nichts anderes wird durch Fabeln bezweckt, als die Fehler der Menschen zu korrigieren.“
- 15 Im Original „von einen alten tieffdenkenden Chineser“. In sämtlichen Texten der Schuhtrilogie sind eine zeittypisch fluide Orthographie sowie eine vom heutigen Standard abweichende Flexion anzutreffen. Während Schreibvarianten von bedeutungstragenden Worten wie bspw. ‚Schuh‘ und ‚Schuch‘ in der vorliegenden Edition erhalten bleiben, wurden uneinheitlich verwendete grammatische Endungen im Akkusativ und Dativ zur besseren Lesbarkeit dem heutigen Sprachgebrauch angepasst.
 - 16 Bezeichnung für ein langes, bequemes Hauskleid, das hier als Kennzeichen der informellen, privaten Situation gedeutet werden kann.
 - 17 In regelmäßigen Abständen vom Vater, Ehemann oder Landesherrn an (adelige) Frauen ausgezahlte Geldsumme, die vornehmlich zur Instandhaltung der Kleidung sowie zur Bezahlung von textilen Reparaturarbeiten gedacht war. Im *Zedler* wird jedoch betont, dass das Geld den Frauen insgesamt zu „ihrer freyen Disposition überlassen wird, damit nach Gefallen zu schalten und zu walten.“ Johann Heinrich Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste [...]*, Bd. 23. Leipzig und Halle: Johann Heinrich Zedler 1740, Sp. 327. Obwohl die Bezeichnung zunächst eine Einschränkung auf häusliche Ausgaben nahelegt, kann das Nadelgeld demnach als ein Ausdruck ökonomischer weiblicher Selbstbestimmung verstanden werden.
 - 18 Als Heiducken wurden zunächst Söldner und leicht bewaffnete Soldaten im Dienste der ungarischen oder polnischen Krone bezeichnet. Im 18. Jahrhundert etablierte sich die Bezeichnung Heiduck auch für Bediente in ungarischer Nationaltracht.
 - 19 Als Adrienne wurde ein weites, v. a. im Rokoko verbreitetes elegantes Überkleid bezeichnet. Hier deutet es ebenso wie das eigentlich für Maskenbälle bestimmte Redoutenkleid an, dass die Kammerjungfer Lorchen dank der verschwenderischen Geschenke ihrer Herrin über eine große Auswahl nicht standesgemäßer Kleidung verfügt.
 - 20 Camille de Tallard (1652–1728) erlangte im Rahmen des Spanischen Erbfolgekriegs zunächst hohe militärische Würden, wurde 1703 zum Maréchal de France ernannt und geriet 1704 in britische Kriegsgefangenschaft. Im englischen Paralleltext werden Tallards Integration in die feine Londoner Gesellschaft und sein angeblicher Einfluss auf das britische Königshaus in einer ausführlichen Fußnote kritisch kommentiert. Anonym: *Lady's Slippers and Shoes*, 11f. Siehe die Einleitung zum vorliegenden Text.
 - 21 Der Pantoffel übt hier wie viele von Ossenfelders Zeitgenossen Kritik an der Romanlektüre junger Frauen, die angeblich zur Vernachlässigung der häuslichen Pflichten und zu realitätsfernen Liebesphantasien führe. Im späten 18. Jahrhundert gipfelte diese Debatte in zahlreichen Texten zur „Lesesucht“ oder „Lesewut“. Angepielt wird hier auf Jacques Le Pensif: *Merckwürdiges Leben Einer sehr schönen und weit und breit gereiseten Tyrolerin, Nebst vielen andern anmuthigen Lebens- und Liebes-Geschichten [...]*. Frankfurt, Leipzig [Langensalza]: [Martini] 1744.
 - 22 Das Motto ist erneut den Fabeln des Phaedrus entnommen (vgl. Anm. 14 und 30). Es ist auf Buch 3, Prologus 49–51, zurückzuführen und bedeutet übersetzt: „Es ist nicht meine Absicht, einzelne Menschen bloßzustellen, sondern allgemein das Leben und

- die Sitten der Menschen zu zeigen. Vielleicht wird jemand sagen, dass ich mir da etwas Schweres vorgenommen habe.“
- 23 Bezeichnung für die zur Herstellung des Schuhs benötigten Stoffstücke, deren Muster letztlich auf der Oberseite und am Fersenteil zu sehen ist. Siehe die Einleitung zum vorliegenden Text.
 - 24 Aus dem Eigennamen Mieke bzw. Miece, der ursprünglich eine Koseform von Maria bildete, entwickelte sich ein regionaler Ausdruck für Bauernmädchen.
 - 25 Französische Version des italienischen Scapino, der ebenso wie der zuvor erwähnte Harlekin zu den Figuren der Commedia dell'arte zählt. Die Szene auf der Redoute (d. h. auf einem Maskenball) soll die Eitelkeit und Einfalt des Bauernmädchens veranschaulichen: Es trägt die feinen, doch unpassenden Schuhe gemeinsam mit einer Larve (d. h. Maske), wodurch sie als Kostüm erscheinen. In diesem Zusammenhang steht auch der „schwarze Domino“, womit wahlweise ein langer Maskenmantel oder dessen Träger bezeichnet werden kann.
 - 26 Gemeint ist ein rosafarbenes Kleidungsstück (abgeleitet von frz. *rose habit*).
 - 27 Mit Florkappe ist eine aus feinem Textil hergestellte, schleierartige Kopfbedeckung gemeint. Wie die halbe Larve (d. h. Maske) und der schmale Spitzen-Palatin (d. h. Tuchkragen) steht auch sie hier für das erotische Spiel von Zeigen und Verbergen.
 - 28 Variante des Namens Suleiman, der von mehreren Sultanen getragen wurde und hier stereotyp zum Inbegriff despotischer Willkür stilisiert wird. Möglicherweise ist diese Verwendung geprägt von der Barockoper *Solimano*, die kurz vor Erscheinen des vorliegenden Textes am 5. Februar 1753 in Dresden uraufgeführt wurde. Das Stück basiert auf der historischen Figur Süleymans I. (1495/96–1566), der auf der Bühne als ungnädiger Vater und machtbesessener Herrscher gezeigt wird. Johann Adolf Hasse, Giannambrogio Migliavacca: *Soliman, ein Singespiel, welches auf dem Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächß. Hof-Theater in Dresden, zur Carnevals-Zeit ist aufgeführt worden*. Dresden: Stöbelin 1754.
 - 29 Bezeichnung für einen niedrigen Stuhl ohne Lehne (abgeleitet von frz. *tabouret*).
 - 30 Wiederum ein Motto aus Phaedrus (4,2,1–2, vgl. Anm. 14 und 22). Die Übersetzung lautet: „Das hier kommt dir wie Spielerei vor: Und in der Tat, solange wir nichts Größeres haben, treiben wir unser leichtherziges Fabelspiel.“
 - 31 Als Stulpe wird das meist aus steifem Leder gefertigte Kniestück am oberen Ende des Stiefels bezeichnet, vgl. Garsault: „Der Schuster“, 61.
 - 32 Die Schlacht bei Kesselsdorf (15. Dezember 1745) gilt als entscheidende Schlacht des Zweiten Schlesischen Krieges. Die preußische Armee trug darin den Sieg über die verbündeten Truppen von Österreich und Sachsen davon.
 - 33 Es handelt sich hierbei um eine im Zuge des Kolonialismus etablierte, pauschalisierende Fremdbezeichnung für die indigene Bevölkerung Nordamerikas. Obwohl in diesem Absatz keine explizite Abwertung der aufgezählten Menschengruppen erfolgt, zeugt die Darstellung von einer hierarchischen Bewertung: Die Erkundung der Welt wird eindeutig gegenüber der Kenntnis einheimischer Gepflogenheiten abgewertet. Das Wissen und die Handlungen „fremder Völker“ gelten dem erzählenden Schuh weniger als „seiner Landesleute Art und Weise“, obgleich er auch diese durchgehend spöttisch-satirisch kommentiert.

- 34 Anspielung auf die Dingerzählung *Schreiben eines Doppelbatzens*, die zwei Jahre vor der Schuhtrilogie veröffentlicht wurde. Anonym: „Schreiben eines Doppelbatzens“. In: *Der Mensch. Eine moralische Wochenschrift* (1751), 9. St., 65–80.

ANONYM

Die Geschichte des Calenders, von ihm selbst erzählt (1785)

Die Dingerzählung des Kalenders erschien 1785 im fünften Jahrgang des *Nürnberger Kinder-Almanachs*. Der Titel weist mehrere Gattungsreferenzen auf: Erstens ist die Erzählung selbst in einem Kalender erschienen. Zweitens ruft der erste Teil des Titels, *Die Geschichte des Calenders*, die unterhaltsam-didaktische Erzählform der Kalendergeschichte auf, die durch den Zusatz *von ihm selbst erzählt* mit dem formelhaften Fiktionalitätssignal der Dingerzählung markiert ist. Zugleich impliziert *Die Geschichte des Calenders* drittens eine historiographische Darstellung.

Die erste Ebene, die Vergegenwärtigung des *Kinder-Almanachs* als Rahmentext, hat eine wichtige Funktion für den Status des dinglichen Ich-Erzählers. Genreuntypisch nämlich fungiert das Ding als Gattungswesen, d. h. es erzählt kein Kalender von Papier und Druckerschwärze, sondern das Konzept des Kalenders, das sich sowohl diachron als synchron in unzähligen Formen materialisiert. Folglich handelt es sich nicht um einen „downward mobility“-Plot,¹ sondern um eine gegenläufige Bewegung, wie der Kalender selbst erläutert: „ich werde mit jedem Jahr alt und mit jedem Jahr wieder jung“. Diese Spannung zwischen der Erzählerfigur und ihrer hybriden Körperlichkeit wird dadurch aufgefangen, dass die Leser:innen ein papiernes Exemplar der Gattung, eben jenen *Kinder-Almanach*, in den Händen halten. Der implizite und explizite Einbezug der Lesesituation wird durch Verweise wie „Sehet nur nach“ verstärkt.

Die zweite Ebene, die Mischung von didaktisch geradliniger Darstellung der Kalendergeschichte und erzählfreudiger Dingfiktion, ist geschickt in Szene gesetzt. Bevor er zu Wort kommt, wird der Kalender in einem kurzen Entree zwar als „uralter Greis“ anmoderiert, jedoch zeigt er keinen schriftsprachlichen oder distinktiven Habitus, sondern erklärt auch komplexe Sachverhalte in einem mündlichen Gestus, der eine vertraute Gesprächssituation impliziert. Stilistisch prägend sind unvollständige Sätze und verkürzte Worte sowie eine häufige Adressierung der kindlichen Leser:innen und deren Erwartungen. Die Wissensvermittlung ist explizit mit programmatischen Zielen der Aufklärung verbunden, so das empirische Lernen, die Ablehnung von Aberglauben oder das Bemühen um Selbstoptimierung. In der Selbstreflexion der Erzählhaltung sind vereinzelt Verhaltensnormen angesprochen, so die Distanzierung von Standes- oder Gelehrsamkeitsdünkel oder das Plädoyer für uneigennützig Konfliktlösungen zum Wohle der Gemeinschaft. Die Verknüpfung mit der Genrekonvention der Dingerzählung wird an dem Punkt produktiv, da der

Kalender nicht nur als Instrument der Zeitrechnung sondern auch als Instrument machtpolitischer Interessen genutzt wird. Dieses Los teilt er mit den Protagonisten anderer Dingeerzählungen, die ebenfalls keinen oder verschwindend wenig Einfluss auf ihre Gebrauchsgeschichte haben. Der instrumentalisierte Kalender wird insofern als Verhaltensmodell in das moralische Bildungsnarrativ eingebunden, als er seinen Lebensweg zwar nur begrenzt steuern kann, er jedoch durch genaue Beobachtung, Analyse und Bewertung der prägenden gesellschaftlichen Faktoren eine gewisse Eigenmacht gewinnt.

Die dritte Ebene, die historiographische Erzählung, bindet den Kalender und seinen Gebrauch in die aktuellen wissens- und konfessionspolitischen Debatten ein. Deutlich wird: „Kalender verwalten [...] nicht nur Zeit, sondern ebenso Wissen.“² Und in dieser Doppelfunktion liegt ihr erinnerungspolitisches (Konflikt-)Potenzial. Entsprechend fokussiert die Darstellung weniger auf die Kultur- und Funktionsgeschichte des Kalenders, sondern vielmehr auf die zahlreichen Fälle des Kalenderstreits zwischen Religionsgemeinschaften, Staatsgebieten und/oder politischen Parteien. Als Medium von großer Reichweite insbesondere in der vorwiegend illiteraten Landbevölkerung wurde der Kalender einerseits wegen seiner Einbindung in Praktiken des Aberglaubens kritisiert, andererseits als Chance für die Volksaufklärung gesehen.³ Eines der zentralen Motive in den Reformbemühungen ist das kalendarische Aderlassmännchen, das die Tage für entsprechende Therapien anzeigt, welche von der akademischen Medizin als Irrglauben abgelehnt wurden.⁴ Auch *Die Geschichte des Calenders* konstatiert und kritisiert den Kalender als Ort des Aberglaubens und karikiert das „schnackische Aderlaßmännchen“, das man selbstverständlich nicht im *Nürnberger Kinder-Almanach* findet. Zudem positioniert sich der Almanach deutlich in der konfessionellen Streitkultur, welche in der protestantischen Reichsstadt innerhalb von weitgehend katholischen Fürstentümern bereits Tradition hatte. Finanziert wurde der *Kinder-Almanach* über Subskription, und der erste Band listet nicht allein die Subskribent:innen nach Orten, so dass der überregionale Einzugsbereich anschaulich wird, sondern belegt auch die 365 Tage des Jahres mit ihren Geburtstagen.⁵ Das ist deshalb ein Politikum, weil der Geburtstag allmählich in den protestantischen Regionen eingeführt wurde, während in den katholischen weiterhin der Namenstag die Festtagsfunktion erfüllte.⁶ Die Orientierung an dem individuellen Einsatzpunkt der Geburt statt bei der kollektiv geprägten Namensgebung war insofern provokativ, weil der *Nürnberger Kinder-Almanach* kontingente, eben durch die Subskription hergestellte Geburtstage verkoppelte und somit eine fiktive Fest- und Lesegemeinschaft herstellte.

Einleitung und Anmerkungen: Christiane Holm

Quelle: Anonym: „Die Geschichte des Calenders, von ihm selbst erzählt.“ In: *Nürnbergischer Kinder-Almanach auf das Jahr 1785*. Nürnberg: C[hristoph] Weigel und [Adam Gottlieb] Schneider [1784], 1–38.

Die Geschichte des Calenders, von ihm selbst erzählt

Sonst steht es eben nicht fein, wenn jemand viel von sich selbst spricht. Jungen Leuten nimmt man es gar übel; Alten läßt man es noch hingehen; ja man hört ihnen oft stundenlang mit Vergnügen zu; weil sie vieles erfahren haben, und daher mancherley zu erzählen wissen. Und so mag's auch dem *Kalender*,⁷ als einem uralten Greis, hingehen, daß er den jungen Besitzern dieses *Almanachs* seine Geschichte erzähle, die nicht ganz unbedeutend und unangenehm seyn kann: da er schon so viele Jahre unter so mancherley Gestalten und so mancherley Menschen in der Welt herumwandert, so manches erfahren und den Weltbürgern so manche nützliche Dienste geleistet hat. Lassen wir also den *Kalender* seine Geschichte selbst erzählen.

„Liebe Kinder! Ich bin ein ur-uralter Greis, und doch verjünge ich mich mit jedem Jahr, wie ein Adler, das ist: ich werde mit jedem Jahr alt und mit jedem Jahr wieder jung. Ist das nicht sonderbar? – Denkt einmal nach, wie das zugeht? – Ich stamme von der Zeit ab; bin also auch ur-uralten und nicht geringen Herkommens: denn Sonne und Mond nenne ich meine Stammeltern und die Sterne meine nächsten Anverwandten. Sehet nur nach: in eurem Almanach auf das Jahr 1782. S. 19 f. findet ihr meinen Stammbaum.⁸ Da ich nun so erhabenen und glänzenden Herkommens bin: so seydet ihr vielleicht begierig, zu erfahren, was man mir für eine Erziehung gegeben, und werdet euch wohl wundern, das aus mir nicht mehr geworden ist, als ich wirklich bin – *Bote der Zeit?*

Von den leztern muß ich wohl zuerst ein Wort mit euch sprechen: denn ich seh' es euren Mienen an, daß euch mein Titel und Amt etwas auffallen und gering dünken will. Hab's euch nicht sehr vorübel:⁹

denn ihr seht's und hört's gar zu vielfältig, daß man heut zu Tag immer mehr seyn und vorstellen will, als man ist, und gern mit hochtrabenden Worten und Titeln prangt. Könnte mich zwar auch *Herold*, *Ambassadeur*, *Botschafter der Zeit*, oder welches noch vornehmer, wenigstens gelehrter, klänge, – *des Chronos* nennen. Aber ich bin noch von altem Schrot und Korn. Vornehm und gelehrt thun ist meine Sache nicht; großthun noch weniger. Will lieber mehr in der That seyn, als heissen und aus mir machen. – Merkt's euch auf euer Lebtage. Großthun thut kein gut; es erniedrigt mehr, als es erhöht. Der Mann muß seinen Titel und Rang verdienen und ihm Ehre machen; sonst machen ihm Titel und Rang, die er nicht verdient, Schande. – Ist mir immer eben so ärgerlich, daß man mich, seitdem ich in der Welt herumwandere, eines Theils mit so manchen prahlerischen Titeln wider meinen Willen aufgestutzt, als daß man mich andern Theils mit possirlichen Namen verunglimpft hat. Was hab ich mir nur bey euch Teutschen nicht schon für Namen geben lassen müssen. Bald nennt ihr mich Kalender schlechtweg, bald mit Zusäzen: *Wand-*, *Sack-*, *Schreib-*, *Taschen-*, *Welt-* und *Staats-*, *Kriegs-*, *Mord-* und *Tod-*, *Jammer-* und *Noth-Kalender*; bald mit dem arabischen Namen *Almanach*. – Einige haben mich gar unter den Namen des *hinkenden Boten*, des *Wahrsagers*, des *Himmelsboten*, nach Stadt und Land ausgeschickt, und was wird man mir noch für fremde und einheimische Namen aufbringen? – Wie viel muß man sich doch in der Welt gefallen lassen, und in wie vielerley Menschenköpfe und Sinne muß man sich richten lernen, will man unter ihnen fortkommen! Schadet aber doch nichts; macht geschmeidig und duldsam. Wird euch mit der Zeit, wenn ihr in die Welt hinauskommt, nicht besser gehen. Macht euch nur beizeiten fein hübsch gefaßt darauf, liebe Kinderchen! Laßt vornehmlich Eigenwillen und Eigensinn ja nicht bey euch aufkommen: denn in der Welt geht's einem nicht immer so, wie man wünscht und will; wär uns auch nicht allemal gut und nützlich.

Izt aber wieder zu meiner Geschichte! – Da ich Euch gesagt habe, daß ich ein Abkömmling der Zeit bin: so werdet ihr dasjenige, wozu man mich von Jugend auf angehalten hat, leicht selbst errathen können. Gemeiniglich bestimmen die Eltern ihre Kinder, sonderlich wenn sie nur Eines haben, zu dem, was sie selbst sind und treiben. Ich sollte die *Zeitrechnung*, (die Gelehrten nennen sie mit dem griechischen Wort, welches eben das heißt, *Chronologie*,) studieren. Ihr wißt aber aus euren vorigen *Almanachen* von 1782 und 1783,¹⁰ daß man die Zeitrechnung ohne Kenntniß der Bewegung der Erde um die Sonne und des Laufs des Mondes, so wie der Gestirne überhaupt, nicht recht verstehen und erlernen kann. Ich suchte also die berühmtesten *Astronomen*, d. i. Sternkundige, damals insonderheit in den Morgenländern, auf, um bey ihnen in die Schule zu gehen. Sie nahmen mich auch gerne auf, und lehrten mich, was sie damaliger Zeit, da man erst den Anfang in den Wissenschaften und Erfindungen machte, selbst wußten, und durch ihren Fleiß im Beobachten erfunden hatten. Mein Schulgehen aber müßt ihr euch nicht so vorstellen, als wenn ich, mit meinen Büchern unter dem Arm, aus einer Lehrstunde in die andere gelaufen wäre. Nein! die Natur, der über uns gewölbte Himmel, war das vor uns aufgeschlagene Buch,¹¹ woraus meine Lehrer mich lehrten, und sie selbst mit mir noch lernten, und eine freye, offene Gegend, Bergspitzen, worauf man weit und ungehindert umhersehen konnte, war unsere Schule und Lehrsaal. Morgenstund hat Gold im Mund, hies es immer bey mir: denn mit dem Frühesten muß' ich mich mit meinen Lehrern aufmachen, um den Ausgang der Sonne zu betrachten, und dem ohngeachtet waren wir am späten Abend und um Mitternacht noch, manchmal bis der Tag wieder anbrach, auf unsern Beobachtungsplätzen, um den Niedergang der Sonne, die Abwechslung des Mondes, den Stand und Lauf der Gestirne zu bemerken. Könnte aber doch nicht sagen, daß mir dieses tägliche und nächtliche Herumstreifen und Beobachten verdrüßlich geworden

wäre. In der freien Luft wird man ohnehin des Lernens nicht so leicht verdrüsslich, als in den eingesperrten Zimmern, und die Natur, der Anblick der Geschöpfe Gottes, und das Nachdenken darüber, hat so etwas reizendes, mannigfaltiges und lehrreiches, daß man dessen nicht so leicht müde, sondern immer begieriger wird, sie noch mehr zu betrachten, noch mehr zu entdecken, noch mehr zu lernen. Noch unendlich mehr Freude, als euch eure Bilderbücher machen, wird euch der Anblick der Natur auf dem freien Felde machen, besonders wenn euch bey euren Spaziergängen ein geschickter Lehrer begleitet, der euch über das, was ihr sehet, eine Auslegung machen, und eure Fragen, die ihr über die vorkommende Gegenstände aufwerfet, lehrreich beantworten kann und mag. Ich versichere euch, ihr werdet da in einer Stunde mehr mit dem grösten Vergnügen lernen, als ihr in zwey und mehr Stunden nicht so vergnügt von den unbelebten Buchstaben eurer Bücher gelernt haben würdet. Freilich müßt ihr die Gegenstände der Natur nicht nur anstaunen; sondern sie auch kennen lernen und darüber nachdenken. Vielleicht habt ihr *Millers Schilderungen zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend*;¹² lest wieder einmal darinn, denn diß liebe, trefliche Buch, das in der That den Ton zu den heutigen so mannigfaltigen und vielen Kinder und Jugendschriften angegeben hat, sollte nicht so in Vergessenheit kommen; in dem ersten Theil desselben werdet ihr Muster antreffen, wie ihr die Betrachtung der Natur auf euren Spaziergängen recht anstellen, und euch zu Nuzen machen könnet. Ihr könnt nicht glauben, was das für eine angenehme Unterhaltung ist, wenn man so der Natur auf ihrer abgemessenen Bahn auflauert und nachspührt! und was für Freude, wenn man sie auf ihrem Pfad erhascht oder einholt, und ihre Reise beschreiben und ausrechnen kann. Meine Lehrer vergassen vor Freude aller der Mühe, die sie auf die Beobachtung des Auf- und Niedergangs der Sonne, der Abwechslung des Monds und des Standes der Gestirne verwendet hatten, als sie nach und nach von der schon

bekanntem Eintheilung der Zeit, in Tag und Nacht, auf die weitere Eintheilung derselben, in Monate, darnach in Wochen, und endlich in Jahre, kamen; und sie theilten mir ihre Beobachtungen und Erfindungen treulich mit.

Bey diesen ersten Zeiteintheilern hab' ich also den Grund meines Studiums gelegt, oder meine erste Lehrzeit überstanden, hatt' es auch, ohne Ruhm zu melden, schon so weit gebracht, daß man mich zum *Zeitausrufer* gebrauchen konnte. Zuerst stellten mich die *Griechen* dazu an, den *Neumond*, als ihren ersten Monatstag, den sie *Numinia* nannten, anzukündigen. Darauf kam ich auch bey den Römern zu eben diesem Amt, bey welchen ich ebenfalls den ersten Tag jeden Monats mit dem Ausruf des griechischen Worts *Καλω* (*Kalo*) oder *Καλεω* (*Kaleo*) zu deutsch: ich *rufe*, bekannt machen mußte. Dieses Wort gab dann dem ersten Monatstag bey den Römern den Namen *Kalendä*, mir aber, als dem Ankündiger desselben, den Namen *Kalender*.¹³ Es kam jederzeit an diesem Tag eine Menge römischen Volks auf dem Schloß zu Rom, das Kapitolum genannt, zusammen, weil ihm mit dem ersten Monatstag zugleich die Zeitrechnung eines jeden Monats, und die in demselben zu feirende Feste und vorzunehmende Geschäfte bekannt gemacht wurden. Daher kommt es dann auch noch, daß durch mich nicht nur die grössern und kleinern Abtheilungen des Jahrs, die abwechselnde Zeit des Auf- und Untergangs der Sonne, die Abwechslungen des Monds, die Sonnen- und Mondsfinsternisse, die Jahreszeiten, und die Bahn der Sonne durch die zwölf himmlischen Zeichen, sondern auch die *beweglichen* und *unbeweglichen Feste*, (jene sind diejenigen, welche nicht alle Jahr auf einen und eben denselben Monatstag fallen, diese aber, welche alljährlich an einem und eben dem selben Tag gefeiert werden) angezeigt werden. Ich hatte also nicht nur Staats- sondern auch Religionsangelegenheiten zu besorgen. – Heimlich muß ich oft bey mir selbst lachen, wenn ich aus den fröhlichen und traurigen Gesichtern so

mancher unter dem Volke wahrnehmen konnte, was dieser oder jener noch für ein Anliegen bey dieser Versammlung auf dem Herzen hatte. Die Fröhlichen warteten auf Geld aus der öffentlichen Kasse, das an dem ersten Monatstag ausgeliehen zu werden pflegte; und die Traurigen mußten die Zinsen oder gar die Kapitale darbringen, die man an eben dem Tag einnahm. Horaz gibt deswegen den *Kalendis* den Beinamen die *traurigen* und *beschwerlichen*. Dabey muß ich euch auch doch diß sagen: daß, wenn ihr etwa bey den alten lateinischen Schriftstellern das Wort *Calendarium* findet, ihr nicht mich darunter verstehtet, sondern ein Buch, darein die ausgelehnte Kapitalien und einzunehmende Zinse geschrieben wurden. Und noch eins! Vielleicht habt ihr schon den sprüchwörtlichen Ausdruck: *ad Calendas graecas*, dessen sich der Kaiser August, sonderlich bey schlechten Schuldnern, bedient haben soll, gehört oder gelesen? wißt ihr auch was er heißt oder bedeutet? Dem Wort nach heißt er: *Wann die Griechen den ersten Monatstag Kalendä nennen*; weil aber die Griechen, wie ihr schon wißt, ihren ersten Monatstag niemals *Kalendä*, sondern *Numinia*, nannten, so bedeutet *ad Calendas graecas* so viel als: *Niemals*.

Unter dem ersten König der Römer, dem Romulus, durft ich nur zehnmal einen neuen Monat ankündigen, und damit war ein Jahr zu Ende: denn dieser Herr hatte mit Kriegen zu viel zu thun, als daß er Zeit gehabt hätte, meine Zeitrechnung zu untersuchen, ob sie richtig oder unrichtig war. Hingegen sein Nachfolger, *Numa*, lies eine genaue Prüfung mit mir anstellen, und fand, daß mir noch zwey ganze Monate an einem Jahr, das 365 ein Viertels Tage nach dem Sonnenlauf haben sollte, fehlten, und sezte mir also noch zwey Monate bey, den Januar und Februar, letzterm aber wurden zu viel Tage, die man ihm hernach wieder abnehmen mußte, gegeben.

So lernt man niemals aus, meine lieben Kinder! – Da ich aus der Schule meiner ersten Lehrer kam, meinte ich, nach der jugendlichen Weise der Gymnasiasten oder Studenten, Wunder wie gelehrt ich sey,

und daß man an mir nichts zu verbessern finden würde. Aber, wie's mit mir zum Examen kam, da ward mein jugendlicher Stolz gedemüthiget; da zeigte man mir, wie viel mir noch fehlte; und je mehr ich unter die Leute kam und Prüfungen auszustehen hatte: desto mehr lernte ich einsehen, wieweit ich noch von der Vollkommenheit entfernt sey. Gewiß, je länger man lebt, je mehr man lernt und weis, desto mehr sieht man ein, wie viel man noch nicht weis und zu lernen hat; und je vollkommener man sich selbst zu seyn dünkt: desto unvollkommener ist man gewis noch.

Ich erfuhrs, denn *Julius Cäsar* lies mich von einem berühmten Sternkundiger, *Sosygenes*, abermal untersuchen, und zwar zu einer Zeit, da ich bey meinem Aufenthalt unter der römischen Priesterschaft in solche Unordnung gerathen war, daß zum fünf und vierzigsten Jahr vor Christi Geburt, welches deswegen *Annus confusionis*, das *Verwirrungsjahr* hies, ein ganzes Vierteljahr hinzugesetzt werden mußte, um den Anfang des Jahrs wieder in die vorher vestgesezte Zeit einzuleiten. Dieser *Sosygenes* brachte mich also nicht nur wieder in Ordnung, sondern verbesserte mich so, indem er die Jahresrechnung auf 365 Tage sechs Stunden setzte, alle vier Jahre aber den Betrag der sechs Stunden als einen Schalttag im Februar einrückte, daß ich nun im römischen Reich eingeführt, und auch von allen christlichen Völkern unter dem Namen des *Julianischen Kalenders* aufgenommen, und bis 1582 beibehalten wurde.

In besagtem 1582sten Jahr aber, nahm man abermal eine Prüfung mit mir vor, die Pabst *Gregorius* der Dreyzehnte anstellen lies, wobey man mir Schuld gab, daß ich nach dem Sonnenlauf aufs Jahr 11 Minuten zu viel rechnete, welche in 402 Jahren schon drey ganze Tage, und im Jahr 1582 zehn Tage ausmachten wodurch in der Bestimmung der Jahrszeiten nach und nach eine Verwirrung entstehen mußte. Man nahm mir also vom Oktober des 1582sten Jahrs zehn Tage hinweg, verordnete, daß alle 400 Jahre drey Schalttage weggelassen werden

sollten, oder daß das hundertste dreymal nach einander ein gemeines, und erst das viertemal ein *Schaltjahr* seyn; ingleichen die Voll- und Neumonde, und darnach die Zeit des Osterfestes, auf eine andere Weise, als vorhin, bestimmt werden sollten. So erschien ich abermal in einer veränderten oder verbesserten Gestalt, und mit einem neuen Zusaz zu meinem Namen, als *Gregorianischer Kalender*.

Aber das Glück machte ich unter diesem Namen nicht so allgemein, wie unter dem vorigen *Julianischen*, vielmehr kam ich in eine sehr verdrüßliche Lage. Pabst *Gregorius*, mein Herr, dem ich als *Gregorianischer Kalender* diene, wollte mich mit Gewalt in allen katholischen und protestantischen Ländern eingeführt wissen, und glaubte, dem Kaiser, den Königen, Fürsten und Staaten, als geistliches Oberhaupt, mich gleichsam befehlsweise aufdringen zu dürfen. Allein die großen Herren hielten diß aufdringliche Verfahren des Pabsts für einen Eingrif in ihre Rechte, und man sah mich überall mit scheelen Augen an. Die Katholiken wollten mich endlich, aus Achtung gegen das Oberhaupt ihrer Kirche, aufnehmen; die Protestanten hingegen, die in keinem solchen Verhältnis mit dem Pabst stunden, wiesen mich als Gregorianischen Kalender geraden Wegs ab. Da erfuhr ich, wie gefährlich es ist, grossen Herren zu dienen, und wie oft aus einer geringerscheinenden Sache ein grosser Streit entstehen kann. So entstund auch der berühmte Kalenderstreit, der meinen Namen in der Politischen- und Kirchengeschichte, obgleich nicht auf der besten Seite, berühmt machte. Ich verhielt mich freilich leidend dabey; dem ohngeachtet mußte ich mich bey den Reichsgerichten herumschleppen lassen, und der Streit wurde dennoch nicht beigelegt. Auch da noch nicht, da sich Kaiser *Rudolph* der Zweite der Sache annahm, und 1583 eine Verordnung ins Reich ergehen lies, die allgemeine Annahme des Gregorianischen Kalenders zu bewürken. Allein nur wenige protestantische Stände liessen sich dazu bewegen; der gröste Theil derselben blieb bey dem alten *Julianischen*. Nun lief ich, wie der

zweystirnige Janus, in dem teutschen Reich herum; bey den Katholiken muß ich die Gregorianische, bey den Protestanten die Julianische Zeitrechnung an der Stirne tragen. So kann man in der Welt öfters in Umstände gerathen, daß man allen allerley werden muß. Gern wollt ich's auch werden: denn schmiegen hab ich mich von Jugend auf gelernt. Es verdros mich gar nicht, daß man meine Zeitrechnung von Zeit zu Zeit prüfte, tadelte, und an ihr feilte: aber das gieng mir sehr zu Herzen, daß wegen meiner solcher Streit, Entzweigung unter christlichen Religionspartheien und Verwirrung, welches gemeinlich die schädliche Folge hartnäckiger Streitigkeiten ist, entstehen sollte. Wer beym Zwist unter den Menschen gleichgültig seyn kann, der hat ein unempfindliches Herz; wer sich aber gar darüber freuen kann, wenn sich Menschen veruneinigen, mit einander herumzanken, hassen und vorsätzlich beleidigen, der hat gewis ein böses Herz.

Noch kränkt es mich, daß ich, als der Zankapfel jenes verhaßten *Kalenderstreits*, der, leider! im ganzen siebenzehnten Jahrhundert nicht beigelegt werden konnte, in der Geschichte ausgeschrien bin. Ich weis, meine Lieben! Ihr bedauert mich, so oft ihr davon leset, und wünschet, daß damals schon die tolerante Zeiten gewesen wären, in welche der glorreiche Kaiser *Joseph* der Zweyte durch seine weise Verfügungen und noch mehr durch sein vorleuchtendes erhabenes Beispiel die gegenwärtigen umgeschaffen hat. Da wär's sicher mit diesem unverträglichen Handel nicht so weit gekommen, und alle die großen Unordnungen und Erbitterungen, die daraus entstunden, wären unterblieben: und diese waren gewis nicht geringe.

Stellet euch nur vor, was für Zwist und Mishelligkeiten an den Örtern vorfallen mußten, wo Protestanten und Katholiken unter einander vermischt wohnten, wenn die einen nach ihrem Kalender Fest und Feiertage hatten, die andern keine, oder eben dieselben an andern

Tagen, vor oder nach. Was diß für einen nachtheiligen Einfluß in Handel und Wandel haben mußte, und wie unförmlich es aussah, wenn das Datum in Briefen und schriftlichen Aufsätzen, wie ein Rechnungsbruch dastund, z. Ex.

den 11. Julii *st. v.* } d. h. *Styli veteris* alten Styls.
den 22. Julii *st. n.* } *Styli novi* neuen Styls.

denn den Unterschied des *alten Julianischen*, und des *neuen Gregorianischen verbesserten Kalenders* pflegte man den *alten* und *neuen Styl* zu nennen, und dieser Unterschied betraf, wie gesagt, 11 Tage, um welche der *Julianische* später, der *Gregorianische* hingegen früher in der Tags- und Monatsrechnung fortliet. Mir graut noch, wenn ich an jene Zeiten gedenke, in welchen der Gebrauch der Julianischen oder Gregorianischen Zeitrechnung gleichsam für ein Glaubensbekenntnis zu dieser oder jener Religionsparthey angesehen wurde, welches jenen Zeiten, und mir selbst, ob ich gleich unschuldig dabey war, keine Ehre machte.

In einer so verdrüßlichen getheilten Lage blieben meine Umstände bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Um die Zeit der Annäherung desselben dachten die protestantischen Reichsstände auf ein Auskunftsmittel, den Kalenderstrittigkeiten mit dem Eintritt ins achtzehnte Jahrhundert ein Ende zu machen, und glaubten es darinn zu finden, wenn sie die Zeitrechnung, die ich künftig bey ihnen ankündigen sollte, der Gregorianischen näher brächten. Sie übergaben mich daher dem großen Gelehrten, Baron von *Leibniz*, und dem geschickten Jenaischen Lehrer, Erhard *Weigel*, zur Ausbildung; diese machten nun einen *neuverbesserten Kalender* aus mir, und so wurde ich im Jahre 1700 in den protestantischen Ländern wirklich eingeführt. Weil ich nun in Ansehung der Tag- und Monatsrechnung,

ingleichen der Schaltjahre, mit der Gregorianischen Zeitrechnung, die ich bey den Katholiken noch immer fort ankündigen mußte, sehr nahe übereinstimmte: so legte man mir katholischer Seits wenig mehr in Weg, wenn ich bey den Protestanten als *neuerbesserter* Kalender auftrat. Wie mir so wohl war, und wie leicht mir mein Amt wurde, da nun Ruhe und Friede um mich her war, das könnt ihr euch kaum vorstellen. Ist doch nichts verdrüßlicher, nichts peinlicher, als wenn Menschen, die in einer Welt, unter einem Himmel, oft sehr nahe bey einander wohnen müssen, und einander nicht entbehren können, in Unfrieden mit einander leben und einander nicht nachgeben wollen. Wahrhaftig, die Welt ist an sich das Jammerthal nicht, wofür sie insgemein ausgeschrien wird; nur die Bewohner desselben, die sich so gar wenig mit einander betragen wollen, und oft nur um Kleinigkeiten die grösten Händel anfangen, machen sich ihren Aufenthalt zum Jammerthal. Liebe Kinder! so viel an euch ist: habt ja mit allen Menschen Frieden! gebt nach, so viel ihr nachgeben könnt, damit derselbe erhalten werde; Ihr versüßt dadurch Euch und andern das Leben. Macht, so viel es euch immer möglich ist, wie ich; ich lies mich belehren, und mit mir machen, was man wollte; sah auch so manchen Schaden und Schmerzen nicht an, den mir meine Nachgiebigkeit zuzog; wenn ich nur den Frieden und die Einigkeit damit erkaufen und befördern konnte. Ists doch immer besser, rühmlicher und das Gewissen beruhigender, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun.

Izt vermuthet ihr vielleicht, daß ich nach so verschiedenen Prüfungen und Verbesserungen auf den höchsten Grad meiner Vollkommenheit gelangt seyn müsse? Allein ihr irrt euch, wenn ihr diß vermuthet. Unser Wissen in diesem Leben ist Stückwerk, welches die ganze Vollkommenheit auf dieser Welt niemals erreichen wird: denn, wenn wir gleich darnach streben und wännen, den höchsten Gipfel erreicht zu haben; so thürmt sich über diesem unsrer Meinung nach höchsten Standort, ein anderer wiederum höherer Gipfel zu ersteigen auf, und

nach diesem wiederum ein anderer, und wieder ein anderer. Kurz, was wir hier gewissermassen Vollkommenheit nennen können, gehet nur so weit, als unsere in diesem Leben ziemlich eingeschränkte Kräfte reichen; doch reichen sie immer weit genug, wenn wir sie in der rechten Ordnung und mit ernstlicher unermüdeter Anstrengung gebrauchen und anwenden wollen. Diß also, daß man es hier zu keiner ganzen Vollkommenheit im Wissen, im Erfinden, in der Tugend und jedem Guten bringen kann, muß Euch, muß niemand abschrecken, noch träge machen, nach Vollkommenheit mit möglichstem Eifer zu streben. Jeder Fortschritt und Wachsthum im Guten ist Gewinn für Euch auf die Zukunft, bringt Euch von Stufen zu Stufen dem Vollkommenen näher, und fördert Euch nicht nur für das gegenwärtige endliche, sondern auch für das zukünftige unendliche Leben. – Aber über dem Moralisiren bin ich fast von meiner Geschichte abgekommen. So gehts, wenn man mehr unangenehme, als angenehme Vorfälle von sich zu erzählen hat, da schweift man gern auf Abwege aus.

Kaum hatt' ich die ersten vier und zwanzig Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts so ziemlich ruhig zurückgelegt, als eine zuvor nicht bemerkte Verschiedenheit der beeden Zeitrechnungen, die ich anzukündigen hatte, mich abermal in Unruhe setzte, und Zwietracht unter den beeden Parthien, denen ich diente, erregte. Ich weis nicht, obs Euch schon bekannt ist, daß von den *Kirchenvätern* (so nannte man in den ersten Zeiten die Vorsteher und Lehrer der christlichen Kirche) schon im vierten Jahrhundert bey einer *Kirchenversammlung* (lateinisch *Concilium* genannt) zu *Nicäa* in Bithynien beschlossen worden ist: „Das *Osterfest*, als das älteste Fest der Christen, nach welchem nachmals alle übrige bewegliche Fest- und Feiertage der Zeit nach geordnet wurden, sollte alle Jahr an dem ersten Sonntag, welcher auf den ersten Vollmond nach Frühlingsanfang folgt; wenn aber dieser Vollmond auf denselben Sonntag einträte, an dem acht

Tage darauf folgenden Sonntag gefeiert werden, damit die Christen nicht zugleich mit den Juden ihr Osterfest feiern möchten.“ Nun bestimmte die *Gregorianische* und die *neuerbesserte* Zeitrechnung den Eintritt des Vollmonds, in Beziehung auf den nächstfolgenden Tag, nicht auf einerley Weise. Daher konnte es sich ereignen, daß nach einer oder der andern dieser beeden Zeitrechnungen das Osterfest um acht Tage früher oder später angesetzt, und von mir angekündigt werden mußte. Dieser Fall traf auch wirklich im Jahr 1724 zum erstenmal ein, daß das Osterfest der Protestanten und Katholiken, wegen ihrer verschiedenen ersten Vollmondsrechnung, nicht auf einen und eben denselben Sonntag fiel. Da sah es nun in den Ländern, wo Protestanten und Katholiken unter einander wohnten, sehr verwirrt aus. Ihr wundert euch vielleicht darüber, und denket, daß man sich leicht mit einander wegen gemeinschaftlicher Feier dieses Festes auf einen Tag hätte verstehen, und, welcher unter den beeden strittigen Tagen den Vorzug haben sollte, durchs unpartheyische Loos bestimmt werden können. Freilich, so eine Auskunft hätten diejenigen damals treffen sollen, die Christen heißen wollten, und sich zu der Lehre des göttlichen Menschenfreundes und Friedensstifters *Jesu Christi* bekannten. Protestantischer Seits that man zwar den Vorschlag, daß jede Religionsverwandten ihr Osterfest, nebst den übrigen davon abhängenden Feiertagen, mit ihren Glaubensgenossen ungestört feiren sollten; allein dieser rühmliche und verträgliche Vorschlag wurde katholischer Seits schlechterdings verworfen, und beide Partheien dem Zwang ausgesetzt, daß jede das Osterfest und die Feiertage der andern mit feiern mußte. Dabey gieng es nun nicht ohne Gewaltthätigkeit und Erbitterung der Gemüther auf beiden Seiten ab; gab sogar blutige Auftritte, und die Feste, die man heiligen sollte, wurden durch innerlich und äusserlichen Zwietracht auf die schändlichste Weise entheiligt. Im Jahr 1744, da dieser Fall der verschiedenen Osterfeststage wieder eintraf, giengs, leider! nicht besser, und mir

grauete schon zum voraus vor dem damals noch zukünftigen 1778sten Jahr, auf welches dieser leidige Fall abermal bevorstund. Aber Dank sey es unsern aufgeklärtern verträglichen Zeiten und der weisen Vorsicht friedliebender Befehlshaber, welche schon im Jahr 1775 dem vielleicht abermal bevorstehenden Unfug vorzubeugen, und dem Streit auf immer ein Ende zu machen suchten. Man that nämlich protestantischer Seits den Vorschlag, daß, wenn der sogenannte neue Gregorianische *Kalender* den Namen eines *verbesserten Reichskalenders*, annehmen und unter diesem Namen im Druck ausgehen wollte: so sollte derselbe künftighin im ganzen teutschen Reich geltend seyn, und das Osterfest, nebst den davon abhängenden Feiertagen, nach demselben zu gleicher Zeit und auf einen Tag unter Protestanten und Katholiken gefeiert werden. Dieser heilsame Vorschlag wurde dann auch von dem andern Theil angenommen und genehmigt, und im Jahr 1777 unter kaiserlicher Bestätigung ein neuer Reichsschluß bekannt gemacht, nach welchem künftighin weder ein besonderer *Gregorianischer* Kalender der Katholiken, noch ein besonderer *verbessertes* Kalender der Protestanten, sondern ein *allgemeiner*, oder gemeinschaftlicher *verbessertes Reichskalender* im teutschen Reich statt finden solle. Wie mich dieser allgemein wohlthätige Reichsschluß gefreuet hat, kann ich Euch nicht beschreiben. Wahrhaftig, wenn ich zum *Reichsfürsten* darinn ernannt worden wäre, würd' es mich nicht so gefreuet haben, als die Hofnung, daß nun, wills Gott! durch denselben alle meine widrigen Schicksale ein Ende haben werden. Und ob ich gleich nichts weniger, als stolz bin: so ist mir doch mein neuer vom Kaiser und Reich beigelegter und bestätigter Titel: *Allgemein verbessertes Reichskalender*, nicht so gleichgültig, daß mich nicht verdrießen sollte, daß mich die Herren, die mich jährlich in die Welt ausschicken, noch immer unter den gewöhnlichen, verrosteten, und zum Theil sehr abgeschmackten Titeln, weis nicht, warum? in die Welt ausgehen lassen. Hätte fast Lust – und wenn sie mir den von

Kaiser und Reich mir allergnädigst zuerkannten Titel nicht bald geben: so werd' ich's auch thun – sie bey Kaiser und Reich zu verklagen. – Mußte mich ohnehin lang genug nicht wenig herabsetzen, und mir von der Dienerschaft, die mich alle Jahr auf meine Wanderschaft ausrüstete, allerhand schlechte Waaren, die sie gern weit und breit vertrödelt haben wollten, aufladen lassen.

Wenn ich's Euch, meine Lieben! mit meiner Geschichte nicht zu lang mache: so will ich Euch von meinen besondern Schicksalen doch noch ein und das andere erzählen. Vielleicht seyd ihr vornehmlich auch darauf begierig, wie's mir in Eurem teutschen Vaterland ergangen ist.

Eure uralte Voreltern, die ältesten Teutschen, ehe sie die römischen Provinzen eroberten, begnügten sich mit einem sehr einfachen Zeitmaße, welches sie der Veränderung des Monds und dem Lauf der Sonne ablernten. Die Zeit des Neu- und Vollmonds war ihnen die wichtigste. Sie zählten nach Nächten, und nicht nach Tagen, wie ihr izt thut; die Nacht gieng, nach der Meinung der ältesten Völkerschaften, vor dem Tag her, und jeder neue Tag fieng nach ihrer Zeitrechnung mit dem Einbruch der Nacht an. Jahreszeiten zählten sie nur drey: *Winter, Frühling* und *Sommer*.

Nachdem aber die Teutschen in die römische Provinzen eingedrungen waren, und in einem grossen Theil derselben sich niedergelassen hatten: so nahmen sie die *Julianische* Zeitrechnung an, und da kam ich also auch in ihre Dienste. *Karl der Grosse*, ein wahrer teutscher Kaiser, gab mir den Befehl, daß ich die Monate bey den Teutschen nicht mit lateinischen Namen, die ihnen natürlicher Weise unverständlich seyn müßten, sondern mit teutschen Benennungen, ankündigen sollte; und gab mir selbst, als ein grosser Kenner und Beförderer der teutschen Sprache, die Monatsnamen an, die ich in Teutschland einführen sollte. (Erinnere ich mich recht: so hat sie Euch Euer *Almanach* von 1782 schon angezeigt.) Aber ich sehe, daß ihr mich fragen wollet: „Warum sind jene teutschen Monatsnamen nicht bis

auf den heutigen Tag beibehalten worden, und warum nennen die Teutsche zu ihrer Schande ihre Monate noch izt mit den unschicklichen Namen der Römer?“ – Und ich merke aus der Hastigkeit, mit der ihr mich fraget, daß ihr mir die Schuld beimessen, und deswegen fast böse auf mich seyn wollet. – Ich kann’s Euch nicht verargen, daß ihr über die Abschaffung der teutschen, und Wiedereinführung der lateinischen Monatsnamen böse seyd. – Aber über mich, dürft ihr es nicht seyn. Ich habe Euch schon gesagt, daß ich in vorigen Zeiten mit mir thun lassen mußte, was man wollte. Man quartirte mich in Teutschland, ehe die Buchdruckerey erfunden wurde, in die Klöster ein; da muß ich den Leuten, die dahin kamen, um sich nach der Zeitrechnung zu erkundigen, dieselbe nach der Weisung der Geistlichkeit angeben; und von den Klöstern damaliger Zeit werdet ihr vielleicht wissen, daß man zur Ehre des römischen Stuhls, oder der Residenz des Pabsts, die römische oder lateinische Sprache noch immer als Kirchensprache bey öffentlichen Angelegenheiten beibehielt, auch sich durch dieselbe ein gewisses gelehrtes Ansehen geben wollte. Zugleich müßt ihr auch das bedenken, daß der *Julianische Kalender* noch immer auch bey dem *Gregorianischen* Grund gelegt, folglich mit demselben die lateinischen Namen der Monate, an welche die Leute von je her schon mehr, als an die teutschen, gewöhnt waren, fortgepflanzt wurden. Und wie schwer es halte, dasjenige abzubringen, dessen man längst gewohnt ist, davon habt Ihr in Euren Zeiten an dem mislungenen Versuch, die teutschen Monatsnamen wieder allgemein einzuführen, ein ganz neues Beispiel.

Ich kann also eben so wenig dafür, daß man unter den Teutschen den Monaten lateinische Namen giebt; als ich dafür kann, daß man mich nach Erfindung der Buchdruckerkunst neben meinem ordentlichen Amt, ein Bothe der Zeit zu seyn, auch zum Wahrsager, zum Zeichendeuter, zum Arzt, zum Marktschreier, Märchenerzähler, und zu

weis nicht was noch, machte. Denn, nach Erfindung dieser Kunst, boten mir die Buchdrucker in Teutschland ihre Presse zur Erleichterung meines Amtes an; indem sie die Zeitrechnung abdrucken wollten, die ich denn unter meinem Namen in ganz Teutschland mit leichter Mühe ausbreiten könnte. Nach meinem guten Gemüth, das nicht leicht jemand etwas abschlagen kann, und aus guter Meinung, daß ich auf diese Weise recht vielen dienen könnte; lies ich mir den Antrag gefallen. Aber wie's gutherzigen Leuten gemeiniglich geht; man mißbraucht sie gern. Der erste Buchdrucker, der mich im Jahr 1491 in Oktav¹⁴ gedruckt in die Welt schickte, wohnte zu Augsburg; seines Namens, den er nicht beidruckte, kann ich mich nicht mehr entsinnen; aber den Titel, den er mir gab, der nach dem Geschmack damaliger Zeit war, und Euch nicht recht gefallen wird, kann ich Euch, als eine Rarität, noch sagen. Er lautete Reimweise also:

Diß Büchlein ist also gemacht,
Wie das Jahr nach den Monat wird geacht,
Nach Natur und Influß der Stern.
Auch thut es weiter ler'n,
Von Speis, Trank und Purgieren,
Baden, Lassen und Regieren.
Schwanger Frawen die fruchtbar sind,
Wie man ziehen soll die Kind,
Vor der Pest sich machen frey,
Darum ist es ein Buch der Arzney.

Übrigens enthielt das Buch die zwölf Monate in Tabellen, und war, ausser denselben, ganz in teutschen Reimen abgefaßt, der Verfasser derselben aber auch nicht genannt, überall mit Holzschnitten ausgeziert, und bestund aus drey und zwanzig Bogen. – Diß sollte nun

einen *Kalender* vorstellen, der aber zur selbigen Zeit nicht alle Jahr, sondern erst nach einigen Jahren, wenn die erste Auflage vergriffen war, wieder neu abgedruckt wurde. Erst 1546 kam der älteste jährliche zu Hamburg in Sedez¹⁵ unter dem Titel: *Almanach und Practica Doctoris Johannis Wolmar* heraus.

Von dieser Zeit an mußte ich nun mit jeder Anzeige des Jahrs eine sogenannte *Kalenderpraktika* mit mir in Teutschland herumschleppen, welche lauter Dinge von der Art, als der vorhin angezeigte Titel namhaft macht, enthielt, die den Leuten damaliger Zeit auch nicht unangenehm gewesen seyn müssen: denn die Kalender giengen von je her häufig ab, und machten schon damals bey nahem das einzige Buch aus, das sich der gemeine Mann alle Jahre gewis anschafte. Ob nun die Zeitrechnung oder die *Kalenderpraktika* das Buch so beliebt machte, das läßt sich so leicht nicht entscheiden; eines mag wohl das andere empfohlen haben. Die Wahrheit zu sagen, der Einfall, der jährlichen Zeitrechnung dergleichen gemeinnützig Anzeigen anzuhängen, war so uneben nicht; und wenn man den herrschenden Aberglauben damaliger Zeiten, am Einfluß der Gestirne in die Fruchtbarkeit der Erde, sogar in die Gesundheit und die Handlungen der Menschen, bedenkt, der sich von den ältesten Völkern her von einer Nation zu der andern, insbesondere von den Römern auf die Teutschen fortpflanzte: so wird man sichs weniger befremden lassen; wenn die *Kalenderpraktika* die Tage auszeichnete, an denen es gut säen, pflanzen, holzfällen, aderlassen, purgieren, schröpfen, haarschneiden, sogar heirathen wäre. Ihr werdet vielleicht schon wissen, wie sehr die Römer auf den Vogelflug achteten, um aus demselben das Glück oder Unglück einer vorhabenden Unternehmung zu deuten. Ovid kündigt sogar in seinem *Kalender* (*Fastorum. libr. V. v. 489*) den May als einen gefährlichen Monat zum Heirathen an. Diese Überbleibsel des alten Aberglaubens gaben, wie gesagt, der *Kalenderpraktika* eine solche Gestalt, und bildeten auch das schnackische

Aderlaßmännchen¹⁶ in derselben. Doch muß ich auch das sagen, daß in derselben manchmal Regeln, sonderlich in Ansehung des Ackerbaues, vorkommen, welche durch viele Erfahrungen endlich zu Regeln geworden, und nicht ganz zu verwerfen sind! dahin gehören manche sogenannte Bauernregeln. Die *Kalenderpraktika* trug also von jeher das Gepräge der Denkungsart und des Geschmacks ihres Zeitalters unter den Menschen. – Doch halt! – noch izt findet man Kalender, in denen eben die alten aberglaubischen Sächelchen, Kriegs- und Mordgeschichten, alberne Possen, Wahrsagungen aus den Geburtsmonaten, so gar das liebliche Aderlaßmännchen, noch vorkommen. Wie, sollten unsere Zeiten noch so altmodisch, bey dem vielen Geschwäz von Aufklärung noch so unaufgeklärt seyn? – Neulich war ich bey einem Buchbinder, als eben ein Bauer in seine Stube trat, und einen Kalender kaufen wollte. Der Buchbinder legte ihm verschiedene vor; er durchblätterte alle, verwarf sie aber alle, weil sie ihm nicht anständig wären. Und warum? fragte der Buchbinder? – Das Aderlaßmännchen ist ja in keinem, war die Antwort des Bauers. – So weit scheint noch die Aufklärung unter dem Landvolk gediehen zu seyn. – Doch ich muß unserm Zeitalter darinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß man sich seit mehrern Jahren schon viele Mühe gegeben hat, durch mich gemeinnützigte Kenntnisse unter dem Volke auszubreiten, und daß deswegen von mehr denn einem Landesfürsten die rühmlichsten Verordnungen gegeben, auch selbst unter ihrer eigenen oder ihrer Regierungen Aufsicht die Einrichtungen dieses Theils der Kalender veranstaltet worden sind. Und da rechne ich's mir zur Ehre, nicht nur der Zeitbothe, sondern auch der Volkslehrer zu seyn.

Besonders freut es mich recht herzlich, daß ich auch unter Euch, meine Lieben! als *Kinderalmanach* seit einigen Jahren erscheinen, und gute Kenntnisse ausbreiten darf. Habt mich nur so gern; als ich mich

gern mit Euch unterhalte. Ich werde allen Fleiß anwenden, Euch immer nützlicher und angenehmer zu werden. Dagegen bitt ich mir aber auch von Euch aus, daß ihr die Zeit, die ich Euch ankündige, und jeden Tag derselben, so anwendet, damit Ihr Euern Zeiten dereinst nützlich und zur Ehre werden möget. – Was ihr izt säet, das werdet ihr künftig ernden!

Das Leben gleicht den Jahreszeiten;
Der Frühling ist die Zeit der Saat;
Der schmeckt der Ernde Süßigkeiten,
Der ihn dazu genuzet hat.

Der Sommer reift die vollen Ähren,
Dann theilt der Herbst sie reichlich aus.
Der Winter kommt, sie zu verzehren,
und findet ein gefülltes Haus.

So fliese Dir denn nicht vergebens
Der Frühling Deiner Jahre hin;
Der Tugend Saat im Lenz des Lebens
Zu streun ins Herz, sey dein Bemühn.

Daß man in Deinem Sommer sage:
„Sieh! seine Ernde, sie ist groß!“
Und in dem Herbste Deiner Tage:
„Von ihm fällt Frucht in unsern Schooß,“

Dann darfst Du nicht das Alter scheuen,
An Ernde edler Thaten reich,
Kannst Du Dich Deines Winters freuen,
Denn nichts ist deinen Schätzen gleich.“

Anmerkungen

- 1 Zur Genre-Diskussion siehe die Einleitung zum vorliegenden Band.
- 2 Thomas Schmidt: *Kalender und Gedächtnis. Erinnern im Rhythmus der Zeit*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2000, 8f.
- 3 Holger Böning: „Volksaufklärung und Kalender. Zu den Anfängen der Diskussion über die Nutzung traditioneller Volkslesestoffe zur Aufklärung und zu ersten praktischen Versuchen bis 1780.“ In: York-Gothart Mix (Hg.): *Der Kalender als Fibel des Alltagswissens. Interkulturalität und populäre Aufklärung im 18. und 19. Jahrhundert*. (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, Bd. 27). Tübingen: Niemeyer 2005, 137–173.
- 4 Böning: „Volksaufklärung und Kalender“, 139–165. Böning stellt die Versuche seitens der Obrigkeit dar, volksaufklärerische Kalender zu verordnen, welche jedoch von der Bevölkerung abgelehnt wurden, die auf die gewohnten Angaben zum Aderlass bestanden. Eine entsprechende Episode wird auch in der Geschichte des Kalenders erzählt. Wie stark das Aderlassmännchen polarisierte, zeigt etwa der Fall, dass 1768 seitens der Medizinischen Fakultät der Universität Würzburg erfolgreich der Antrag beim *Allmanach Würtzburger Bistumbs Hertzogthumbs Franckhen* gestellt wurde, das Aderlassmännchen zu entfernen. G[eorg] Sticker: „Entwicklungsgeschichte der medizinischen Fakultät der Alma Mater Julia.“ In: Max Buchner (Hg.): *Aus der Vergangenheit der Universität Würzburg*. Berlin: Springer 1932, 383–799, hier 504.
- 5 Joh[ann] Sigm[und] Stoy: „Vorbericht“ und „Verzeichniß der Liebhaber und Subscribenten zu diesem Kinder-Almanach, wie auch solcher Kindernamen, die nicht in den zwölf Monaten stehen und zu spät eingegangen sind.“ In: *Nürnbergischer Kinder-Almanach auf das Jahr 1781*. Nürnberg: Weigel und Schneider [1780], o. S. [Umfang: 6 und 31 S.]. Der Name des Herausgebers erscheint nur im ersten Jahrgang. Johann Sigmund Stoy (1745–1808) war evangelischer Theologe, Schulleiter in Nürnberg und Verfasser weiterer pädagogischer Schriften wie von dem *Gesangbuch für Kinder* (1781) oder der *Bilder-Akademie für die Jugend* (1784). Im ersten Almanach ist zwischen Vorbericht und Subskribentenliste noch eine zweiseitige Erläuterung „Die dreyerlei Kalender“ eingeschoben, die knapp und ohne politische Positionierung die Unterschiede der aktuell kursierenden Kalendersysteme erläutert (der julianische, der gregorianische und der verbesserte Kalender, letzterem folgt der *Kinder-Almanach*). Die Dingerzählung des Kalenders wird fünf Jahre später eben jene Bestandsaufnahme erzählerisch entfalten. Es ist naheliegend, aber nicht nachweisbar, dass Johann Sigmund Stoy der Autor des vorliegenden Textes ist.
- 6 Schmidt: *Kalender und Gedächtnis*, 79f.
- 7 Im Original findet sich hier sowie beim Großteil der Fälle die Schreibweise Kalender, was entsprechend der Editionsrichtlinien im Text vereinheitlicht wurde. Im Titel wurde die seltener verwendete Schreibweise Calendar zugunsten der bibliographischen Eindeutigkeit beibehalten.
- 8 Anonym: „Etwas für Kinder, von der Zeitrechnung.“ In: *Nürnbergischer Kinder-Almanach auf das Jahr 1782*. Nürnberg: Weigel und Schneider [1781], 19–41.
- 9 Bereits im 18. Jahrhundert veraltete Form für „fürübel“ im Sinne von etwas übelnehmen.
- 10 Neben dem bereits eingangs zitierten Beitrag aus dem *Nürnbergischen Kinder-Almanach auf das Jahr 1782* wird hier auf einen astronomischen Artikel des Folgejahres

verwiesen: J[akob] F[riedrich] K[lemm]: „Versuch einer Vorstellung für Kinder, von den zwölf himmlischen Zeichen im Thierkreise am Himmel und in der Sonnenbahn. Von M[agister] J[akob] F[riedrich] K[lemm] S[pecialsuperintendent/Stadtpfarrer] i[n] N[ürtingen].“ In: *Nürnbergischer Kinder-Almanach auf das Jahr 1783*. Nürnberg: Weigel und Schneider [1782], 5–25.

- 11 Das ‚Buch der Natur‘ ist ein antiker Topos, der seit dem christlichen Mittelalter als Metapher für Gottes Schöpfung in ein ergänzendes Verhältnis zur Bibel gesetzt wurde. Während der Aufklärung hatte die Ausrichtung auf das ‚Buch der Natur‘ in den Künsten und Wissenschaften Konjunktur und bezeichnete einen empirischen Zugang zur Welt, der nicht in Konflikt mit Glaubensgrundsätzen kommen musste.
- 12 Johann Peter Miller (1725–1789) war ein Theologe, der viel gelesene Erbauungsliteratur sowie pädagogische Schriften veröffentlichte. Sein dreibändiges Werk *Historisch-moralische Schilderungen zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend* erschien 1756 in Leipzig und Frankfurt und vertrat aufklärerische Erziehungsideale wie einen auf sinnliche Erkenntnis ausgerichteten Unterricht im Freien.
- 13 Die hier skizzierte etymologische Herleitung von *Kalendae/Calendae* geht zurück auf Macrobius, *Saturnalia* 1,15,10–11.
- 14 Oktav bezeichnet ein verbreitetes Buchformat, das eine Höhe von 18 bis 22,5 cm hat.
- 15 Sedez bezeichnet ein Buchformat in handlicher Taschengröße, das eine Höhe von 10 bis 15 cm hat.
- 16 Das Aderlassmännchen war ein Bildzeichen in Menschengestalt, das anzeigte, an welchen Tagen es mit Blick auf den Einfluss der Gestirne günstig sei, den Aderlass zu betreiben. Diese medizinische Praxis, in der dem Patienten Blut entnommen wurde, rekurrierte wie der Einsatz von Abführ-, Brech- und Schwitzmitteln auf die antike Säftelehre und war seit dem 18. Jahrhundert wissenschaftlich umstritten. Siehe die Einleitung zum vorliegenden Text.

GRM.

Muster Teutscher Geschäftsführung. Wahrhafte Geschichte eines Proviant- wagens, von ihm selbst erzählt (1815)

Ein Proviantwagen kommt selten allein. Das belegt etwa ein Tagebuch aus dem Siebenjährigen Krieg, das bis zu 800 Proviantwagen erwähnt, die zur Kriegsbeute wurden.¹ Die Ernährung von Soldaten ist in Kriegszeiten zentral und der Nachschub von Lebensmitteln stellte auch historische Heerführer vor organisatorische Herausforderungen. Im vorliegenden Text erzählt nun ein einzelner Proviantwagen, der sowohl als Objekt als auch als Erzähler eine besondere Rolle einnimmt: Er überblickt einen Zeitraum von rund 70 Jahren, den er zeitraffend zusammenfasst und er weiß auch über verwaltungstechnische Prozesse Bescheid, deren Geschäftsführungs-Jargon er nachahmt und in seiner Umständlichkeit ausstellt. Der Text zeichnet sich durch eine präzise historische Situierung aus, gleich zu Beginn wird der Anfang der erzählten Objektgeschichte des Proviantwagens mit dem Beginn des ersten Schlesischen Krieges 1740 eingeleitet. Historischer Kontext sind zuerst die Konflikte zwischen Preußen und der Habsburgermonarchie, sie kreisen um Besitzansprüche über Schlesien.

Verwendet wird der Wagen auf der preußischen Seite, darauf deutet der Hinweis, seine Armee sei siegreich gewesen. Nach zwanzig Jahren Einsatz folgen vierzig Jahre „philosophischer Ruhe“, gemeint ist die Friedenszeit bis zu den Koalitionskriegen, während denen nicht allein Kants Schriften erschienen. Diese spöttische Sprechweise prägt den Text, so ist schon zu Beginn von den polnischen Knüppeldämmen als „Muster aller Kunststraßen“ die Rede. Beim weiteren Einsatz während der Napoleonischen Kriege wird der Proviantwagen Zeuge einer militärgeschichtlichen Zäsur: Die preußische Lineartaktik stößt auf Napoleons Kolonnenaktik, was für die Preußen einen geordneten Rückzug erschwert. In diesen Wirren wird der Proviantwagen zurückgelassen und gerät als Fundstück zum Verhandlungsobjekt eben jener verwaltungssprachlichen Kommunikation, die der Text parodiert. Es kommt dann beim Proviantwagen zu Zerfallserscheinungen, die von einem Wurm herrühren. Die Akteure hier sind also dreierlei: Menschen (Soldaten, Flüchtlinge, Bürger), Dinge (wie eben der Proviantwagen) und Tiere (Würmer). Die scheinbar klaren Grenzen zwischen diesen drei Kategorien werden allerdings – wie oft in Dingerzählungen – vom Text verwischt und unterlaufen: Der Proviantwagen spricht anthropomorphisierend von seinem „Bauch“ oder seinen „Gebeinen“, später bezeichnet er sich selbst als „Greis“ und

„alten Knaben“. Diese Vermenschlichung des Objekts durch ein körperliches Vokabular trägt auch zur Individualität des Proviantwagens bei. Und der Wurm „verzehrt“ die „letzten Kräfte“ des Proviantwagens, die Agency des Objekts wird hier also auf den Wurm, der sowieso schon fressend tätig ist, übertragen: Das Leben des Wagens neigt sich dem Ende zu, während sich der Wurm an ihm nährt. Das Netzwerk von belebten und unbelebten Dingen verdichtet sich damit.

Die menschlichen Akteure sind im Text mit Initialen benannt, die sich allerdings nicht (mehr?) auflösen lassen. So bleiben sie beschränkt auf ihre Funktion als Kamerad, Bürger, „Commissariats-Chef“ oder „Train-Director“ wahrnehmbar, es gibt keine Figurenzeichnung. Die Anonymisierung fügt sich in die musterhafte Beschreibung, die zwar Jahreszahlen und abgekürzte Namen nennt, aber nicht explizit wird in der Darstellung der einzelnen Szenen (wo etwa „Meister Schr. zu O.“ wirkte).

Die Wiedergabe der Verwaltungssprache mit zahlreichen lateinischen Ausdrücken in einer umständlichen Briefkommunikation machen den Text aus. So wird ein Mustertext fingiert und parodiert, der in der Einzigartigkeit seiner pikaresken Sprechweise alles andere als ein Muster sein kann. Und es erstaunt nicht, dass die Berichterstattung die Lebenszeit des Wagens zu überdauern vermag – hier erzählt ein Objekt, das seinen eigenen Verfall wiedergibt, und das sich in diesem Erzählen über die sprachlichen Praktiken, solcherlei Verfall verwaltungssprachlich auf Dauer zu stellen, lustig macht.

Einleitung und Anmerkungen: Martina Wernli

Quelle: Grm.: „Muster Teutscher Geschäftsführung. Wahrhafte Geschichte eines Proviantwagens von ihm selbst geschrieben.“ In: *Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte*. Weimar (1815), VII, 478–484.

Muster Teutscher Geschäftsführung. Wahrhafte Geschichte eines Proviantwagens, von ihm selbst erzählt

Ich wurde im Jahre 1740² gebauet, und mit einer wohlgeölten Farbe überzogen. Bald darauf ging ich in einer Colonne vieler Cameraden in's Feld. – Meine innere Festigkeit war so groß, daß ich die Stöße der Landstraßen und Polnischen Knüppeldämme³ (Muster aller Kunststraßen) gar nicht spürte.

Die Armee, welcher ich folgte, war siegreich⁴ und ich hatte das Vergnügen, von ihr stets mit Frohlocken empfangen zu werden, denn ich enthielt in meinem Bauche das bewegende Prinzip aller damaligen Armeen: *Comißbrod*.⁵

Nachdem ich 20 und einige Jahre meinem Amte treu vorgestanden, wurde ich mit hundert meiner Cameraden, nach dem Frieden,⁶ zu einer Invaliden-Compagnie⁷ versetzt, welche in einem alten Schoppen⁸ auf der Festung X. garnisonirte. Hier verlebten wir in ächt philosophischer Ruhe vierzig und einige Jahre, und unsere einzige Bewegung bestand darin, daß wir zuweilen Spezial-Revüe vor dem Inspector zu bestehen hatten.

In den letzten Jahren befiel mich ein chronisches Übel; der Wurm setzte sich in das Mark meiner Gebeine, und nagte an meinem Leben. Ja, ich sah schon mein Ende herannahen, als wir plötzlich mobil gemacht wurden und zu Felde zogen.⁹

Und welch ein Feldzug! Himmel hilf, wie viele Meilen mußten wir hin und her marschiren! Da gab's in unsern Colonnen stets Verwirrung, ein ewiges Halten, Umkehren und Seitwärtsmarschiren. Endlich kam es zur Schlacht; das Brod, welches man vor derselben hätte vertheilen sollen, ließ unser Befehlshaber während derselben

backen. Doch wir hatten unsere Ladung noch nicht empfangen, als mit großem Geschrei eine Heerde Flüchtlinge sich in meinen Bauch verkroch.

Wir flogen über Stock und Block, daß meine Axen dröhnten.

Dennoch hohlte der Feind¹⁰ uns ein; und ich wurde meiner unausstehlichen Bürde entladen. Die Heere zogen rasch weiter; ich mußte eine Weile eroberte Hühner, Gänse, Schweine und Weinfässer tragen; bald aber wurde ich in der Scheune des Bürgers Schr. zu O. vergessen, da ich leer war und da man wichtigere Dinge mitzunehmen hatte, als einen alten Proviantwagen. Mein Wirth war aber einer von den Patrioten; anstatt mich alten Greis zusammenzuschlagen, das Eisen zu verkaufen, das Holz zu verbrennen, lief er zum Bürgermeister des Orts, und machte die Anzeige von meiner Existenz. Der Bürgermeister Fl. hielt ihm darüber eine rührende Danksagungsrede und machte alsdann an die vorgesetzte Behörde folgenden Bericht:

„Ew. zeige ich hierdurch in Unterthänigkeit pflichtmäßig an: Daß der hiesige Bürger und Meister Schr. in seiner Scheune, einen vom Feinde vergessenen Proviantwagen vorgefunden, wovon er mir sogleich Anzeige gemacht. Indem ich denselben über dieß uneigennützig, patriotische Verfahren gebührend gelobt, zeige ich diese Begebenheit Ew. zur weiteren Verfügung unterthänigst an und verharre u. s. w.“

Nach hergestelltem Frieden trat bei der vorgesetzten Behörde eine Reorganisation ein; einem Commissariat wurden die Militaria übergeben, und an den Chef desselben wurde nun Folgendes geschrieben;

„Euch wird hierdurch zur Wissenschaft gebracht, daß sich in O. ein von dem Feinde hinterlassener Proviantwagen vorgefunden hat, worüber wir Euch die fernerweite¹¹ Disposition überlassen.“

Dem Commissariats-Chef war aber die größte Ökonomie empfohlen worden, und er suchte sich bei den hohen Oberen beliebt zu machen. Ohne Rücksicht darauf, daß von dem Magistrat zu O. die Anzeige meiner Existenz herrührte, schrieb er an diesen, wie folgt:

„Es ist mir angezeigt worden, daß der Bürger und Meister Schr. zu O. einen von den Feinden vergessenen Proviantwagen aufgefunden, und sogleich dem Bürgermeister Fl. davon Anzeige gemacht habe, welcher demnach diese Begebenheit höheren Orts berichtet, woher mir die fernerweite Disposition über sothanen¹² Proviantwagen überlassen worden.

Ich ersuche demnach den Magistrat durch eine Commission, mit Zuziehung von Sachverständigen, über den Zustand des Proviantwagens ein Gutachten zu Protocoll registriren zu lassen, woraus sich abnehmen läßt, ob derselbe zum Train¹³ nach P. mit Vorspanne abgefahren, oder an die Meistbietenden verkauft werden müsse.“

Der Magistrat zu O. ernannte *ex gremio collegii*¹⁴ eine Commission, welche aus Sachverständigen bestand, nämlich dem Grobschmiede P., und dem Stellmacher¹⁵ Hb.

Das Gutachten fiel dahin aus: „daß, wenn an mir einige kleine Reparaturen vorgenommen würden, welche sich auf 1 Thlr. 20 Gr.¹⁶ belaufen könnten, so könne ich noch einige Zeit in der Colonne dienen.“

Nachdem der Commissariats-Chef dieses Gutachten gelesen hatte, schickte er den Secretarium W. nach der Stadt O., daß er mit Zuziehung von Sachverständigen ebenfalls ein Protocoll aufnehmen sollte, wie hoch sich meine Reparaturen belaufen würden.

Nun ergab sich eine Ersparniß von 20 Gr., wenn ich an den Wohnort des Herrn Chefs mit Vorspann transportirt würde; dieses kostete dem Landesherrn nichts; also wurde die Landes-Behörde mit Wiederholung obiger Umstände zu meiner Transportirung um einen Vorspannpaß¹⁷ gebeten, wie folgt:

„Es hat sich in einer Scheune des Bürgers und Meisters Schr. zu O. ein von dem Feinde zurückgelassener Proviantwagen vorgefunden, von dessen Existenz der Magistrat unterthänigste Anzeige gemacht; da nun die Disposition darüber mir überlassen worden ist, so habe ich sowohl über den *Statum*¹⁸ sothanen Proviantwagens ein protocollarisches gerichtliches Gutachten einziehen, als auch solches hiesigen *Artis peritis*¹⁹ zur Revision vorlegen lassen.“

„Da sich nun *ex actis*²⁰ ergibt: daß wenn sothaner Proviantwagen hier in Stand gesetzt wird, sich eine Ersparniß von 20 Gr. ergibt, so ersuche ich Ew. dienstwilligst gedachten Proviantwagen, mittelst Vorspann, und einem Bürgers-Commando nach hier transportiren zu lassen. Der ich u. s. w.“

Jene Verhandlungen mochten ein Jahr hinweggenommen haben, da rollten plötzlich eines Morgens die Scheunenflügel auf und 2 Bürger mit rostigen Degen angethan, bemächtigten sich meiner, und begleiteten mich unter vielem Fluchen, Lärmen und Toben, an den Ort meiner Bestimmung.

Nun gings an's Repariren, vorzüglich an's Anstreichen, wobei man alle Mängel mit dem Pinsel beklebte. Nachdem ich mit andern Cameraden gehörig ajustirt²¹ war, wurden wir zum Train-Director mit Vorspann hingefahren. Mir alten Knaben aber waren diese Strapazen zu hart: mit großem Gekrach stürzte ich auf dem Pflaster meiner neuen Garnison zusammen, da der Wurm meine letzten Kräfte völlig verzehrt hatte. So fand mich mein Chef, der Hr. Train-Director, ungeachtet meiner von neuem in Öl getränkten Glieder, und ließ meine Überreste wohl aufbewahren.

Der Train-Director schrieb hierauf an den Commissariats-Chef: „Daß er ihm alte, vom Wurm gefressene, und nur neu angestrichene Wagen übersandt habe, die beim ersten Marsch zerbrechen würden; das sey der höchste Wille nicht. So sey bereits einer (nämlich ich) auf dem

Pflaster vor der Ablieferung zerbrochen. — Er würde an die Stelle desselben einen neuen bauen lassen, wovon er den Anschlag beifüge und sich den Geldbetrag ausbitte.“

Dieß nahm der Commissariats-Director sehr übel und antwortete: „Daß er sich nicht von dem Vorfall überzeugen könne, da, wie *Acta* auswies, ein doppeltes Gutachten von Sachverständigen mich noch für taugbar angegeben hätte; er könne demnach, bei der ihm anbefohlenen Ökonomie, in die Erbauung eines neuen Wagens an meiner Stelle nicht willigen, sondern ich müßte wieder hergestellt werden.“

Dieß nahm der Chef des Trains wieder sehr übel, und erwiederte: „Ew. übersende ich ein Stück des vom Wurm gefressenen Leiterbaums, von dem zerbrochenen Wagen, *ad acta*,²² damit Sie sich endlich überzeugen, daß solcher nicht mehr zu repariren ist, und verbitte mir für die Zukunft ein solches beleidigendes Mißtrauen, als ob ich Ew. Unwahrheiten berichtet u. s. w.“

Jetzt ging diese wichtige Sache zur Entscheidung an die höchste Behörde; darüber war wieder Jahr und Tag vergangen; endlich wurde, dem Himmel sey Dank, meine Auflösung decretirt.

*Fiat applicatio!*²³

Anmerkungen

- 1 Andreas Georg Wähler: *Tagebuch aus dem Siebenjährigen Krieg*. Bearbeitet v. Sigrid Dahmen. (Quellen zur Geschichte der Stadt Göttingen, Bd. 2). Göttingen: Universitätsverlag 2012, 59.
- 2 1740 wurde Friedrich II. (auch: Friedrich der Große, 1712–1786) König in Preußen. Er griff im selben Jahr Schlesien an, was zum ersten Schlesischen Krieg führte.
- 3 Bei einem Knüppeldamm werden Holzstämme quer zur Fahrtrichtung gelegt, um etwa einen Morast passierbar zu machen.
- 4 Preußen. Siehe auch die Einleitung zum vorliegenden Text.
- 5 Ein Brot aus kleiereichem Mehl, zur Ernährung von Soldaten verwendet.
- 6 Gemeint ist der Friede, der nach dem Siebenjährigen Krieg 1763 geschlossen wurde.
- 7 Zeitgenössisch war die Errichtung von sogenannten Invalidenhäusern für Kriegsversehrte ein Thema – Friedrich II. errichtete eines in Berlin.
- 8 Schuppen. Die mundartliche Prägung deutet weniger auf den preußischen, als auf den rheinischen Sprachraum hin, eine beiläufige Markierung der Position, von der aus die preußische Bürokratie kritisiert wird.
- 9 1806 wurde wieder gegen Frankreich Krieg geführt, Preußen erlitt große Niederlagen (Stichwort: Schlacht bei Jena und Auerstedt).
- 10 Die Truppen Napoleons I. (Bonaparte, 1769–1821).
- 11 Eine fortdauernde Sache betreffend.
- 12 Adjektiv: solch, dergestalt.
- 13 Gefolge, Fuhrpark des Heeres.
- 14 Aus dem Lateinischen: aus dem Gremium der Kollegen.
- 15 Wagenbauer.
- 16 Die Währungsabkürzungen bedeuten hier Thaler und Groschen.
- 17 Der Vorspann bezeichnet die Zugtiere (Pferde oder Ochsen).
- 18 Aus dem Lateinischen: Zustand.
- 19 Aus dem Lateinischen: Kunstexperten.
- 20 Aus dem Lateinischen: aus den Akten.
- 21 Eigentlich ‚adjustiren‘ – in Ordnung bringen.
- 22 Aus dem Lateinischen: für die oder zu den Akten.
- 23 Aus dem Lateinischen: man mache die Anwendung.

M. J.

Wunderbare Begebenheiten eines Geldbeutelchens (1819)

Das Langgedicht von den *Wunderbaren Begebenheiten eines Geldbeutelchens* erschien 1819 ohne Verlagsangabe unter den Verfasserinitialen M. J.¹ Der fiktive Erscheinungsort Vindelizien rekurriert auf die römische Provinz Vindelica, welche in den derzeit weitgehend schwäbischen Teilen der Königreiche Bayern und Württemberg gelegen war. Diese Verortung prägt sowohl den Plot als auch den Ton der Dingerzählung. Der Protagonist, das Geldbeutelchen, möchte von seiner Abenteuerreise in das „Schwabenland“ als seinem „Vaterland“ zurückkehren und auch in der Anmerkungsebene wird ihm eine „schwäbisch[e] Abkunft“ mit entsprechend mundartlichen Besonderheiten attestiert.

Die versförmige Dingerzählung in 66 Strophen wird im Untertitel als „Faschingsstück“ eröffnet und endet mit der Grabschrift des Geldbeutelchens vom Aschermittwoch. Seine mäandrierende Land- und Wasserreise beginnend in Schwaben mit Kurs auf Australien steht in der Tradition der unterhaltsamen Mythenpersiflage des komischen Versepos. Mit den beiden Ausgangsfiguren Ismene und Roland sind eine Heldin der griechischen Mythologie und die Titelfigur eines christlichen Heldenepos aufgerufen. Auch das Schlusstableau am Aschermittwoch ist mit dem Deus ex machina-Auftritt des Phönix und der olympischen Himmelfahrt als heidnisch-christliche Mythenmischung gezeichnet. Daneben finden sich implizite Analogien zur Legende vom heiligen Georg, zu den biblischen Abenteuern von Jona und dem Wal oder zum leidenden Hiob auf dem Misthaufen.

Auch wenn es als Gabe und nicht als Ware in die Erzählung eintritt, so ist das Schicksal des Beutelchens als Behältnis für Geldstücke weniger durch göttliche Mächte als durch Verkauf und Raub gelenkt. Dabei wird das Beutelchen mit seinem ästhetischen, materiellen, emotionalen und pragmatischen Wert fortlaufend in Beziehung zum numerisch messbaren Geldwert seines Inhalts gesetzt und führt somit die genreprägende Tradition der Münzerzählungen mit.² Wirtschaftsgeschichtlich jedoch ist das Beutelchen mit seinen Münzen während der zunehmenden Umstellung auf papierne Zahlungsmittel insbesondere im Reisekontext nicht mehr selbstverständlich. Das Stück zielt weniger auf eine ökonomische Analyse der gesellschaftlichen Gegenwart, sondern vielmehr auf eine kreative Aneignung der Stofftraditionen der Faschingsdichtung.

Der Text ist konsequent auf die mündliche Umsetzung ausgerichtet. Das wird begünstigt durch einen prosanahen jambischen Gang im Wechsel von vier- und dreihebigen Versen, wobei die mittleren und vorletzten vierhebigen Verse durch einen Paarreim verbunden sind. Die klare Form erinnert an Volkslieder oder Balladen und ist durch die wechselnden Verlängen und den sparsam eingesetzten Endreim eingängig, ohne dabei einförmig zu werden. Als typographische Navigationshilfen für die mündliche Umsetzung finden sich zahlreiche Langstriche, die kleine Redepausen markieren, sowie die Hervorhebungen von Worten wie „eins“ oder „erste“, aber auch von semantisch tragenden Worten wie „Schwabenland“ oder „Jörgenthaler“, die besonders zu betonen sind. Zudem müssen, wie im Anmerkungsapparat erklärt, metrisch unpassende Silben durch „Aussprache“ korrigiert werden. Derartige Tonbeugungen wie *Roland* statt *Roland* oder *Anfangs* statt *Anfangs* sind über den Worten mit den entsprechenden Betonungszeichen markiert.

Vor Beginn des Versepos ist dessen metrische Struktur in der Form notiert, wie es im 18. Jahrhundert Dichter und Übersetzer eingeführt hatten, um die herausfordernde Übertragung antiker Versmaße in das Deutsche nachvollziehbar zu machen.³ Diese Konvention wird hier als philologisch-didaktische Geste karikiert: Erstens ist das alternierende Versmaß denkbar schlicht und bedarf keiner Explikation, wie das einförmige Muster auf den ersten Blick verrät. Die begleitende Anmerkung zur poetologischen Selbstauskunft des Geldbeutelchens verstärkt die Altphilologenparodie, da es weniger auf den Reim als auf das „taktmäßige Springen“ ankomme.⁴ Und zweitens bildet die metrische Notation mit den durchweg vierhebigen Jamben gar nicht den tatsächlich erfolgenden Wechsel in der Hebungsanzahl ab, das vorgeschaltete Modell läuft also ins Leere.

Auffällig ist zudem, dass nicht die üblichen Notationszeichen verwendet werden, da die unbetonte Silbe nicht mit einem Halbkreis, sondern einem Kreis markiert ist. Das Geflecht aus Linien und Kreisen erinnert an die graphische Umsetzung von Stickmustern und somit an die Machart des Beutelchens selbst. Wenngleich die Erzählinstanz eingangs mit der Nähe zu den Lebensplots von menschlichen Akteur:innen kokettiert, sieht sie jedoch keinerlei Erklärungsbedarf, warum sie ihre eigene Entstehungsgeschichte erzählen kann. In externer Fokalisierung wird die Fabrikation des Beutelchens in der damals hochaktuellen biedermeierlichen Mode der Perlstickerei geschildert. Diese vorwiegend außerhalb der Erwerbsarbeit von Frauen mit entsprechenden Anleitungen ausgeführte Andenkenproduktion ermöglichte die personalisierte Aneignung einer „Ikonographie des Intimen“.⁵ Der Clou besteht darin, dass das individuelle Andenken trotz, bzw. wegen der eingestickten Initialen kulturell übertragbar bleibt und den genreüblichen Besitzerwechsel vollziehen kann.

Einleitung und Anmerkungen: Christiane Holm

Quelle: M. J.: *Wunderbare Begebenheiten eines Geldbeutelchens. Von ihm selbst beschrieben. Ein Faschings-Stück für das Jahr 1819.* Vindelizien: o. V. [1819].

Wunderbare Begebenheiten eines Geldbeutelchens

Von ihm selbst beschrieben

Ein Faschings-Stück für das Jahr 1819

*Ridendo docere, et proficere.
Aesopus cum reliquis
Bene-Fabel-Poetis⁶*

Sylbenmaaß⁷

o - | o - | o - | o - |
 o - | o - | o - | o - |
o - | o - | o - | o - |
o - | o - | o - | o - |
 o - | o - | o - | o - |

1.

Hört Menschen, mein Geschick! und ist's
 Dem *Euren* etwas ähnlich,
So legt den Finger auf den Mund,
Und thut's ja keinem Menschen kund,
 Kurz! – macht's wie *Goldschmids Bube*.⁸

2.

Ismene hieß das liebe Kind; –
 Wollt ihr sie anders nennen?
So mög't ihr's meinetwegen thun,

Ich schere mich den Plunder d'rum,*
Und nenne sie Ismene. –

3.

Sie liebte einen jungen Mann,
Er soll Rolandus heißen; –
Der war von wohlgewachsner Art,
Mit einem krausen Backenbart,
So wollen's ja die Schönen. –

4.

Lang sann das gute Mädchen nach,
Rolanden zu erfreuen; –
Da fiel ihr der Gedanke ein
Zu stricken ein Geldbeutelein**
Von ganz besond'rer Schönheit.

5.

Ismene war recht sehr geschickt
Im Zeichnen, und im Sticken,
D'rum kam es ihr schon gar nicht hart,
Es war ihr angeborne Art
Mich – Beutel – schön zu stricken.

* Anmerkung für hier und für die Folge. Als ich das Geldbeutelchen erinnerte, daß seine Verse hier und dort nicht so ganz *regelmäßig sich reimen*, da antwortete es mir: „Dieß hat eben nicht so viel zu bedeuten, wenn sie nur *taktmäßig springen*.“ –

** Dieß abermal für hier und für die Folge. Wenn es beym Teutschen mit dem Skandiren nicht so ganz fort will, so kann er sich ja mit der *Aussprache* helfen.

6.

Zudem hieng ihre ganze Seel'
An ihrem Freund Rolandus,
Und „Lust und Lieb' zu einem Ding'
Macht alle Müh', und Arbeit ring;“ –
Dieß ist ein *altes* Sprichwort.

7.

Flugs kaufte sie die Zugehör
Zu meinem schönen Werden,
Sie kaufte Seide, – kleine Stein',
Und zwar *verschied'ner* Farben ein,
Selbst *reiche* – *gute Perlen*.

8.

Jetzt legt sie Hand an das Geschäft,
(Ihr Liebesgötter helfet ihr!)
Sie strickt ganz artig den *Altar*,
Worauf das *Liebesopfer* war:
Ein Paar *verliebte Herzen*.⁹

9.

Das weiße *Täubchen* in der Luft
Den *Liebeskranz* fest hielten,
Darf ich nicht wohl erinnern noch, –
Wer unter Menschen denkt sich doch
Die Liebe ohne Tauben? –

10.

Das Schönste in der ganzen Sach'

War ohne Zweifel dieses:

Sie flocht' an dem *Altaresstein*

Die *Vorbuchstaben Beyder* ein,

Und zwar mit *guten Perlen*. –

11.

Das *I* und *R*, und *R* und *I*,

War so mitsamm' verschlungen,

Als hätten diese *I* und *R*,

Schon gar von vielen Jahren her

Zusammen sich verbunden. –

12.

Wie ich nun vollends fertig war,

Gefiel ich selbst *Ismene*,

Sie küßte mich herzinniglich

Schrieb' einen Brief, – und schickte mich

An ihren Vielgeliebten.

13.

Als ich bey dem ^o – Roland ankam,

War seine Freud' unendlich, –

Er herzte, – küßte, – drückte mich

So stark, – ich glaubte sicherlich:

Es sey um mich geschehen. –

14.

Doch ach! – nicht lange dau’rte es,
Dieß seel’ge Wonneleben, –
Vernehmet nur, wie wundersam
Es in der Welt oft gehen kann,
Und habt mit mir *Bedauern!* –

15.

Mein Herr ließ sich in Umgang ein
Mit einem *falschen Spieler,*
Derselbe war sehr fein und klug,
Er hatte Menschenkenntniß g’nug,
Und ließ ihn Anfangs g’winnen. –

16.

Doch bald – da wandte sich das Blatt,
Mein Herr kam zum Verspielen,
Verspielte all’ sein Geldchen rein,
Zuletzt auch – *mich* noch obendrein; –
Dieß war des Spielens Ende. –

17.

Wer kann sich nun das Herze-Leid
Des guten Roland’s denken? –
Man sagt: er gab sich die Pistol’,
Doch war zu seinem größten Wohl
Sie eben *blind* geladen. –

18.

Als dieses Unglück, ach zu früh!
Ismenen kam zu Ohren,
Da kauft' die Arme einen Strick,
Und - mir nichts, dir nichts - hängte sich -
Wie doch? - an einen *Andern*. -

19.

Jetzt war ich wirklich in der Hand
Von einem Erzhalunken; -
Er spielte nicht nur *falsch* allein,
Er war zugleich noch obendrein
Der *Venus* sehr ergeben. -

20.

D'rum schlich er oft in Häuser hin,
Man nennet sie *Bordelle*;
Da geben feile Dirnen sich
(Zu denken nur ist's ärgerlich)
Den Wohllüstlingen preise. -

21.

Allein dieß wahrte gar nicht lang,
's hat Alles seine Zeiten; -
Ich nahm an meinem Herrn gewahr
Ein garstig Ding, - ich glaube gar:
Es war die *Venusseuche*.¹⁰

22.

Da mußte nun mein Wohllüstling
Die schwerste Kur bestehen,
Die – fraß sein Geldchen sauber auf,
Und mich galt es noch oben d’rauf. –
So lohnet das Verbrechen! –

23.

Sein Arzt – der war ein *Bibulus*,¹¹ –
Geschickt in seinen Sachen; –
Doch Alles, was er heut gewann,
War morgen wiederum *verthan*,*
Und zwar durch Madam *Gurgel*. –

24.

D’rum war mein Aufenthalt nicht lang
Bey diesem naßen Vetter, –
Es kam ein Jud’¹² sehr oft in’s Haus,
Der spürte allen *Werth* d’rin aus,
Der Arzt war ihm viel schuldig. –

25.

Da nun entdeckt der schlaue Jud’
An mir die *guten Perlen*; –
Dieß war ihm ein erwünschter Fang; –
Denn wißt! – es währte gar nicht lang:
Ich war in seinen Händen.

* Das Wörtchen *verthan* muß man dem Beutelein gleichwohl gnädig nachsehen. Was thut man nicht um des lieben Reimes willen? – ’s ist halt ein Beutelein, und zwar schwäbischer Abkunft.

26.

Der Jude war zum Theil *verliebt*,
 Zum Theil auch etwas *geizig*; -
Wie *Lieb'* und *Geiz* bestehen kann,
Das gehet mich schon gar nichts an; -
 Fragt nur den *Juden Isaak!* -

27.

Kurz um! - er war auch sehr verliebt,
 Sein Liebchen hieß *Rebeka*; -
Da hat er für sein Herzenskind
Mich - Beutel zum Douçeur¹³ bestimmt. -
 Er ließ mich daher *putzen*. -

28.

Der Putz - der fiel recht herrlich aus,
 Ich war im neuen Glanze, -
Besonders freuten *Isaak* sehr,
Die *Perlen* mit dem *I* und *R*
 Den *Vorbuchstaben* Beyder. -

29.

Da dachte *Isaak* bey sich selbst:
 „Mach's nicht, als wie die *Christen*,
Die schicken ihre Beutels - *leer*,
Dieß macht dem Geber wenig Ehr' -
 Füll ihn zuvor mit *Golde!*“ -

30.

Gesagt, gethan. – Nun fieng er an
Mit Gold mich reich zu spicken; –
Dukaten, Max- und Louisd'or
Und all' die *gelben* Ding's von Or¹⁴
Die kamen in der Menge.

31.

Nur *eins* vergaß mein Isaak nicht:
(O nehmt es ihm nicht übel! –)
Es wurden all' die Ding's von Or
Von ihm nach Judenbrauch zuvor,
Recht jüdisch *zubeschnitten*.¹⁵ –

32.

Jetzt war ich *voll*, – und ganz gemacht
Rebeken zu gefallen; –
Doch war sie nicht an Isaaks Ort,
Er mußte ein'ge Stunden fort,
Um selbe zu besuchen.

33.

Da trat er seine Reise an
Voll Freude, und voll Liebe; –
Doch ach! – er gieng kaum in den Wald,
Da stand ein Schurk im Hinterhalt,
Und schoß' ihn plötzlich nieder. –

34.

Hier lag der Israelite nun,
 Und schwamm in seinem Blute; -
Er büßte eines Räubers Hang
Zur Wohllust, Geldsucht, Müßigang, -
 Was giebt es doch für Menschen? -

35.

Das *erste* bey dem Mörder war,
 Mich - Beutelchen zu suchen; -
Er mühte auch nicht lange sich,
Bey dem Erblaßten fand er mich
 Sehr nah' - an seinem *Herzen*. -

36.

Nun kam ich gar, - schenkt Beyleid mir! -
 Zum *Auswürfling* der Menschen.
Was Alles ich bey ihm ausstund,
Vergönn' ich wahrlich keinem Hund;
 Vernehmt es nur im Kurzem! -

37.

Das Stehlen - Rauben war bey ihm
 Ganz an der Tagesordnung, -
Und was er so sich eigen macht,
War gar bald wieder durchgebracht
 Mit seinen Spießgesellen.

38.

Da schmolz sein Geldchen ziemlich ein,
Ich selbst wurde *lummrig*;^{*16} –
Ein *Umstand* nur war ihm noch hold:
Er brachte das *beschnitt'ne* Gold
Ohn' Schwierigkeit für voll an.

39.

Jetzt wurde ich allmählig *leer*;
Ein einz'ger *Jörgenthaler*,¹⁷
Und wenig schlechte *Groschenstück*
Befanden sich zu seinem Glück,
In mir noch zur *Reserve*. –

40.

Denn wißt! – die Stund bey ihm war aus;
Es kamen die Gensd'armen,
Die schloßen ihn mit Ketten fest,
Und schleppten ihn in den Arrest,
Und mit ihm auch mich – Beutel. –

41.

Da freut' ich in der Stille mich
Bald seiner los zu werden;
Allein – die Hoffnung trog mich sehr,
Durch Ränk' und Kniffe wußte er
Mich ferner zu behalten. –

* Das Beywort *lummrig* ist ein *Provinzialism*' und heißt übrigens so viel, als „lummrig.“ –

42.

Er reicht' dem Kerkermeister *Hinz*
Den alten Jörgenthaler, -
„Den Beutel, und die schlechte Münz,“
Sprach er, „laß mir, du guter *Hinz!*
Zu einem Pfeifchen Toback.“ -

43.

Derselbe war nicht ganz von Stein; -
Ob für den alten Thaler, -
Ob sonst? - Dieß ist mir unbekannt; -
Genug; - ich mußte in der Hand
Des rohen Wildfangs bleiben.

44.

Nun stund es ziemlich lange an
Bis zum Verhör. - Kein Wunder!
Bey der Justiz, und Polizey
Da giebt es ja bey meiner Treu!
Doch gar zu viel Geschäfte. -

45.

Als nachher der Prozeß mit ihm
Sehr streng betrieben wurde,
Da brachte man aus ihm kein Wort,
Er höhnt' die Richter fort, und fort,
Und läugnete, wie - *Satan*.

46.

Indessen dau' rte der Verhaft
 Noch viele – viele Monden; –
Es meldeten die *Läuse* sich,
Sie neckten, – juckten, – bißen mich
 Erbärmlich bis zum Weinen. –

47.

Was übrigens mit Schmerzen ich
 Am Räuber advertirte,¹⁸
War dieß: er *fluchte*, wie ein Heyd,
Doch war ihm seine *Sünd'* nie leid,
 Er *klopfte* nie an's *Herze*. –

48.

Jetzt kam einmal das Endurtheil,
 Wie freute ich mich dessen! –
„Es mußte nach *Botanibay*¹⁹

Mein saub' rer Hausherr, weil er sey:
 Convictus, non Confessus.“²⁰ –

49.

Wir traten nun die Reise an
 In diese *Jauners*-Insel.²¹ –
 ° –
Anfangs gieng's lustig auf dem Meer',
Mein Wildling stand an der Galeer',
 Und *stank*, als wie ein Iltis. –

50.

Kein Wunder! – er bekam ja nicht's,
 Als *Zwieback* voller Schimmel,
Und *faules Wasser* hinten d'rein, –
Wem in der Welt – wem fällt es ein:
 Man könn' hievon gut *riechen?* –

51.

Und eben die verdorb'ne Luft
 War Urstoff meines Todes:
Es setzte sich bey mir fortan
Die Lungensucht ganz merklich an,
 Bald wird es heißen: *Punktum*.

52.

Doch eh' noch dieß geschieht, muß ich
 Euch mancherley erzählen:
Es gieng nicht immer auf dem Meer
So sanft und still, wie Anfangs her,
 Es kam ein starker *Orkan*. –

53.

Da wurde das *Entbehrliche*
 Gleich über Bord geworfen; –
Und meinen Herrn, und mich – und Beyd'
Traf auch dieß große Herzenleid,
 Wir mußten schwimmen lernen.

54.

Allein – es stund nicht lange an,
Da kam ein mächt'ger *Hayfisch*,
Und schluckte uns mit *Mann* und *Laus*. –
Dieß, Freunde glaubt's! – dieß war ein Graus,
In solchem Bauch zu weilen.

55.

Ich machte mich zum Tod' gefaßt,
Konnt' ich wohl besser handeln? –
Indeß verzehrte *Hayfisch* rein
Des Räubers Fleisch, und Haut, und Bein.
° –
Prosit, Herr Fisch! – die Mahlzeit!

56.

Da übrigten wir Lumpen noch,
Die ihn recht sehr *genirten*,
Er spy' uns daher alle aus,
Wir kamen aus dem Bauch heraus,
Und schwammen in die Höhe.

57.

Jetzt war ich froh, das Tageslicht
Noch einmal zu erblicken; –
Und war ich gleich sehr matt, und krank,
So hatt' ich doch dem Fische Dank. –
Wer, Freunde! lebt nicht gerne? –

58.

Als ich nun auf der hohen See
 Mich badete und sonnte,
Da kam ein *Storch* von Westen her,
Den Weg nach *Osten* flieget er,
 Es war um *Sanct Georgen*.²² –

59.

Als bald der Storch in meiner Ruh'
 So sitzend mich erblickte,
Da meynte er: ein *Frosch* wär' ich,
Und stürzte gierig hin auf mich, –
 Ich schrie aus vollem Halse;

60.

„Nicht doch, Herr Storch! ihr irret euch,
 Bin nie ein *Frosch* gewesen,
Bin nur ein Beutel, – krank und matt,
Und ziemlich auch des Lebens satt,
 Verfolgt von allen Seiten. –

61.

O seydt so gut, und nehmet mich
 Mit euch in meine Heymath!
Das gute *Schwabenland* ist dieß, –
Ich hörte oft: es sey so süß,
 Im Vaterland zu sterben.“ –

62.

Der Storche hatt' ein *hohes* Herz,
 Wie jeder wack're *Bayer* -
Er nahm mich in den Schnabel auf,
Und richtete flugs seinen Lauf
 Nach Osten, - so nach *Deutschland*.

63.

So kam ich in der Heymath an, -
 Er setzt mich auf ein *Mistbeet*,
Und konnte wohl nichts Bessers thu'n; -
Ich hatte Ruh', und Wärme nun. -
 Dann flog er seine Flüge. -

64.

Mein Lauf war nun bereits vollbracht
 In vielen *Bitterkeiten*, -
Ich fühlt' mein Lebensende, - und
Erfreute mich der Todesstund',
 War auch hiezu bereitet. -

65.

Als ich in Zügen lag, da kam
 Ein *Phönix* angeflogen, -
Er wählt die *guten Perlen* aus,
Und machte einen Kranz daraus,
 Und flog mit zum - *Olympius*. -

* * *

*Grabschrift des Geldbeutelchens
abermals von ihm selbst verfaßt,
und zwar am Aschermittwoche*

O Mensch! – erwäge, mein Geschick',
Sey für dein Heil nicht sorglos! –
Sieh'! – *Alles hier verwest und bricht,*
Nur deine *guten Perlen** nicht; –
Die – führen dich zum *Himmel!* –

* Unter diesen *guten Perlen* hält den *Glauben* für's *Alpha*, und die *Liebe* für's *Omega* der *Verfasser*.

Anmerkungen

- 1 Dass der Text wirklich 1819 erschienen ist, bezeugt eine Zeitungsnotiz über Neuererscheinungen, nach welcher in der Münchner Buchhandlung Joseph Lindauer eine Broschur angeboten wird. *Münchener Politische Zeitung*, 20. Jg. (15.02.1819), 180.
- 2 Zu den Genrekonventionen der Münzerzählung vgl. die Einleitung zu *Aus dem Leben eines Groschens* im vorliegenden Band.
- 3 Entsprechend komplexe metrische Strophennotationen schaltete Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) seinen Oden vorweg.
- 4 Takt versus Reim waren zentrale Begriffe in der Verslehre, wie sie besonders einflussreich von Johann Heinrich Voss (1751–1826) im Zuge seiner Homer-Übersetzungen seit den 1780ern etabliert wurden.
- 5 Anna Ananieva, Christiane Holm: „Phänomenologie des Intimen. Die Neuformulierung des Andenkens seit der Empfindsamkeit.“ In: *Der Souvenir. Erinnerung in Dingen von der Reliquie zum Andenken*, hg. v. Ulrich Schneider, Ausst.-Kat. Museum für Angewandte Kunst Frankfurt, Köln: Wienand 2006, 156–187, hier 162.
- 6 Aus dem Lateinischen: Lachend belehren und weiterkommen. Der vage Zitatnachweis ist eine Mixtur aus Latein und Deutsch: Äsop und andere Gut-Fabel-Dichter. Persifliert wird hier das gelehrte Motto, das sich im Falle der Dingerzählungen häufig auf die antike Fabelpoetik bezieht, vgl. etwa die Schuh-Trilogie im vorliegenden Band.
- 7 Zur Konvention der vorab präsentierten Notation der metrischen Struktur von (Lang-) Gedichten und deren Persiflage siehe die Einleitung zum vorliegenden Text.
- 8 Das *Deutsche Wörterbuch* notiert: „die euphemistische redensart wie goldschmieds junge oder bub (d. i. lehrjunge) denken, sagen u. ä. für ‚rutsch mir den buckel runter‘ u. gröbere varianten ist von der mitte des 17. bis zur mitte des 18. jhs. literarisch reich bezeugt“. Jacob und Wilhelm Grimm (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: Hirzel 1852–1971, Bd. 8 [1958], Sp. 841.
- 9 Angesprochen ist hier die Liebes-Ikonographie, die sich im Zuge der empfindsamen Andenkenskultur etablierte: Auf dem Liebesaltar opfert man sich wechselseitig die Herzen, das in der folgenden Strophe genannte Täubchen ist ein Attribut der Liebesgöttin Venus, der Kranz verweist auf die Hochzeit. Dieses Bildfeld wird häufig durch Initialen personalisiert, welche hier auf dem Altar platziert werden. Ähnliche Szenarien sind in Stickvorlagen für Tabaks- und Geldbeutel belegt. Ananieva, Holm: „Phänomenologie des Intimen“, 162.
- 10 Anfang des 19. Jahrhunderts – auch in der medizinischen Darstellung – noch gebräuchliche Bezeichnung für Syphilis.
- 11 Aus dem Spätlateinischen: Trinker, Saufkumpan.
- 12 Der Jude steht hier synonym für den Beruf des Gebrauchtwarenhändlers und Pfandleihers, siehe dazu die Einleitung zum vorliegenden Band.
- 13 Aus dem Französischen: Annehmlichkeit, hier im Sinne von Liebesgabe.
- 14 Gelistet und abschließend summarisch angesprochen sind Goldmünzen verschiedener Währungen, die unabhängig vom Geldwert einen hohen Materialwert haben.
- 15 Hier wird das antisemitische Klischee des betrügerischen jüdischen Händlers und Geldverleihers aufgerufen, der Geldstücken, insbesondere Goldmünzen, heimlich Metallspäne entnimmt und somit ihren materiellen Wert mindert, bevor er sie wieder

- als Zahlungsmittel in Umlauf bringt. Diese Praxis wird zudem auf der metaphorischen Ebene antijudaisch mit der rituellen Beschneidung verbunden.
- 16 Lumm[e]rig wird von schlummern abgeleitet und ist im alemannisch-schwäbischen Sprachraum für „weich, schlaff“ gebräuchlich. Walter Haas (Hg.): *Provinzialwörter. Deutsche Idiotismensammlung des 18. Jahrhunderts*. Berlin: de Gruyter 1994, 232. Die beigefügte Anmerkung persifliert die derzeit noch in den Anfängen befindliche sprachwissenschaftliche Erforschung von Regionalsprachen, indem die fachsprachlich anmoderierte Erläuterung des Provinzialwortes keine Klarheit schafft, sondern die Einzigartigkeit und Unübersetzbarkeit des Schwäbischen betont.
 - 17 Eine regionalsprachliche Bezeichnung für Georgstaler. Die Silbermünzen waren ein im 16. Jahrhundert in Mansfeld geprägtes Zahlungsmittel, wurden aber Dank der Darstellung des Heiligen Georg als Schutzpatron der Soldaten zu einem beliebten Amulett. In verschiedenen Varianten, vorn mit dem Heiligen Georg zu Pferde und hinten mit einer christlichen Seefahrt, waren die Georgstaler bis ins 19. Jahrhundert beliebte Reisebegleiter. Diese Aufgabe dürfte dem „alten Jörgenthaler“ auch im Geldbeutelchen zukommen, denn sein Geldwert war ähnlich den genannten Groschen gering.
 - 18 Damals bereits veraltet für bemerken, anzeigen. Die Wortwahl des Geldbeutelchens unterstreicht den Kontrast zu den Flüchen des neuen Besitzers.
 - 19 Die australische Botany Bay wurde seit Ende des 18. Jahrhunderts von der britischen Regierung als Sträflingskolonie genutzt.
 - 20 Juristische Bezeichnung aus dem Lateinischen: Verurteilter, nicht Geständiger.
 - 21 Mit Jauner, auch Gauner, sind die Strafgefangenen gemeint, die im Zuge der britischen Kolonialpolitik auf Australien angesiedelt wurden.
 - 22 Der Georgstag datiert auf den 23. April, die kalendarische Ordnung über die Heiligen- bzw. Namenstage ist im katholischen Raum üblich. Nachdem das Geldbeutelchen gleich dem biblischen Jona aus dem Bauch des Wals gerettet wurde, verweist auch der Bezug auf den Heiligen Georg als Schutzheiligen der Kreuzritter auf die christliche Grundierung der Abenteuerreise des Geldbeutelchens.

ANONYM

Minister Londondery und sein Federmesser (1822)

Federmesser sind unerlässliche Bestandteile des historischen Schreibwerkzeugensembles: In Europa wurde ab dem Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert vorwiegend mit Gänsefedern geschrieben und diese Schreibfedern mussten vor Gebrauch zuerst zugeschnitten werden, was technisches Wissen und handwerkliches Geschick erforderte. Damit die Federn auch ganz spitz wurden, bedurfte es eines scharfen Messers – dadurch sind Federmesser auch potenziell gefährliche Werkzeuge, gerade auf Reisen. Sie hatten allerdings eher kurze Klingen, die an Griffen aus Holz, Knochen oder Elfenbein befestigt waren.¹ Federmesser sind historische Handelswaren, die nicht nur im nachfolgenden fiktionalen Text, sondern beispielsweise auch in der *Oekonomischen Encyclopädie* von Krünitz in einen internationalen Vergleich gestellt werden:

Zum Schneiden der Federn: *Temperare calamum*, Fr. *Tailler une plume*, bedient man sich eines kleinen, subtilen und scharfen Messers, welches bekanntermaßen das Federmesser, in Baiern Schrifteräffel und Flenntel, L. *Scalprum librarium*, *Cultellus grapharius*, *Scalpellum calamarium*, Fr. *Canif*, *Canivet*, *Ganivet*, oder *Tranche-plume*, genannt wird. Man hält die englischen für die besten, wiewohl ihrer auch viele bey uns in Deutschland von ziemlicher Güte gemacht, und mit unter immer für englische verkauft werden. Sonst werden auch die pariser und toulouser hoch geachtet, wie sie denn auch besonders zu Genf sehr gut gemacht werden.²

Wie der Titel schon zeigt, sind beim vorliegenden Text (und das unterscheidet ihn von anderen It-Narratives) zwei – und nur zwei – Akteure beteiligt: Ein historisch verbürgter Minister mit nordirischem Namen unterhält sich mit seinem Federmesser – ein Umstand, den schon eine erste Fußnote mit Bezug auf den sprechenden Esel in der Bibel verteidigt; das Genre wird dort nämlich als ‚Gespräch‘ verortet.

Dass Federmesser nicht nur materielle, sondern auch metaphorische Waffen, nämlich (politische) Federn, herzustellen befähigen, reflektiert der Minister bereits in seinem ersten Votum. Dieses Zwiegespräch ist daher von Beginn weg in einem Kontext situiert, in dem das Federmesser als politischer Gegenstand vorgestellt wird, dem zudem als ein Zeuge wichtiger Geschehnisse Vertrauen geschenkt wird und dessen Erzählung Gehör findet. Mit dem Rückverweis des erzählenden Federmessers auf den Minister Castlereagh, also

Robert Stewart, 2. Marquess of Londonderry (1769–1822),³ wird die Zeit der Handlung greifbar: Der anonym publizierte Text erscheint im Jahr von Stewarts Tod und nimmt dessen Selbstmord als aktuelles Thema auf, das auch noch im Nachruf auf den Minister in *The Annual Biography and Obituary, for the Year 1823* viel Platz einnehmen wird. Ein Zeuge erinnert sich in jenem Nachruf, wie er den Minister mit einem Messer in der Hand vorfand: „The knife was in his right hand. [A penknife with an ivory handle, and upon which there was no appearance of blood, was here shown to the witness].“⁴ Das materielle Federmesser der historischen Persönlichkeit wurde also in der Untersuchung der Umstände des Todes zum Zeugen. Auch das Federmesser in der Diegese legt Zeugenschaft ab, es berichtet aber nicht nur von seiner Gegenwart, sondern blickt dreißig Jahre zurück und thematisiert die Vereinigung Irlands mit Großbritannien, die im Jahr 1800 durch den sogenannten ‚Act of Union‘ vollzogen wurde. In der Erzählung der Geschehnisse aus dem 18. Jahrhundert und insbesondere derjenigen seit der Französischen Revolution ruht auch eine didaktische Komponente, denn das sprechende Objekt erzählt und lehrt Geschichtswissen und versucht rhetorisch, den Minister zu überzeugen. Dabei scheut es nicht vor klaren Stellungnahmen zurück, wie es der Minister zwar ursprünglich forderte, was ihn dann aber zwischenzeitlich doch irritierte. Schließlich ermuntert er das Federmesser doch zur weiteren Erzählung. Vergleicht man die Redeanteile der beiden am Dialog Beteiligten, wird deutlich, dass das Federmesser viel länger spricht und viel unverblümter (oder um es mit heutigem Vokabular zu bezeichnen: politisch unkorrekter) als das der Minister tun kann. Gesprochen wird hier von Mensch und Ding aus einer Perspektive, die weiß, christlich, europäisch und patriarchalisch-männlich geprägt ist. Die Glorifizierung antiker Kultur wird in problematischer Weise mit Hegemonieansprüchen des Christentums und einem Plädoyer für Menschenrechte verbunden, was insbesondere zu einer Herabsetzung des Islams und einer stereotypen Charakterisierung der Türken als tyrannische „Barbaren“ führt. Den historischen Rahmen bildet die griechische Revolution von 1821, zu der das Federmesser unter Bezugnahme auf das Werk *Griechenlands Wiedergeburt. Ein Programm zum Auferstehungsfeste* (1821) des Leipziger Philosophen und Freimaurers Wilhelm Traugott Krug (1770–1842) eindeutig Stellung bezieht. Verglichen mit anderen It-Narratives stehen hier im Zentrum also keine diachrone Entstehungs- und Lebensgeschichte eines Objekts, das reist oder mit dem Handel betrieben wird, sondern das Ding wird erzähltechnisch um seiner Sprecherlizenz Willen eingesetzt, da es keiner Zensur unterworfen ist und ‚frei‘ sprechen kann. Als erzählendes Ding ist das Federmesser durch die Schreibszenen mit den sprechenden Federn verbunden,⁵ diese sind aber stärker dem Verbrauch unterworfen und erzählen entsprechend tendenziell eher in Narrativen des Niedergangs als es hier das Federmesser aus einer historisch und materiell vermeintlich stabileren Situation tut.

Offen bleibt der Schluss des Textes: Nachdem sich der Minister vom Federmesser für eine Parteinahme zugunsten Griechenlands hat überreden lassen, gibt der Politiker seiner überschwänglichen Freude Ausdruck und nimmt das Federmesser als „Freund“ nicht nur in den Arm, sondern sogar „an meinen Hals“ – mit einem sprichwörtlichen Messer am

Hals endet dieser Text – die darauf folgenden Gedankenstriche bieten Raum für Interpretationen. Der zeitgenössisch Aufsehen erregende Selbstmord bleibt die zentrale Leerstelle in diesem Text. Das fiktive Federmesser verstummt dort, wo es als Werkzeug eingesetzt wird, und die Lesenden den tatsächlichen Ausgang der Geschichte kennen.

Einleitung und Anmerkungen: Martina Wernli

Quelle: Anonym: *Minister Londondery und sein Federmesser*. Nürnberg: Friedrich Campe 1822.

Minister Londondery und sein Federmesser. Ein Gespräch*

„Achtung dem, dem sie gebührt;
Wahrheit – Jedem;
Furcht – vor Niemandem.“

Der Minister.

Die Abschiedsaudienz bei Sr. Majestät dem Könige ward mir, mit Auszeichnung und Huld, ertheilt. Allerhöchstdieselben waren, zwar nicht in Allem, doch über die Hauptgegenstände, mit meinen Ansichten einverstanden. Ich gehe nun für kurze Zeit auf mein Gut, von da auf das Festland, zum Congresse, dessen Resultate von größerer Wichtigkeit werden dürften, als je eines frühern; *Du*, mein treuer Gefährte! begleitest mich auch diesmal. Von den Rathschlägen, den schriftlichen Aufsätzen der Minister überhaupt, insbesondere der der auswärtigen Angelegenheiten, hängen die Beschlüsse der Fürsten, von diesen ihre eignen Schicksale und die der Völker unverkennbar ab. Die ministeriellen Federn sind weit wirkendere Waffen, als jede Waffengattung der Kriegsheere; diese selbst sind von der Feder der Minister abhängig. *Du* bereitest mir diese mächtige Waffe; bin ich von *Dir* begleitet, bin ich *Deiner* Treue versichert, dann ist auch diesmal mein Triumph, und der der englischen Ministerpolitik, gewiß.

* Wie! – Ein *redendes* Federmesser? – – Warum nicht? – Konnte, nach Zeugniß der heiligen Geschichte, einem *Esel* die Redegabe zu Theil werden, um zu seinem Herrn *ein Wort zur rechten Zeit zu sprechen*, so ist dieß auch in Ansehung eines *Federmessers*, und besonders eines *englischen*, nicht unmöglich.

Das Federmesser.

Euer Excellenz Zutrauen war und ist mir stets sehr schmeichelhaft. Wenn man auf dem Festlande (wie den englischen Waaren überhaupt) den englischen Federmessern große Vorzüge erweis't, so schätzte ich mich um so glücklicher, aus der Gesammtheit der so hoch geehrten englischen Federmesser zur erhabenen Würde eines Federschneiders Euerer Excellenz mich erkohren, in die Lage gesetzt zu sehen, am Ruhme eines der größten Diplomaten Englands, ja Europens, Theil zu nehmen.

Der Minister.

Lasse, mein lieber Getreuer! alle Titulaturen und Complimente bei Seite, wenn ich *vertraulich* zu Dir spreche. Hinweg mit dem steifen *Sie*, mit der *Excellenz*, mit der *Herrlichkeit*; *Offenheit möge an den Platz höfischer Verstellung, Wahrheit an den der geschminkten Zweideutigkeit, Zutrauen an den des Argwohns treten*. Du warst von Allem, was durch meine Hand und Feder gieng, Zeuge; Dir ward die Gelegenheit, ins Innere meiner Geheimnisse, in jeden Winkel meines politischen Herzens zu blicken; von Dir kann ich gründliches Urtheil um so mehr erwarten, als ich Dich unter meine treuen Anhänger und Freunde zähle.

Das Federmesser.

Ich gehorche gerne. Lange schon hatte ich so Manches auf dem Herzen; diesem Luft zu machen, war oft mein sehnlichster Wunsch. Auch auf dem Gewissen hatte ich Eines und das Andere. Als Schöpfer der Feder *eines englischen Ministers des Auswärtigen – eines Castlereaghs*⁶ – sah ich mich oft für direkten Theilnehmer an Handlungen an, die den Ruhm Englands unsterblich machten, Englands Regierung sehr hoch

stellten; aber auch an solchen Handlungen, welche mit der freien Verfassung – mit der *Magna charta*⁷ – mit reiner Moral und Christenthum, nach meinen Ansichten, sich nicht vereinen ließen. Als unterthänig gehorsamstes Instrument in der Hand eines allmächtigen Ministers, durfte ich Zweifel, oder gar Widerspruch, nicht wagen. Nun, da mir die ehrende Rolle des Vertrauten, des Freundes, gegeben, da ungeschminkte Wahrheit verlangt wird, so entspreche ich – *Du sollst sie hören!* Seinem redlichen Freunde kann und wird der große Castle-reagh nie zürnen.

Der Minister.

Lange schon sehnte ich mich nach offener, freier Unterredung, nach zwanglosem Ideenaustausche, nach unbefangenen Urtheile. Den Ministern, insbesondere den der auswärtigen Verhältnisse, wird selten das Glück zu Theil, von unbefangener Freundschaft, von redlicher Unbefangenheit, angehört, erwidert, behandelt zu werden. Die Meinung ist herrschend, „*Politik stehe mit Recht im Widerspruche*“ – und doch soll der Minister rechtlich erscheinen! – Daher ist in der ministeriellen Atmosphäre Vertraulichkeit, Offenheit, ungeschminkte Wahrheit eine höchst seltene Erscheinung. Des Ministers Umgebungen fürchten zu misfallen, und der Minister fürchtet Verrath. – Darum säume nicht länger, meinem sehnlichsten Wunsche zu entsprechen.

Das Federmesser.

Schon vor etwa dreißig Jahren, als Du, in der ersten Blüthe Deiner Jugend, ins öffentliche Leben tratst, erregten Deine ausgezeichneten Talente, die Festigkeit Deines Charakters große Erwartungen. Im irischen Parlamente, als Abgeordneter, dann als Sekretär des Vizekönigs, gabst Du Beweise Deines Muths, scharfen Urtheils und der An-

hänglichkeit an das britische Ministerialsystem. Dir wird das Verdienst zugerechnet, die ersten kräftigen Schritte zur Vereinigung Irlands mit England gethan zu haben. – Hiedurch, und durch andere ähnliche Beurkundung Deines politischen Verstandes und Herzens, ward Dir der Weg zum Kriegsdepartement gebahnt, welches Dir, unter dem Ministerium des unsterblichen Pitt,⁸ zu Theil ward. Bekannte Ereignisse veranlaßten Deinen Austritt aus diesem wichtigen Geschäftskreise; bald folgte die Ernennung Deiner zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Der Minister.

Der Moment meiner Ernennung zu diesem Posten war von höchster Wichtigkeit, und mein Ministerium, wegen der seltenen Zeitereignisse, nicht allein für England, sondern für Europa, vom größten Einflusse. England zur höchsten Stufe der Größe, des Ansehens und der Macht zu führen, war mein Streben.

Das Federmesser.

Dazu boten Dir die Ergebnisse im großen Nachbarstaate, Frankreich, reichhaltigen Stoff dar. Wollte ich hier ins Einzelne eingehen, in die Geschichte der französischen Revolution, der Revolutionskriege, in die Geschichte der Schlachten, der Siege und Niederlagen, der Friedensschlüsse, der öffentlichen Theilnahme Englands durch Armeen, Subsidien,⁹ und der geheimen, durch Unterhandlungen u. s. w., das Gespräch würde zu umfassend, zu weitläufig, und – der mir gegebenen Erlaubniß und Aufforderung ungeachtet – Dir vielleicht doch mißfällig werden.

Der Minister.

Dies eben nicht; nicht allein die Gegenstände über die, sondern auch die Art, wie Du dich äußern willst, sei ganz Deinem Gutdünken überlassen.

Das Federmesser.

Ich übergehe die ohnehin bekannte Geschichte der franz. Revolution und der Usurpation; berühre nur das, welches als Ende derselben erachtet zu werden pflegt.

Napoleons Talent, Macht und Glück bezwang, beherrschte, despotisirte Fürsten und Völker; Fürsten und Völker waren nicht mehr frei; Napoleons Allgewalt drückte die Fürsten, diese mußten, wider ihren Willen, ihren treuen, unglücklichen Völkern unerträgliche Lasten aufbürden – – und die Minister dieser Fürsten? – – Doch Du, großer Castlereagh! – Du hast durch Ausdauer, Standhaftigkeit die begangenen Fehler vieler Deiner Collegen gut gemacht; Du erspähtest mit Deinem Scharfblicke Buonapartens Plane, Dein Scharfsinn durchdrang sie; wann, und wie sie zernichtet, wie die geschmiedeten, zum Theil schon angelegten Sklavenketten zertrümmert, wie Befreiung herbeigeführt worden, ist der Welt bekannt. Deinen großen Antheil an dieser Befreiung wird die Geschichte ewig bewahren – ich war und bin, ob der Theilnahme hieran, hoch erfreut.

Der Minister.

Jene Epoche war eine der glücklichsten meines Lebens; die Nachwelt wird der englischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie eine ehrenvolle Rolle in der europäischen Politik gespielt, und zur Brechung des napoleonischen, auf so vielen Völkern Europens gelasteten eisernen Joches, das Meiste beigetragen habe.

Das Federmesser.

So ist es. Noch mehr. Du erhieltest im J. 1813 Auftrag und Vollmacht, den Unterhandlungen der verbündeten Mächte zu Chatillon beizuwohnen. Bei Deiner Ankunft zu Paris war der Vertrag zu Fontainebleau schon unterzeichnet; von Dir ward die Unterschrift verweigert, und zwar aus mehr, als einem Grunde. Dem Napoleon war der Titel: „Kaiser“ gelassen, und England hat ihn, in dieser Eigenschaft, nie anerkannt. Man wies ihm eine Insel zum Aufenthalte an, die Frankreich viel zu nahe war, als daß nicht gegründete Besorgnisse hätten entstehen sollen. Hiezu kam noch der demselben so reich bewilligte Jahresgehalt. All dieß stellte sich Deinem hell- und scharfsehenden Verstande lebhaft dar; Du wähtest, daß ein Mann, wie Napoleon, so gegebene Mittel zu neuen Unternehmungen, zu neuen Ränken benutzen, die Ruhe Europens neuerdings gefährden dürfte.

Der Minister.

Hat nicht der Erfolg meine Ansicht gerechtfertigt?

Das Federmesser.

Vollkommen. Die Rückkehr des Flüchtlings von Elba hat Viele in Verlegenheit, in Bestürzung gebracht; Du bliebst kalt, und voll des Muthes. Statt zu fürchten, ward gehandelt, Andere mit ermuthigt, und die Resultate waren schnell herbeigeführt, ehrenvoll und entscheidend.

Bei den im J. 1815 zu Paris gepflogenen Unterhandlungen, die den Vertrag von 20. Nov. 1815 zur Folge hatten, spieltest Du, und durch Dich England, eine der bedeutendsten Rollen. – Deine umfassenden Kenntnisse, Deine seltene Beredsamkeit, Deine unerschütterliche Festigkeit, waren vorherrschend. –

In jenem Zeitpunkte war ich erfreut, stolz auf das Vaterland, wo ich Existenz erhielt, glücklich, ob des günstigen Zufalls, zum wichtigen Dienste im Kabinette eines so ausgezeichneten Ministers mich erkohren zu sehen. Nun muß ich aber, Deiner wiederholten, ernsten Aufforderung gemäß, so Manches zur Erörterung bringen, was mir mißfiel, und wozu ich gewünscht hätte, Dir nie eine Feder geschnitten zu haben.

Der Minister.

Du wirst sehr ernst, und eben dieß ist es, was ich verlange – Rücksichtslosigkeit, nackte Wahrheit!

Das Federmesser.

Nicht Alles, was, meiner Meinung nach, Tadel verdient, soll und kann von mir jetzt zur Sprache gebracht werden. Wie viel hätte ich gegen Verfügungen zu sagen, die man in Ansehung überseeischer Gebieth, Völker, Individuen, traf, durch welche dem Eigennutz Englands erworbene Rechte Anderer geopfert, Gewalt statt Recht geübt worden? Wie Vieles über das Benehmen Englands in Bezug auf die Verhältnisse mit den *seeräuberischen Staaten*? – Wie Vieles über Dein Betragen während des Wiener Congresses – über Deine Zustimmung zu den Verfügungen über Polen, Sachsen und Genua? – Wie Vieles in Ansehung Neapels und Piemonts. – Bei weitem mehr, als alle diese Gegenstände, betrauerte ich die Ereignisse, welche in Ansehung der unglücklichen, jüngst verstorbenen Königin¹⁰ sich ergaben. Meinen Ehrenposten, ich gestehe es, mein Daseyn selbst, wollte ich gern hingeben, könnte ich in diesem Betracht das Geschehene ungeschehen machen. Welch eine Masse von Unglück brach über die Königsfrau herein? – Mit welcher heroischem Muthe bot sie ihm die Stirne! – Wie groß war sie im Unglück – wie unerwartet ward sie vom

Tode überrascht, und welche beispiellose Großmuth beurkundete sie in den letzten Augenblicken ihres kummervollen Lebens? – –

Doch von alle diesem nichts weiter; es sind Ergebnisse, die *vorübergegangen, nicht mehr zu ändern sind*. Gehen wir auf das über, *was itzt geschieht, geschehen soll* – auf das was noch unentschieden vor uns schwebt, auf das, worauf Dein mächtiger Einfluß höchst nachtheilig bereits wirkte, und worauf Du zu wirken im Begriff stehst.

Der Minister.

Du meinst die Gegenstände des Congresses, zu dem ich mich zu verfügen beauftragt bin; die Erwartung Europens ist aufs höchste gespannt; von den Beschlüssen, die da gefaßt, und vollzogen werden, ist das Heil und Glück der Menschheit, die Ehre oder Schmach des Christenthums, abhängig. – Nie war mirs wegen der Leitung diplomatischer Verhandlungen bange; diesmal sehe ich große, mannigfache Schwierigkeit. Dir gestehe ich, im Vertrauen, daß mir *der Gang, zum Congress, sauer, sogar bedenklich werde* – darum rede frei und offen, ohne Rücksicht, ohne Schonung; ich will jeden Umstand, jedes Wort in Betrachtung ziehen. – Vielleicht läßt sich das Rechte diesmal mit der Politik in Einklang bringen; dann würde ich meinen hohen Posten, meinen Einfluß, die Reise, die ich vorhabe, segnen.

Das Federmesser.

Wie ist Dir, großer Minister! – Du wirst so heftig bewegt, Du wirst ja gemüthlicher, als ich Dich in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten je sah! – Halte fest diese Stimmung; die Wichtigkeit und Heiligkeit des Gegenstandes nimmt Dich, als Diplomat, auf jeden Fall als Mensch, als Christ, als edeln Engländer, ganz in Anspruch – und nun höre.

Verschieden sind die Vermuthungen, die Meinungen, in Ansehung der auf dem nächsten Congressse behandelt werden sollenden Gegenstände. Daß einer derselben, und zwar der wichtigste, der *heilige* Kampf der Griechen wider die Türken, wider die *grausamsten Unterdrücker*, sei, darüber obwaltet kein Zweifel. –

Der Minister.

Du nennest die Türken *grausamste Unterdrücker*; den Kampf der Griechen wider sie: *heilig* – diese Äusserungen ziemen Dir nicht. Du vergißt, daß Du in meinen Diensten stehst, in den Diensten eines Ministers, der im Aufstande der Griechen *Empörung*, in der türkischen Regierung, *Legitimität* erblickt. Empörung kann nie als heilig, und legitime Regierung nie als unterdrückende erachtet werden; dieser muß jedes Mittel, sich zu erhalten, erlaubt seyn. Willst Du etwa diesen, in der Diplomatie, in der Politik, vorherrschenden Grundsätzen Dich entgegen stellen? – Beachte Deine Stellung, Deine Verhältnisse!

–

Das Federmesser.

Verzeihung. Euer Excellenz gab mir die Aufforderung –

Der Minister.

Du hast Recht. Wie ist mir? – Wie kann ich so mit mir in Widerspruch fallen? – Vom vertrauten Freunde will ich schminklose Wahrheit; kaum beginnt er zu reden, und schon will ich ihm, durch diplomatische Wendungen, den Mund schließen! – Fahre fort, ganz nach Deiner Überzeugung Dich zu äußern.

Das Federmesser.

Der begonnene heilige Kampf der Griechen wider ihre höchst grausamen Unterdrücker wird der wichtigste Gegenstand der Erörterung bei dem nächst bevorstehenden Congressse seyn; und das muthmaßliche Resultat! – Ich hoffe günstig, christlich, heilbringend; ich hoffe: die Fürsten und ihre Rathgeber werden Beschlüsse fassen, und Mittel zur schnellen Ausführung festsetzen, wodurch dem wahren Christenthume, der Menschheit, der reinen göttlichen Moral genügt, der ruchlosen Tyrannei unmenschlicher Barbaren¹¹ ein Ende gemacht, und eine Nation der Wuth rach- und blutigieriger Unmenschen entrissen werde; eine Nation, deren hartes, unglückliches Schicksal seit lange schon das Mitleid und die Unterstützung der Christenheit, der Civilisation, der Menschheit, mit dem größten Rechte in Anspruch nahm, und nun vollends, als heilige Pflicht, fodert.

Der Minister.

Meine Erwartung ist darauf gespannt, wie Du all dieses begründen, die in Anrege gebrachte Pflicht erweisen wirst! –

Das Federmesser.

Ohne viele Schwierigkeit, denke ich, soll dieses Statt finden. – Ich rücke nun der Sache näher: Um Ziele zu kommen, bitte ich, *den Minister, den englischen Minister*, auf einige Zeit ganz zu vergessen, mir, als Mann von Herzensgüte, als Mensch, Christ, und Engländer, Gehör und Gedult zu schenken. Um Deine Gedult bitte ich um so mehr, da Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes nähere Entwicklung in Anspruch nimmt.

Der Minister.

Mit höchster Aufmerksamkeit höre ich Dich, mit dem lebhaftesten Interesse.

Das Federmesser.

Jeder Edle ist erfreut, wenn Einzelne, wenn ganze Völker, in Finsterniß versunken, zum Lichte sich emporschwingen – jeder Edle fühlt sich mit erhoben, wenn Andere aus Sklaverei zur Freiheit sich erheben. Finsterniß ist mit dem Lichte reinchristlicher Religion, Sklaverei mit der Natur des Menschen, im ewigen Widerspruche. Du bist Mensch, bist Christ – gewiß warst Du vom freudigen Gefühle durchdrungen, als Du durch die unserm Zeitalter vorbehaltenen heroischen Entschlüsse und Unternehmungen Griechenlands Dich überrascht sahst.

Der Minister.

Meine Stellung, als englischer Minister – –

Das Federmesser.

Halt – den zu vergessen, versprachst Du – –

Der Minister.

Fahre fort!

Das Federmesser.

Es sei mir gegönnt, den Kampf der Griechen gegen die Türken, von verschiedenen Seiten zu betrachten.

Seit jener Epoche,¹² in welcher mit dem muhamedanischen Fatalism das eiserne Joch Despotisms in Europens schönste Gefilde eindrang, wurden durch Verbreitung des Pestübels¹³ Millionen Christen geopfert.* Dieses fürchterlichste aller Übel wird in Europa nicht erzeugt, sondern durch Ansteckung dahin gebracht. Nicht genug, daß die Türken jedes Mittel, dem Übel Einhalt zu thun, unterlassen, ist ihr boshafte Streben stets darauf gerichtet, es auf jede mögliche Weise zu verbreiten. Die schrecklichsten Beispiele werden aus den verlässigsten Quellen, von bewährten Berichtserstattern erzählt (besonders von dem vorigen Wessir),** welche beurkunden, daß die Türken die Pest unter die Christen zu bringen, zu verbreiten, stets bemüht sind, theils aus Verachtung und Bosheit wider sie, theils um ganze Familien dem Tode zu überliefern, und ihres Eigenthums sich zu bemächtigen. – In welche Schrecknisse sind nicht oft schon die angränzenden christlichen Lande, durch die Pest versetzt worden? – Welch kostspielige Anstalten müssen von Zeit zu Zeit getroffen werden, um der Ansteckung und Verbreitung vorzubeugen?

Der Minister.

Durch gut eingerichtete Contumazanstanalten¹⁴ wird leicht Damm gesetzt.

Das Federmesser.

Ungeheurer Kostenaufwand, und dennoch daurende Gefahr ist mit diesen Anstalten verbunden. Das jüngst verfllossene Jahrhundert beweiset nebst dem die Unzulänglichkeit derselben. Im J. 1705 ward die Pest nach Ungarn, im J. 1707 nach Polen, 1708 nach Schlesien und

* M. s. *Krugs* Griechenlands Wiedergeburt. S. 12. *Jörg*: die Wichtigkeit des jetzigen griechisch-türkischen Kampfes etc. im Vorwort.

** *Krug*. Gr. Wied. S. 14.

Thoren, 1709 nach Danzig und Königsberg, in den nächstfolgenden Jahren nach Schweden, Dännemark, Hollstein und Hamburg gebracht. Im Jahr 1719 selbst in London. Im Jahr 1720 kam sie durch ein levantisches Schiff nach Marseille, in die ganze Provence, und stellte daselbst, auch zu Toulon u. s. w. große Verheerungen an. Ferner: im Jahr 1738 ward sie nach Ungarn, Krain, Österreich, Mähren, Polen verpflanzt; im Jahr 1755 und 1757 in Siebenbürgen; im Jahr 1770 in Polen und Kleinrußland; 1771 in Moskau; 1795 in Sirmien an der Donau oberhalb Belgrad. Auch im gegenwärtigen Jahrhunderte, 1815 und 1816 liegen Beispiele vor, wo alle Anstalten an den Gränzen die Ansteckung im Königreiche Neapel, in Bosnien und Slavonien zu hindern nicht im Stande waren.*

Der Minister.

Man hat von Seite der europäischen Regierungen oft schon daran gedacht, der Verbreitung dieses Übels durch die Türken selbst Damm setzen zu lassen – durch bessere innere Einrichtungen, welche von der türkischen Regierung selbst zu veranstalten wären. Die Gesandten Englands und anderer Mächte strebten von Zeit zu Zeit, die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Pforte anzuregen und – –

Das Federmesser.

Verzeihe, wenn ich unterbreche – und – es blieb ohne Erfolg. – Eine despotische Regierung, verbunden mit Fatalism, wie die muhamedanische, verachtet alle Anträge, alle Vorschläge, welche von Christen kommen. Diese (Christenhunde, wie sie der Türke stempelt)

* Dr. Ferro: nähere Untersuchung der Pestansteckung. Wien, 1787.
von Schraud, Geschichte der Pest in Sirmien, in den Jahren 1795 und 1796.

mögen durch Ansteckung zu Grunde gehen; dieß will der Muselmann;¹⁵ und er selbst glaubt sich vom eisernen Schicksale abhängig, was sich, einmal bestimmt, doch nicht ändern läßt. Deswegen mache ich mir des wackern Professors zu Leipzig* Meinung eigen:

„Wollen die Türken dem gerechten und billigen Ansinnen nicht entsprechen, ihre pestilenziale Barbarei mit gewappneter Faust behaupten, so sind sie mit vollem Rechte dahin zu jagen, woher sie gekommen u. s. w.“

Der Minister.

Dieß wäre also eine Betrachtung von Seite der europäischen Gesundheitspolizei; ich finde sie, dieß gestehe ich, nicht ungegründet. Was hast Du noch ferner zu bemerken?

Das Federmesser.

Noch Vieles.

Mit vollem Rechte nennet Professor *Krug*¹⁶ das Verfahren der Türken nicht allein *pestilenzialische, sondern auch brutale Barbarei*.

Die Geschichte der Turkomanen, wie sie, im Raube und beständigem Kriege erwachsen, im 13ten Jahrhunderte sich zu einer furchtbaren Masse gestalteten, wie sie in und von Kleinasien aus die angrenzenden Lande bedrohten, räuberisch anfielen, zerstörten, wie sie in Europa einfielen – diese Ereignisse alle, so wie die Geschichte der Eroberung Constantinopels durch Muhamed II.¹⁷ Dir vorzutragen, halte ich für überflüssig, sie ist Dir ohnehin genau bekannt. – Sie giebt Beurkundung:

„Daß die im Jahr 1453 durch Muhamed den IIten geschehene Eroberung Constantinopels nichts anderes gewesen sei, als ein Raub der schändlichsten Art, ein jedes Völkerrecht verletzender

* *Krug*. Griechenlands Wiedergeburt. S. 12.

Einfall ohne rechtlichen Titel, sogar ohne vorausgegangene Kriegserklärung – daß der Eroberer kein rechtlicher Fürst und Krieger, sondern ein listiger Räuberhauptmann, ein Wegelagerer gewesen – daß der Osmanen Beherrscher bis zum heutigen Tage in Europas Festland, auf dem Throne des oströmischen Kaiserthums, auf Europas Inseln, nur als Räuberabkömmlinge, von jeder Legitimität verlassen, zu erachten und zu behandeln seien.“*

Die Eroberung geschah von Barbaren auf barbarische Weise, und die durchaus illegitimen Herrscher setzten ihre Barbarei bis zum heutigen Tage fort.

Der Minister.

Der Geschichte zu widersprechen, bin ich nicht im Stande, auch nicht Willens.

Das Federmesser.

Ich bitte, mich weiter zu hören. Vier Jahrhunderte sind seit jenem räuberischen Einfall verfllossen; noch sind sie die asiatischen Barbaren, wie im ersten Momente des Einfalls. In Griechenland, in der Wiege menschlicher Bildung, wüthete der Ismaelismus¹⁸ auf die grausamste Art. Die rohen Barbaren wütheten, und wüthen in den Eingeweiden der Völker, welche gebildete Europäer, Christen sind, und von deren Voreltern die europäische Civilisation ausgieng. Diese werden von jenen seit vierhundert Jahren mißhandelt, als Sklaven und Hunde behandelt. Ungestraft, ohne Rache blieben alle Frevelthaten, alle Grausamkeiten, die die Türken übten, auf Straflosigkeit sich brüstend, beweisen sie nicht allein den Unterjochten, sondern allen Christenvölkern und ihren Fürsten, bei jeder

* M. s. die Zeitschrift: Anastasia, oder Griechenland in der Knechtschaft etc. 2tes Heft, S. 114–133.

Gelegenheit, die tiefste Verachtung, welche von diesen ertragen wird

--

Der Minister.

Wie vermagst Du diese Behauptung zu gründen?

Das Federmesser.

Durch das, was täglich in Constantinopel vorgehet, und was Dir bekannt seyn muß. Wozu lassen Viele durch Interesse (im Kleinen, wie im Großen) sich nicht verleiten? – Wozu verstehen sich nicht oft die Mächtigsten, nur um irgend ein politisches Ziel zu erreichen?

„Diesem rohen eigensüchtigen Volke, sagt Gerber,* war die kühne Frechheit gestattet, die Christen auf ihrem Gebiete ungeahndet mißhandeln zu können; die Etiquette der europäischen Höfe fügte sich den barbarischen Formen einer barbarischen Regierung, einer Regierung, welche die Ausübung des Völkerrechtes nur als einen Ausfluß der Gnade betrachtet; man brachte alle Feinheiten der gebildeten Welt zum Opfer, um den stolz nickenden Gruß eines Sultans zu gewinnen --“

Ziehe ich Deinen festen Charakter, den Nationalstolz der Engländer, ziehe ich die Hoheit und Würde so vieler christlichen Regierungen in Betrachtung, so ist mirs unerklärbar, wie man so eine Anmaßung, solche Frevel so lange fortbestehen lassen konnte, und wie man jetzt noch einen Augenblick zu zaudern vermag, die neuesten Ereignisse im Griechenlande wider die Türken mit aller Kraft zu unterstützen, der pestilenzialischen und brutalen Barbarei der Osmanen ein Ende zu machen!

* M. s. die Abhandlung: Griechenland und dessen zeitiger Kampf etc. S. 24.

Berücksichtige doch ja bei dem nächsten Congressse, *daß unsre heiligen Satzungen, die Bibel dem Koran, daß die Jesusreligion dem Muhamedism, die Menschheit der grausamsten Barbarei nicht länger geopfert werden darf.*

Berücksichte doch ja, was unlängst in der baierischen Kammer der Abgeordneten* gesagt, mit Beifall aller Rechtlichen aufgenommen worden.

„Im Osten erblicken wir Christenthum und Tugend mit Unglauben und Laster, Menschheit mit thierischer Roheit, Menschenrechte mit Despotism und Barbarei im blutigsten Kampfe. Die da Gedrückten, lange, durch Jahrhunderte Gefesselten, verlohren ihre Kräfte nicht; durch des Joches Druck, durch des Druckes Überspannung erstarkt, ermuthigt, warfen sie das gehäßige Sklavenjoch ab, mit dem abgeschüttelten Joche erschlagen sie nun ihre Tyrannen und werfen ihnen die zertrümmerten Ketten ins blutige Angesicht – und was wollen sie erringen, diese muthigen Kämpfer, diese bewunderungswürdigen Helden neuester Zeit, diese würdigen Abkömmlinge der altenberühmten Heroen? – Was sie erringen wollen? Menschenrechte, Sicherheit der Person, des Eigenthums, der Ehre ihrer Frauen und Töchter, Gesetz, gesetzliche Freiheit!“

Bester, edler Londondery! benutze doch ja Deinen mächtigen Einfluß, damit auf dem nächsten Congressse diesen, *in allen christlichen Völkern herrschenden Ansichten, und geweckten Gefühlen entsprochen werde.*

Der Minister.

Du triffst mein Innerstes, Du nimmst mich von einer Seite, die ich zu vertheidigen nicht vermag; erwäge aber meine Stellung, erwäge den höhern Standpunkt, von welcher die Sache zu betrachten, die höhern, politischen Maximen, nach welchen sie zu behandeln ist, und dann

--

* Rede des Abg. von *Hornthal* vom 18. Febr. 1822. – Verhand. d. K. d. Abg. Band 2. S. 58.

Das Federmesser.

Und dann – bist Du wieder der Minister, ich Dein Federschneider. – Als Vertrauter, als Freund des edeln Markis, des Engländers, frage ich den Menschen und Christen:

giebt es einen höhern Standpunkt, als den des Menschen, des Christen? – Sind die ächt politischen Maximen mit jenen christlicher Staaten im Widerspruche? – Dürfen sie es seyn?

Der Minister.

Du hättest, während Deiner so vieljährigen Dienstzeit, den Ideen- und Geschäftsgang im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten besser kennen und beurtheilen lernen sollen. Muß nicht jeder, noch so christliche Minister, sich es zur heiligsten Pflicht zählen, Alles für Erhaltung der bestehenden Regierungen, der gesetzlichen Ordnung, der Legitimität, in Anwendung zu bringen?

Das Federmesser.

Allerdings.

Der Minister.

Gut. Jeder noch so christliche Minister hat die Pflicht, Empörung wider das Legitime zu hindern, wo sie sich erhebt, zu unterdrücken – dieß berührte ich schon einmal –

Das Federmesser.

Vollkommen einverstanden.

Der Minister.

Nun aber sind die Griechen in Empörung wider die bestehende türkische Regierung, diese legitime –

Das Federmesser.

Halt, Freund Londondery! Du verirrst Dich – Die türkische Regierung bestehet in Europa, in Griechenland *faktisch aber nicht legitim*; dieß, glaube ich, schon genügend dargethan zu haben; es entwickelt sich aber noch mehr aus folgenden Betrachtungen.

Jenseits der Pyrenäen überschwemmten, unterjochten *muhamedanische Mauren die Spanier*. Zahlreiche, wilde Horden überfielen die unglücklichen Einwohner der Halbinsel; wie die Griechen, wurden auch sie *faktisch* erobert, unterdrückt. Wie die Griechen in neuester Zeit, so ermuthigten sich auch die Spanier früher; es gelang den unermüdeten Anstrengungen der Unterdrückten, ihre Tyrannen zu züchtigen, unter König *Philipp dem Dritten* aus dem Lande ganz zu vertreiben, die Fesseln zu zertrümmern, das geliebte Vaterland von den Räubern, von den Ungeheuern zu reinigen.

Konnte man dieß den Spaniern verargen? Wem fiel es ein, sie für Empörer zu achten – fiel es einer christlichen Regierung ein, die spanischen Christen, den christlichen König *Philipp* zu tadeln, oder gar anzufeinden, direkt oder indirekt das Befreiungswerk zu hindern?

Der Minister.

Nein; dieß kam Niemanden in den Sinn; vielmehr ist das Andenken des heldenmüthigen spanischen Volkes, der Namen *Philipps des Dritten* bei Allen sehr geachtet.

Das Federmesser.

Und das heldenmüthige griechische Volk? – verdient dieses weniger Achtung, Bewunderung? – Noch mehr. Auch die *Russen* befanden sich einst in ähnlich gedrängter Lage; auch sie trugen einst das eiserne Joch fremder Barbaren; auch sie waren von Räuberhorden, geraume Zeit hindurch, (zwei hundert Jahre beiläufig) in schmähhliche Fesseln geschlagen, sie ermannten sich unter dem Czar, *Iwan Basilowitz dem Ersten*,¹⁹ warfen das fremde Joch ab, verjagten die Tartaren und Mongolen, und befreiten das Vaterland. – Waren diese Russen Empörer? war genannter Czar unbefugt, wider die faktische Herrschaft der Unterdrücker die Waffen zu ergreifen?

Der Minister.

Ich kann diese Befugnis in Abrede nicht stellen. Vielmehr bewundere ich die Größe, den Muth des Czars, die erhabenen Tugenden, die Kraft dessen Gemahlin *Sophia*,²⁰ welche ihn bekanntlich dazu anfeuerte* und nicht eher abließ, bis alle Mittel und Wege zur Befreiung Rußlands in Anwendung und die Befreiung selbst zum Vollzuge gebracht war.

Das Federmesser.

Ich bin, ob Deines Zugeständnisses, hoch erfreut.

Ferner bitte ich, ein Beispiel aus der *neuesten* Geschichte in Betrachtung zu ziehen. *Napoleon Buonaparte* war faktisch Beherrscher, Kaiser der Franzosen; ja er war als solcher von ganz Europa (England ausgenommen) durch feierliche Verträge anerkannt. Von unersättlichem Ehrgeiz ergriffen, wollte er Zwingherrschaft einführen, sie weit über Frankreichs Grenzen ausdehnen. Die Völker vereinten sich mit ihren Fürsten; Deutschlands Söhne eilten zu den Fahnen; die Väter

* M. s. *Heynigs* Europas Pflicht, die Türken nach Asien zu treiben etc. S. 12. 13.

brachten, nebst dem, reiche Opfer aller Art, um die Sache der Freiheit wider die Tyrannei zu unterstützen. Wer hat die Aufrufe jener unlängst verflossenen Zeit nicht noch im frischen Andenken? – Der Erfolg entsprach, Befreiung ward erzielt, und Alles stimmte dafür in Lob und Dank für den Allmächtigen – läßt sich wohl die Tyrannei, die Napoleon gegen die Nachbarstaaten übte, mit jener nur in der Ferne vergleichen, unter welcher die unglücklichen Griechen über 400 Jahre seufzen? Und doch giebt es Manche, Viele, die das Erwachen der Griechen, das Streben die Sklavenketten zu brechen, und sie ihren Tyrannen ins blutige Angesicht zu werfen, für unrecht, für Aufstand und Empörung erklären und stempeln zu wollen?

Der Minister.

Napoleons Herrschaft war neu, zur Legitimität noch nicht erhoben.

Das Federmesser.

Wie? Sollen Menschenrechte durch vieljährige Tyrannei, durch lange geübte barbarische Grausamkeit erlöschen – Können räuberische Horden zur Festhaltung ihres Raubes auf Verjährung sich stützen – Kann es der glattesten Politik in den Sinn kommen, die Schandthaten der Türken gegen die Griechen durch die sophistischen Theorien, aus Verjährung, Legitimität u. s. w. in rechtlichen Schutz und den Griechen es übel zu nehmen, wenn sie, mit den Waffen in der Hand, ihren Jammer ein Ende machen, nur zwischen Sieg und Tod wählend?

Der Minister.

Du setzest mich warlich in Verlegenheit; der Richtigkeit der Beispielseitweise von Dir angeführten Thatsachen, der Stärke Deiner Gründe kann der Diplomat nicht widersprechen – – beim bevorstehenden

Congresse möchte es sehr ersprießlich seyn, sie in Anregung zu bringen, oder vielmehr den Anwesenden ins Gedächtniß zurückzurufen. – Welcher Diplomat sollte die von Dir angeführten geschichtlichen Date nicht kennen?

Das Federmesser.

Daran würde gut geschehen. – So manche, an den armen Griechen begangene Sünde könnte dadurch versöhnt werden.

Ich erlaube mir, einen und den andern Grund noch beizufügen. Zwischen wem wird der heiße Kampf geführt? –

Auf der einen Seite erblicken wir eine barbarische Regierung, Roheit, Wildheit, Unmenschlichkeit. Das Volk hochmüthig, grausam; an dessen Spitze ein Tyrann, wollüstig, nur nach Laune, Leidenschaft, Willkühr herrschend; Verachtung gegen jeden Nichttürken, besonders gegen alle Christen (*alle werden von den Türken mit dem Ehrennamen: „Hunde“ belegt, selbst die sogenannten „guten Freunde“ – die Agenten der sie unterstützenden christlichen Mächte*) bei jeder Gelegenheit beweisend* – – diesen Unmenschen gegenüber steht ein Volk, dessen Voreltern die höchste Stufe der Bildung erreicht hatten, von dem Bildung für andere Völker ausgieng; ein Volk, welches die schönsten, gesegnetesten Gefilde Europens besaß, beherrschte; ein Volk, welches in wohl geordneter Verfassung, in gesetzlicher Freiheit, im Wohlstande und Glücke lebte; ein Volk, das nun gesetzlos behandelt, über dessen Haupt das gezückte Schwerdt von der Hand der gottlosesten Willkühr stets gehalten wird – ein Volk, dem für Person, Ehre, Eigenthum keine Sicherheit gegeben, das in beständiger Gefahr

* „Die Türkei“, sagt *de Pradt*, „ist der Leichnam und das Grab der Bevölkerung, der Künste und Wissenschaften; ein Abgrund, der alles verschlingt, ein Prinzip des Todes, um so wirksamer, als es in den Elementen der muhamedanischen Genossenschaft enthalten ist; ein versiegender Quell moralischer und physischer Pest.“
Abhandlung: Griechenland in seinen Verhältnissen zu Europa. S. 122.

schwebt, sich, die Ehre seiner Frauen und Töchter, alles, was einem Menschen und Christen heilig ist, der Schande und Zernichtung preis gegeben zu werden. Für welchen der kämpfenden Theile, frage ich Dich nun, können selbst die christlichen Diplomaten sich entscheiden?

Der Minister.

Du weißt doch, daß auch ich einer dieser einflußreichen Herren sei?

Das Federmesser.

Daß ich dieses nicht wüßte! – darum höre noch weiter.

Aus dem, was ich bisher bemerkte, hege ich die Überzeugung, daß die Menschheit, das Christenthum es allen Christen zur Pflicht mache, für die gerechte Sache der Griechen in jedem Anbetracht zu wirken. Auch die Pflicht der Dankbarkeit heischt dieses. Europa lag, während des Mittelalters, in den Ketten der finstersten Barbarei; beinahe schien jede Erlösung für immer entfernt. Da lebte in den Griechen allein noch die Liebe zu den Wissenschaften. War sie nicht so feurig, wie jene in dem Busen ihrer großen Väter, so bewahrten sie doch die klassischen Werke ihres Volkes, der Literatur blieb bei ihnen noch eine Freistätte; von da aus sprühten allmählig die Funken des Wissens und der Aufklärung, verbreiteten sich dahin und dorthin, Licht trat wieder an die Stelle der Finsterniß und die Ketten der Barbarei wurden gesprengt. Die Erhaltung des geistigen Lebens in Europa ist den Griechen zu danken; und die europäischen Christen könnten so undankbar seyn, das Befreiungswerk der Griechen nicht zu fördern oder gar zu hindern?

Der Minister.

Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend; der Privatmann findet in Verehrung derselben reichen Lohn – Eine dankbare Politik – –

Das Federmesser.

Rede nicht aus, Du verwickelst Dich noch tiefer, als Du selbst vielleicht wünschen möchtest! –

Nebst der Dankbarkeit dürfte sogar Pflicht der Selbsterhaltung die christlichen Regierungen Europas auf dem nächsten Congressse bestimmen, für die Befreiung Griechenlands vom unerträglichen türkischen Joche kräftigst und rasch zu wirken.

Ich sehe in dieser Befreiung den schützenden Damm wider künftige mögliche Überschwemmung des christlichen Europas durch die wilden Rotten des ewigen Christenfeindes und Verächters.

Der Minister.

Diese Furcht ist, der Ohnmacht des Türkenstaates wegen, längst verschwunden.

Das Federmesser.

Kann Deine Ansicht nicht theilen. Wie lange ist es denn her, daß Österreichs Hauptstadt vor den Türken zitterte, der Halbmond auf die Zinnen des stolzen *Wien's* drohend und Rache schnaubend hinblickte? – Wie lange ist es, daß die Türken die Gefilde *Ungarns* höhrend, siegend und Grausamkeiten aller Art übend, durchzogen? Wie lange ist es, daß der *Montenegriner* kleiner Haufe wider der Türken Einbruch zu kämpfen hatte? – Wer sichert die Christenheit wider jede künftige Eroberungs- und Mordlust der Türken, so lange sie im Besitze des so bedeutenden Theils Europas sich befinden, so lange

deren Stolz nicht gedemüthigt, deren barbarische Mord- und Plünderungslust nicht gezüchtigt, sie aus Europa nicht vertilgt sind? Griechenlands Freiheit und Wiederauferstehung allein ist es, die zum großen Ziele der Sicherstellung gegen die türkische Wuth, den Despotismus und die Barbarei führen kann und wird. Die Besiegung der Griechen würde deren Zernichtung, diese die weitere Verbreitung des Türkenthums in Europa nach sich ziehen; und wer vermag die erschrecklichsten Folgen dann zu berechnen? Eben fällt mir Abschrift eines Schreibens des so hoch stehenden Kaisers *Joseph II.* an den französischen Minister, Grafen *Montmorin*, vom 6. Jul. 1788 in die Hand, welches in unserm Gespräche wohl einen Platz verdient:

„Diese Barbaren des Orients, (so schreibt der Kaiser von den Türken,) haben mehr als 200 Jahre alle mögliche Treulosigkeit gegen meine Vorfahren begangen, Traktate verletzt, so oft es ihrer *Raubgier* gefiel, *Verheerungen* anzustellen, und alle Aufrührer unterstützt, die sich dem rechtmäßigen Könige entgegen stellten. Meineidigerweise verletzten sie alle Friedensbündnisse, und mißhandelten die Einwohner von Ungarn *auf die grausamste Art*. Damals, wenn Österreich mit andern Feinden im Krieg verwickelt war, überfielen sie die Gränzen des Reichs mit gewaffneter Hand, *und verfahren wie Canibalen*. Die Zeit ist gekommen, wo ich als Rächer der Menschheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangsale zu entschädigen, die es einst von ihnen dulden mußte, und wo ich hoffe, es dahin zu bringen, daß ich die Welt von einem *Geschlechte von Barbaren* reinige, die ihr so lange zur Geißel geworden.“

Was sagst Du, Freund Londondery, zu diesem Schreiben – ist daselbe nicht Bestätigung dessen, was ich eben sagte?

Der Minister.

Ja; aber die Politik ist wandelbar. Die Kabinette haben nicht zu jeder Zeit eine und dieselbe Ansicht.

Das Federmesser.

Aber mein Gott! die wahren Verhältnisse der Christen gegen die Türken haben sich nicht geändert; im Gegentheil scheint mir die Sache der Menschheit, und die der gesetzlichen Freiheit, gewonnen, bedeutende Fortschritte gemacht zu haben.

Nimmt man alle jene Proklamationen zur Hand, welche die europäischen christlichen Beherrscher im Befreiungskriege an ihre Völker erließen, so erblickt man überall die schönsten, herrlichsten Erklärungen und Verheißungen. Die Fürsten alle sahen und sehen ein, daß eine, den Ansprüchen der Zeit, der Civilisation, und anderen Verhältnissen angemessene, bessere Gestalt der Dinge von den Völkern mit Recht gewünscht werden, und daß diesen gerechten Wünschen zu entsprechen sei. – Ich will sie nicht anführen, diese von *Österreich, Rußland, Preussen* u. s. w. erlassenen Proklamationen, auch nicht die Erklärungen *Englands* selbst, denn Du kennst sie, hast sie gewiß noch im frischen Andenken. Überall ist Gerechtigkeit, Verfassung, gesetzliche Freiheit den Völkern zugesichert; es ist erfreulich, da und dort wirkliche Erfüllung schon zu erblicken, und wo sie noch fehlt, wird der Vollzug thätig vorbereitet. Unsere christlichen Fürsten können nur das Wohl ihrer treuen Völker wollen; unsere Fürsten haben diesen ihren Willen, dieses ihr Streben in den Jahren 1814 und 1815 bestimmt ausgesprochen. – –

Der Minister.

Ich kann hierin keine Beziehung auf das entdecken, was zwischen den Türken und Griechen jetzt obwaltet.

Das Federmesser.

Sie entdeckt sich leicht. Unsere Fürsten Alle sind mit dem wahren christlichen Regierungsgrundsatz vertraut:

„Daß ihre erste und heiligste Bestimmung die sei, die Völker, denen sie vorstehen, zur Vervollkommnung, zum Glücke zu führen – daß sie der Völker wegen da seien – daß sie, die Fürsten selbst, dem Gesetze sich unterwerfen müssen.“*

Diesen Prinzipien gemäß werden von unseren erhabenen Fürsten die zu leitenden, zu beherrschenden Völker behandelt. – Können und sollen die Griechen, unsere christlichen Mitbrüder, allein der Willkühr, der Tyrannei roher Barbaren überliefert, allen Qualen, selbst der Ausrottung, ausgesetzt bleiben? – Soll ihnen zum Verbrechen gezählt werden, wenn sie sich zum Stande der Menschheit wieder heben, ihre angeborenen, unveräußerlichen Menschenrechte geltend machen? – Wäre es möglich, daß die *christlichen Fürsten*, beseelt von den eben bemerkten Grundsätzen, nur die Griechen davon ausgenommen und verdammt wissen wollen, im tiefsten Elende fortan zu seufzen, eigene Rettung nie zu erringen, der ewigen Sklaverei, der Zernichtung sich hin zu geben? – Nein – dieß kann, darf von den edeln Gesinnungen der christlichen europäischen Fürsten nicht gedacht werden. Seit Jahrhunderten befinden sich die Abkömmlinge des großen, mit Ruhm bedeckten Griechenvolks durch wilde Barbarei roher Tyrannen in Sklaverei, in Finsterniß, in Verachtung gestürzt; muthvoll erheben sie sich, sammeln ihre Kräfte, setzen ihre ruchlosen Zwingherrn in Schrecken und Europa in Erstaunen, wer vermag zu glauben, daß christliche Mächte sie daran hindern wollen? – Unterstützung, Beförderung muß eine solche That erhalten, nicht Störung. –

„Die That ist *edel*, weil sie die Befreiung einer Nation aus den schimpflichsten Fesseln zur Absicht hat – sie ist *groß*, weil sie

* Der große Kurfürst *Maximilian I. von Baiern* in seiner Anleitung zur Regierungskunst, entwickelte dieselben Grundsätze, und prägte sie seinem Sohne, als *monita paterna* [väterliche Ermahnungen, Anm. der Hg.], tief ein. „*Das Volk ist nicht des Fürsten wegen, sondern Letzterer für das erste da.*“ – M. s. Christ. Freihr. von Aretin. Vorarbeit zur Verfassungsurkunde (1822) in der Vorrede. S. IV. Auch sagte *Friedrich der Ilte* in seinem Versuche über die Fürsten Pflichten: „*Die Fürsten sind nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um thun zu können, was sie wollen.*“ Von Aretin, im angef. Buche. S. 56.

nicht die Zahl der Feinde, sondern die Erhabenheit der Aufgabe in Anschlag brachte – sie ist *gerecht*, weil alle göttlichen und menschlichen Rechte zur Abwehrung des Unrechts berechtigen.“*

Der Minister.

Du rückst mir immer näher; was Du mit vieler Gewandheit, zum Schutze der Griechen vorbringst, macht tiefen Eindruck; ich gestehe Dir offen, als Mensch, Christ, Engländer besinne ich mich keinen Augenblick, Deiner Meinung zu huldigen, aber –

Das Federmesser.

Aber als Diplomat, als Minister, mußten Andere, mußtest Du anders handeln, willst Du beifügen. – Desto schlimmer! – Ist Dir etwa gar der *heilige Bund* unbekannt? – *Dir, dem Minister Englands?* – Haben nicht die *mächtigsten Fürsten der Christenheit, der ganzen Welt bestimmt erklärt, daß in allen ihren Handlungen die ächten Grundsätze der reinen Christusreligion die einzige Richtschnur in aller Zukunft seyn sollen?* – Gaben sie nicht, im Angesichte der Welt, die öffentliche feierlichste Erklärung: *daß sie, in Verwaltung eigener Staaten sowohl, als in ihren politischen Verhältnissen mit jeder andern Regierung, nur allein die Vorschriften der Christenreligion und der Gerechtigkeit in Anwendung gebracht werden dürfen?*** – Sie, die christlichen Monarchen, empfahlen mit der zärtlichsten Sorgfalt Ihren Völkern, sich in den *Christuslehren* stets zu vervollkommen.*** Bei so deutlich der ganzen

* M. s. *de Pradt*, Erzbischof's von Mecheln, Abhandlung: *Griechenland in seinen Verhältnissen zu Europa*, in der Vorrede des Übersetzers.

** M. s. die Urkunde der heiligen Allianz, in der Einleitung:
„*Leurs Majestés, l'Empereur d'Autriche, le Roi de Prusse, et l'Empereur de Russie, déclarent solennellement. ... Leurs détermination inébranlable, du ne prendre pour règle de leur conduite ... que les principes de la Religion sainte, les precepter de justice – –*“

*** M. s. *Article II. de la sainte Alliance à la fin.*

Welt verkündeten Gesinnungen der mächtigsten Fürsten Europas, können und dürfen *deren Minister* andere Richtschnur aufstellen?

Der Minister.

England unterzeichnete die Urkunde nicht -

Das Federmesser.

Dem sei wie ihm wolle; darf der englische Minister sich zu andern Prinzipien bekennen, als zu jenen der Christusreligion? - Kann mit diesen eine auf Unterdrückung der Griechen zielende Politik sich je in Einklang setzen?

Betrachten wir die Sache der Griechen noch von einer andern Seite. Wärest Du je fähig (was ich nicht glaube), die Religion, zu der Du Dich bekenntest, in den politischen Ergebnissen bei Seite zu setzen, irgend ein Interesse ins Auge zu fassen, von diesem Dich bestimmen zu lassen, so wirst Du doch gewiß den Menschen nicht ausser Acht setzen; so wenig als es in Ansehung der Neger²¹ geschah. Der Sklavenhandel an Afrikas Küsten ward abgeschafft. Der Segen des Menschengeschlechts folgt den menschlichen Regierungen Europas, die diesen Menschenhandel durch gemessene Befehle unterdrückt, und sein Fluch ruht auf den wenigen Elenden, die diese Befehle noch jetzt übertreten. Ist aber die Knechtschaft, in welcher die Türken *christliche Europäer, die Griechen, unsere nächsten Stammgenossen*, seit Jahrhunderten, und noch immer, halten, niederbeugen, nicht ungleich drückender, zerstörender, als jene Negersklaverei?* - Sind nur die Griechen entfremdet, weil vor einigen Jahrhunderten ein wilder Schwarm roher Barbaren sie aus dem politischen Bande des christlichen Europas durch Gewalt riß? - Verdienen die Griechen den

* M. s. Anastasia Heft 1. S. 29. u. f.

Namen: *Empörer, Rebellen; oder die Unterstützung ihrer Brüder und Mitchristen?*

Der Minister.

Ich gestehe, Du setzest dem Minister, besonders dem englischen, heftig zu; England hat, was nicht zu verkennen, das größte Verdienst um Abschaffung des Negersklavenhandels - und - -

Das Federmesser.

Und doch ist England vorzüglich Ursache, daß in der neuesten Zeit zur Abschaffung der Sklaverei der Griechen von den europäischen Christenmächten bisher nicht gewirkt wurde; vielmehr beurkundet, leider! das, was sich in der neuesten Zeit auf der Insel *Scio*²² zutrug, was auf den *ionischen Inseln* verfügt und geübt ward, daß man die, zu Wiedererringung gesetzlicher Freiheit erwachten Griechen von ihrem heiligen Ziele entfernen, in die alte Sklaverei zurückstoßen - der physischen und moralischen Zernichtung für ewig überlassen wolle!

Der Minister.

Du greifst in das Innerste meiner Gefühle - Du bestürmst mein ohnehin verwundetes Herz. - Meinst Du, ich sei kalt geblieben, als die Folgen jener Verfügungen mir zur Kenntniß kamen - als die Wuth der Türken Blutrache auf der unglücklichen Insel *Scio* übten - Greise, Weiber und Kinder zu Tausenden mordeten - als sie Tausende der der Henkerhand entgangenen Bewohner, Weiber, Jungfrauen und Knaben nach der Hauptstadt schleppten, auf dem Sklavenmarkte zum Verkaufe ausstellten - meinst Du, daß bei diesen Nachrichten das Herz eines christlichen Ministers unverwundet zu bleiben ver-

mag? – Allerdings dürfte beim bevorstehenden Congress das Verfahren der Türken gegen die Scioten die verdiente Aufmerksamkeit erregen. –

Das Federmesser.

Die übereinstimmenden Berichte bekräftigen, daß die Barbaren in ihrem Fanatism so weit aller Menschlichkeit Hohn sprachen, daß sie auf dem Sklavenmarkte Griechen und Griechinnen um einige Piaster kauften, sie sogleich mordeten, um ihren Blutdurst zu stillen, und, wie sie wähnen, eine fromme, religiöse Handlung zu üben. – Dieß alles geschah an Wehrlosen, denen Amnestie zugesagt, Sicherheit und Schutz versprochen war. – Es geschah unter den Augen christlich europäischer Gesandten. – Kann ein Muselman den Christensklaven nicht verkaufen, so ermordet er ihn, um dessen los zu werden. Nach öffentlichen Blättern, übereinstimmend mit Privatnachrichten, verspotteten die Türken die mächtigen Frankenvölker, daß sie ihren Glaubensgenossen Hülfe nicht reichen. „Ihr Franken, sagen sie, beschwert euch jämmerlich, wenn man euch einen Heller zu viel Mauth abnimmt; allein man hängt euer Schiffsvolk, euere Priester, vielmehr Götzendiener; wir verkaufen sie, wie die Schweine – ja wohlfeiler, das Stück um ein Bund Zwiebel – und euere Gleichgültigkeit beweiset, daß Geld und Handel euer Gott sei. Keiner eurer Könige wagt einen Muselman so zu behandeln, wie wir die Christen; im Gegentheile sie helfen uns gegen die aufrührerischen Christenhunde. Die Engländer geben uns Schiffe, Munition, strafen die Ionier, wenn sie die Griechen unterstützen; welcher Türke würde sich zu solchen Handlungen verstehen?“ – – – So weit erstreckt sich die Kühnheit der Barbaren! – und doch war und ist es möglich, die Griechen von den ionischen Inseln aus, unter dem Vorwande eines zu beobachteten Neutralitätssystems, zu verfolgen, sie in ihrem Rettungs- und Befreiungswerke zu hindern – und doch verhaftete und verfolgte

man die Ionier, weil sie bei den Engländern im Verdacht standen, der Sache ihrer Brüder im übrigen Griechenlande zugethan zu seyn!*

Der Minister.

Du erschütterst mein Innerstes, Du steigerst meinen Schmerz, Du bringst meinen Verstand in Verwirrung – –

Das Federmesser.

Höre, was aus *Semlin* unterm 22. Mai d. J. berichtet ward:

„Die Griechen sind nicht geschlagen worden, sondern gegen Wehrlose hat der Statthalter von Salonichi seine Mordlust ausgelassen. Er hatte die Einwohner von Niausta, zwischen Seres und Salonichi, aufgefordert, ihre Waffen abzugeben, und hierauf war er in diesen Distrikt eingerückt, hatte alles zusammenhauen lassen, die Ortschaften aber mit Feuer und Schwerdt verheert. Die Griechen in einigen Dörfern gaben, dem Verlangen ihrer Weiber und Töchter nach, tödteten sie mit eigener Hand, um sie nicht in die Hände der Barbaren fallen zu lassen. Die Zahl der hinweggeschleppten Weiber und Kinder rechnet man auf zehntausend, welche zu 10–15 Piaster für den Kopf verkauft wurden. Es scheint, der Divan habe geheime Befehle ertheilt, alle männliche Griechen, auch wenn sie wehrlos sind, auszurotten. Die Verwendung europäischer Consuln für die Unschuldigen war ohne Erfolg.“ –

Zahllose ähnliche, und noch grausammere Mordscenen erneuern sich täglich, wo es den Türken gelingt, die Griechen zu besiegen. – Über wen schreiet das Blut so vieler Wehr- und Schuldloser um Rache? –

Der Minister.

* Übereinstimmende Berichte beweisen diese Thatsachen. M. s. unter andern den Auszug eines solchen Berichtes aus *Zante* vom Monate April und Mai 1822 in der *Allgemeinenzeitung* Nr. 145. unter *Triest* vom 10. Mai d. J.

Halt ein! schone Deines Freundes, Deines unglücklichen Freundes!
Warum finden die Herrscher unter ihren Ministern, warum nicht diese in ihren Umgebungen, edle, unerschrockene Freunde, denen die Wahrheit heilig, sie auszusprechen Pflicht ist? – Du kennst und beurtheilst mich richtig; die Natur gab mir ein weiches, gefühlvolles, wohlwollendes Herz; die Politik, auf dem so genannten höhern Standpunkte der Diplomatie, entrückte mich mir selbst. Wer mich genau beobachtete, sah in mir einen andern Mann, wenn ich in meinem Hause, unter den Meinigen wandelte, und einen ganz andern, wenn ich in meiner Schreibstube, oder im Ministerrath saß, oder im Kabinette Vortrag erstattete. –

Das Federmesser.

Leider! ist es so. Aber willst Du dieß so fortsetzen? – Willst Du über die Unterjochten, nun Erwachten, willst Du über die muthigen Kämpfer für Christusreligion, für Menschenrechte, für gesetzliche Freiheit, noch immer fort Verheerung verbreiten helfen? – Willst Du fortan noch im heiligen Kampfe zwischen Unglauben und Christusreligion, zwischen thierischer Roheit und Civilisation, zwischen dem Halbmond und dem heiligen Kreuze, wider Letzteres für Erstern Theil nehmen? – Willst Du etwa – – ?

Der Minister.

Genug, meine Partie ist ergriffen, mein Entschluß stehet fest; das Nächste soll es beurkunden – –

Das Federmesser.

Heil mir, daß ich sprach – Heil Dir, daß Du mich hörtest, Heil Allen, die das Wohl, das Glück der Völker beachten, befördern! –

Wer der Menschheit Würde fühlt, der ruft mit einem edeln, freisinnigen deutschen Denker* aus:

„Glück auf, ihr wackeren Hellenen! Glück auf! Gedenket der großen Tage von Marathon, Thermopylä und Platäa! So rufen euch nicht nur eure Altvordern im Elysium zu, auch das ganze christliche Europa wünscht euch Glück zu euerm Unternehmen, und freut sich der über euer Land aufgehenden Morgenröthe. Schon sehe ich im Geiste vor den Strahlen derselben den Halbmond zittern und erbleichen auf den Zinnen Constantinopels; schon sehe ich die entweihte Sophienkirche²³ ihre Thore öffnen, um euch als Sieger mit dem vorgetragenen Kreuze in ihre weiten Hallen aufzunehmen. Schon sehe ich Athens Propyläen im neuen Glanze sich erheben, sehe seinen dreifachen Hafen von Schiffen aus allen Welttheilen sich füllen, sehe die wißbegierige Jugend in den Schattengängen der Akademie und in den Hallen der Stoa sich drängen, um aus dem Munde beredeter Lehrer die Sprüche der Weisheit zu vernehmen, und höre neue Hymnen singen, nicht zum Lobe des Zeus und der Pallas, sondern zum Preise des ewigen Gottes der Christen, der das Licht schuf und die Menschen zur Freiheit berief, der da will, daß die Knechtschaft aufhöre auf Erden, und daß selbst die Todten auferstehen zu einem neuen bessern Leben.“!!

Der Minister.

Es sind ja diese herrlichen Worte mit jenen der heiligen Allianz-Urkunde²⁴ im Einklange! –

Dank, den heißesten Dank für Deine biedere Offenheit, für Mittheilung Deiner herrlichen Ansichten und Grundsätze; ich wollte, sie hätten mir früher eingeleuchtet; wie vieles hätte geschehen, wie viele Greuelszenen gehindert werden können – wie viel unschuldiges Blut wäre von den Barbaren weniger vergossen worden, wären wohl so viele Patriarchen, – wären wohl (wie die Berichte vorliegen) seit dem März 1821 mehr, als 250.000 Christen jeden Alters und Ge-

* *Krug*, Griechenlands Wiedergeburt. S. 24.

schlechtes erstochen, verbrannt, gehangen und gespießt worden? –
Ewigen Dank Dir, daß Du mich zur klaren, hellen Ansicht in der
großen Sache der Menschheit, aufregtest, emporhobst! – Komm,
Freund! in meine Arme, an meinen Busen – an meinen Hals!! – – – –

Anmerkungen

- 1 Vgl. Michael Finlay: *Western Writing Implements in the Age of the Quill Pen*. Wetheral: Plains Books 1990; Sabine Fischer (Hg.): *Der Gänsekiel oder Womit schreiben?* (Marbacher Magazin, Bd. 69). Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft 1994; Martina Wernli: *Federn lesen. Eine Literaturgeschichte des Gänsekiels von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein 2021.
- 2 Johann Georg Krünitz: *Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung*, Bd. 12. Berlin: Joachim Pauli 1777, 404.
- 3 Im Folgenden wird in Anlehnung an den Primärtext die Namensvariante mit nur einem „r“ verwendet.
- 4 *The Annual Biography and Obituary, for the Year 1823*, Bd. VII. London 1823, 59.
- 5 Vgl. *The Genuine and Most Surprising Adventures of a Very Unfortunate Goose-Quill* (1751), *The Adventures of a Goose-Quill* (1751). Beide Texte finden sich kommentiert und ediert im vierten Band von Mark Blackwell, Liz Bellamy, Christina Lupton, Heather Keenleyside (Hg.): *British It-Narratives, 1750–1830*, Bd. 4. London: Pickering & Chatto 2012; vgl. außerdem *Selbstbiographie einer Feder* in Band 1 der vorliegenden Reihe. Mirna Zeman (Hg.): *Dinggeschichten I. Zyklographische Erzählungen des 18. und 19. Jahrhunderts*. (Kabinettstücke. Sammlung Literarischer Skurrilitäten, Bd. 1). Hagen: Hagen University Press 2022, 39–46.
- 6 „Viscount Castlereagh“ ist der Höflichkeitstitel von Robert Stewart, 2. Marquess of Londonderry (1769–1822).
- 7 Mit der Magna Charta erhielten Adel und Kirche 1215 mehr Freiheiten von der englischen Krone.
- 8 William Pitt der Jüngere (1759–1806).
- 9 Unterstützungsgelder.
- 10 Vermutlich ist Caroline von Braunschweig-Wolfenbüttel (1768–1821) gemeint, weil sie durch ihre Ehe mit Georg IV. Königin von Großbritannien, Irland und Hannover geworden war und ein Jahr bevor dieser Text erschien, in London verstarb.
- 11 Ab dieser Passage verstärkt sich die diffamierende Rede des Federmessers drastisch. Im Gegensatz zum eher zurückhaltenden Minister spricht der Gegenstand hier auf unterschiedlichen Ebenen (nämlich der rechtlichen, religiösen, ethnischen und kulturellen) abwertend gegenüber nicht christlich-europäischen Menschen. Das Federmesser nimmt stereotypisierende Darstellungen auf und verstärkt die eurozentristische Abwertung der ‚anderen‘ innerhalb eines hegemonialen Diskurses.
- 12 Griechenland war seit 1453 unter osmanischer Herrschaft gewesen.
- 13 In Grimms *Wörterbuch* steht im Eintrag „Pest“: „zunächst die morgenländische beulenpest (bubonenpest) dann überhaupt ansteckende und verheerende seuche, die oft mit mehr oder minder lebendiger personification aufgefasst wird.“ Jacob und Wilhelm Grimm (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: Hirzel 1852–1971, Bd. 13 [1889], Sp. 1572. Das Federmesser beruft sich nicht auf diese etymologische Tradition, sondern bedient sich einer stereotypen Schuldzuweisung, die aufgrund der Setzung der „Christen“ als Opfer islamfeindlich argumentiert.
- 14 Quarantäneeinrichtungen.

- 15 Adelungs *Wörterbuch* weist den Ausdruck als ursprüngliche Selbstbezeichnung aus, die im Anschluss von den nicht-islamischen Europäern negativ konnotiert wurde, wofür die Rede des Federmessers ein Beispiel ist. „[...] Nahe, welchen sich die Anhänger Mahomed's oder die im gemeinen Leben so genannten Türken selbst beylegen, und im Arabischen eigentlich Moslemim, d. i. Bekenner des Islam, oder wahren Glaubens, bedeutet, welchen Nahmen Mahomed seiner Lehre schon im Jahre 612 gab, und woraus die Europäer ihr Muselmann verderbt haben.“ Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, Bd. 3. Ausg. letzter Hand. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1798, Sp. 326.
- 16 Wilhelm Traugott Krug (1770–1842) war ein deutscher Philosoph und Theologe; Dozent in Wittenberg; Professor in Frankfurt (Oder), Königsberg und Leipzig.
- 17 Gemeint ist Mehmed II. (1432–1481).
- 18 Ismael, der älteste Sohn Abrahams, nimmt im Islam die Rolle eines Propheten ein. Der Ausdruck wurde vermutlich vom Englischen *ismaelism* übernommen.
- 19 Auf Iwan I. (1288/1304–1341) wird hier vermutlich nicht referiert. Hingegen könnte Iwan III. (1440–1505) gemeint sein, da dieser für die Niederschlagung der mongolischen sogenannten ‚Goldenen Horde‘ und deren Herrschaft sowie für die darauffolgende Gründung des ‚Russischen Reiches‘ steht.
- 20 Sophia Palaiologa (um 1450–1503) aus Byzanz und Iwan III. heirateten 1472. Mit ihrem kulturellen Erbe sah sich das Fürstentum Moskau auch als ‚Drittes Rom‘.
- 21 Wie in der Einleitung dieses Bandes erläutert, werden hier auch problematische Quellenbegriffe wie dieser als historische Benennung belassen. Kritisch zu hinterfragen ist die Einschätzung des Federmessers, dass der „Segen des Menschengeschlechts“ den „menschlichen Regierungen Europas“ folge. In progressiv gemeinter, doch aus heutiger Sicht unzutreffender Weise wird England für die Verbreitung der Menschenrechte und die Abschaffung der Sklaverei gelobt, jedoch ohne die langfristigen Konsequenzen von Kolonialismus und die britische Verantwortung für den Sklavenhandel zu thematisieren. Für einen knappen Überblick über die Verwendung und Bedeutung des ‚N-Wortes‘ siehe Susan Arndt: *Rassistisches Erbe. Wie wir mit der kolonialen Vergangenheit unserer Sprache umgehen*. Unter Mitarbeit von Mario Faust-Scalisi. Berlin: Dudenverlag 2022, 128–132.
- 22 Im April 1822 veranlasste die osmanische Regierung ein Massaker an der Bevölkerung der griechischen Insel Chios.
- 23 Die ursprünglich byzantinisch-christliche Sophienkirche/Hagia Sophia in Istanbul aus dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurde mit der Besetzung von Konstantinopel/Istanbul ab 1453 als Moschee genutzt.
- 24 Nach dem Sieg über Napoleon bildeten die Monarchien von Russland, Österreich und Preußen die sogenannte ‚Heilige Allianz‘.

ANONYM

Wunderbare Trauer- und Schauergeschichte eines perkalenen Halskragens (1829)

Die Dingerzählung vom perkalenen Halskragen erschien 1829 in den beiden ersten Hefen der anonym verfassten *Gesammelten interessanten Bemerkungen des Lizitationsausrufers Pohling, gesendet an seinen Freund Herrn Pfiffspitz, Redakteur des Notizenblattes zu Krähwinkel*. Bereits der Titel weist die Textsammlung als satirisch aus, denn neben dem literarisch eingeführten Krähwinkel lassen auch der Beruf des Verfassers sowie der Name des adressierten Redakteurs auf kurzweilige Unterhaltung schließen.¹ Pohling führt sich als ein aus Krähwinkel verbannter Händler und Journalist ein, der sich nun als Wien-Korrespondent eine neue Existenz aufbaut und dabei auf ein reiches Schrifttum zu seiner Heimatstadt trifft.² Dieser Rahmen präsentiert die einzelnen Erzählungen weniger als in sich geschlossene Einheiten, sondern er ist vielmehr durch die Taktung der Briefe des durch „Schreibsucht“ und „litterarischen Heißhunger“ motivierten Korrespondenten sowie dessen unzuverlässigen Textlieferanten, einen Studenten, strukturiert, so dass die *Geschichte vom perkalenen Halskragen* in fünf Abschnitten übermittelt wird.³ Durch die situativ an- und abmoderierenden Briefpassagen wird die Kragen-Erzählung erstens mit der Lebens- und Arbeitsweise des Schreibenden und zweitens mit den von ihm gelesenen oder gehörten Geschichten verwoben. Dieses Darstellungsverfahren zielt auf die Vermischung der unterschiedlichen Diegesen, etwa wenn die Köchin aus Pohlings Haushalt auch als Figur in der Dingerzählung aufzutreten scheint, oder wenn er eine unübersichtliche Zusammenstellung von Wiener Tagesneuigkeiten abbricht, um auf den bereits vorliegenden nächsten Abschnitt der Kragen-Erzählung zurückzugreifen. Aus diesem Grunde werden die Briefstruktur sowie solche für den Kragen-Plot relevante Passagen der rahmenden Schreibszenen in der hier erstellten Textfassung beibehalten.

Ausgangspunkt der Erzählung bildet das Lektüreerlebnis einer Dingerzählung der Erfolgsautorin Helmina von Chézy: *Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Von ihm selbst erzählt* (1829).⁴ Dabei handelt es sich um eine Neuerscheinung jenes Wiener Verlages Adolph, der kurz darauf die *Gesammelten interessanten Bemerkungen des Lizitationsausrufers Pohling* veröffentlichte. Nach anfänglicher Abneigung entfaltet die komische Schreiberfigur ihre Ergriffenheit durch die Lektüre der Lebensgeschichte des papiernen Kragens, wodurch die postempfinsame Wirkungsästhetik von Chézys Dingerzählung überzeichnet wird.⁵ Durch die Nachgestaltung des Titels wird der Genre-Hinweis

auf eine autobiographische Entwicklungsgeschichte durch das Wunderbare und Schauerliche ersetzt und somit eine weniger auf Bildung, denn vielmehr auf Unterhaltung zielende Adaption des Vorbildes angekündigt. Dass ein Verlag in direkter Folge einer Erzählung deren parodistische Neuformulierung veröffentlicht, ist durchaus als kalkulierte Werbestrategie zu bewerten.⁶

Der druckfrische Prätext vom papiernen Kragen wird nicht nur zum Erzählanlass des perkalenen Kragens, sondern er wird durch zahlreiche explizite intertextuelle Verweise als Folie für eine Genre-Reflexion mitgeführt. Entscheidend für diese Perspektive ist die Umstellung der Materialität des dinglichen Protagonisten vom Papier zum Perkal, einem hochwertigen, leinenähnlichen Baumwollgewebe. Chézys papierner Kragen bleibt diegetisch mit seiner Produktionsgeschichte verbunden, da seine Lebensgeschichte mit der Flachspflanze einsetzt und deren Transformationen in Leinwand und Papier erzählt. Dabei wird auch die personale Identität der Erzählinstanz aus ihrem Pflanzenleben begründet und das Papierobjekt am Ende seiner literarischen Karriere als Textträger mit der Flachspinnerin zusammengeführt. Der pflanzliche Rohstoff Baumwolle hingegen wurde außerhalb von Europa mit Sklavenarbeit produziert und durch die aufkommende Textilindustrie zu Stoffen verarbeitet, welche das Leinen zunehmend aus der Kleidermode verdrängten. Wenn der perkalene Kragen die Kenntnis seiner Vorgeschichte verneint und seine Geburt „aus der schöpferischen Meisterhand eines Fabrikanten“, also als Artefakt ausweist, dann definiert er sich als serielles Ding und nicht als einmaliges Lebewesen. Am Ende der Erzählung wartet er im Magazin des Lumpensammlers auf seine Weiterverarbeitung zu Papier und verweist somit auf die Möglichkeit einer zukünftigen Existenz als Textträger.⁷ Chézys Kragen ist zudem ein zeitdiagnostischer Erzähler, der dem Papier seine vermeintlich zeitlose Selbstverständlichkeit nimmt, so dass er nicht mehr als unbeschriebenes Blatt, sondern als ökonomisch taxierte und sozial geformte fluide Materialformation erscheint.⁸ Anders als der papierner Kragen, der in seiner Phase als Leinwand keinen taktilen Kontakt mit seinen Besitzer:innen eingeht und vor allem über sein reiches, literarisch soziales Innenleben charakterisiert ist, weist der perkalene Kragen eine überbordende Leiblichkeit aus, er verfügt nicht nur auf der Wahrnehmungsebene über Seh-, Hör-, Tast- und Geruchssinn, sondern auch über Muskeln, Pulsadern und ein Nervensystem. Als heimlicher Beobachter steht der Baumwollstoff in einem unausweichlichen Näheverhältnis zu den Körpern seiner Besitzer:innen und ist ihren kulinarischen und sexuellen Geschicken ausgesetzt. Die parodistische Adaption der Erzählung vom papiernen Kragen bringt mit ihrer Rückübersetzung vom Papier zum Stoff und vom Textträger zur Kleidung eine vormodernde Satiretradition in Stellung, welche auf die Leiblichkeit fokussiert.⁹

Einleitung und Anmerkungen: Christiane Holm

Quelle: Anonym: *Gesammelte interessante Bemerkungen des Lizitationsausrufers Pohling, gesendet an seinen Freund Herrn Pfiffspitz, Redakteur des Notizenblattes zu Krähwinkel*. Wien: Druck und Verlag von M. Chr. Adolph 1829, 1. Heft, 19–39, 46, 2. Heft, 3, 7–22, 29–32.

Wunderbare Trauer- und Schauergeschichte eines perkalenen Halskragens. Von ihm selbst erzählt

Vielgeliebter und verehrter Freund!

Ohne eine Antwort von Ihnen zu erwarten, erhalten Sie schnell ein Schreiben von mir – es drängt und zwängt, es nagt und plagt, es drückt und zwickt in meinem Innern – mein ganzes Blut muß Dinte seyn, weil ich immer hin schreiben will – so fließe denn der Strom dahin, bis seine Quelle versiegt.

Ach leider habe ich Ihnen dießmal nur eine traurige, oder wenigstens sehr sentimentale Geschichte zu erzählen, wo mir mein sonst so lustiger Student den Aufsatz dazu gegeben hat – doch, ich muß Ihnen vorerst die Veranlassung schreiben, welche mir zu dieser herzrührenden Geschichte verhalf. Sie wissen meine Gewohnheit, bei allen Gewölbern, vorzüglich bei den Buchhandlungen stehen zu bleiben, und alles zu beschnüffeln – da kam ich denn von ungefähr abermal zu jener Handlung, dem Pfandhause gegenüber; ich weiß nicht was für ein Zufall mich immer in diese Gegend führt, und ob ich es nicht etwa gar als eine Vorbedeutung ansehen soll, dort selbst einmal Geschäfte machen zu müssen – *Sapienti sat est*,¹⁰ genug, ich pflanze mich wieder vor die Adolphische Verlagshandlung,¹¹ und mustere mit einem gierigen Basiliskenblicke¹² die Novitäten – o mein Himmel was erblicke ich, und stehe auf einmal wie versteinert da – hören Sie doch den Titel eines neuen Büchels: „*Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens, von ihm selbst erzählt. Seitenstück zu der Novelle: Die Zeit ist hin, wo Bertha spann.*“¹³ – Vermuthlich wird diese Bertha auch eine Salzburgerin gewesen seyn, weil die Einnahme

für das Büchel ihren Landsmänninnen gehört. Ich wünsche von Herzen, daß damit ein paar hundert Schock¹⁴ Leinwand herausgesponnen werden. –

Aber noch einmal, Herr von Pfiffspitz, ich stand wie versteinert. – Zuerst fiel mir der papierne Kragen auf – denn ich erinnerte mich nicht gleich an die neue Erfindung, daß die Modeherrschaft jetzt papierne Halskragen tragen,¹⁵ und es wird doch ohnehin jetzt so viel Papier unnöthigerweise verbraucht; aber noch weit mehr fiel's mir auf, wie man zum Besten von Spinnerinnen ein Papier benützen kann, das doch, wenn die Erfindung sich weiter fortpflanzen sollte, gerade dem Gespunst Eintrag machen muß. – Die zweite Ursache, meines gewaltigen Staunens aber war, daß ein Papierkragen seine Geschichte selbst erzählt. Herr von Pfiffspitz – von Fabeln habe ich wohl gehört, wo die vierfüßigen Thiere, oder die Frösche und Vögel einander recht abtrumpfen, oder ordentliche Parlamentsreden halten – aber ein Papier diskuriren zu lassen! – Du mein lieber Himmel, wissen denn die Dichter in der natürlichen Welt gar nichts mehr zu finden? Da könnte ja vielleicht das Wappenschild unsers Herrn Oberältesten, der Pantoffel unsrer Frau Bürgermeisterin in Krähwinkel, wenn er eine Sprache hätte, ganz andere Sachen erzählen, als ein papierner Kragen!

So ohngefähr habe ich mir in den ersten Augenblicken gedacht, und das Büchel gekauft; aber der Mensch soll nie in seinem Urtheile voreilig seyn, ich habe mich in meiner übeln Meinung gewaltig geirrt. Sobald ich zu Hause Zeit fand, las ich das Büchel durch. – Herr von Pfiffspitz – ich kann's Ihnen gar nicht schildern, wie delikate diese ganze Erzählung behandelt ist; mit einer solchen sanften Empfindung, mit einer solchen zarten Weiblichkeit, daß man den Papierkragen mit Freuden küssen möchte; mir sind dabei vor herzlicher Rührung die Augen so übergegangen, daß ein paar Thränen selbst meinen perkalenen¹⁶ Kragen ruinirt haben. – „O sentimentaler Papierkragen“, rief ich aus, „was für ein zartfühlendes Herz mußt du haben

- ist es denn nicht ewig Jammerschade, wenn auch du einst in die unbarmherzige Papierstampfe wandern mußt?“ Noch trocknete ich meine Augen, als der spaßhafte Student in meine Stube trat. - Er fragt um die Ursache, wodurch meine weichgeschaffene Seele so sehr in Aufregung gebracht worden sey, - sprechen konnte ich noch nicht - ich wies ihm das Büchel - er versicherte mich, es bereits zu kennen, und brach wirklich in ein herzliches Lob aus - uns're empfindsamen Seelen schmolzen in einander. - „Auch ich,“ sprach er, „habe eine Erzählung unter meinen Manuskripten von ähnlichem Inhalte, ich werde sie Ihnen mittheilen, betrachten Sie selbe ja nicht als Nachahmung, ich fand sie schon früher unter den Papieren eines meiner verstorbenen Kollegen - sie erreicht zwar das Sublime des Papierkragens nicht, aber ich glaube, sie wird sich doch eben nicht ganz unangenehm lesen lassen.“

Er brachte mir wirklich am folgenden Tage das Manuskript, und ich theile es Ihnen wörtlich mit, jedoch nicht ununterbrochen, um nicht alle meine übrigen Bemerkungen auf einmal unterlassen zu müssen, denn von meinen Studenten hörte ich oft, wenn seine Geliebte nicht zugegen war, das Sprichwort: *varietas delectat*¹⁷ - ergo:

Wunderbare Trauer- und Schauergeschichte eines perkalenen Halskragens. Von ihm selbst erzählt und aufgemuntert durch die Schicksale eines papiernen Kragens; an's Licht gebracht von einem seiner Unglücksgefährten

Ach! Wie traurig waren meine Schicksale! - Welchen Wechsel des Glückes mußte ich erfahren, welche harten Schläge des unergründlichen Verhängnisses dulden, bis ich nun, gebeugt und zu Grunde gerichtet, meiner gänzlichen Auflösung entgegen sehen kann. Ich erzähle meine Geschichte, um Jeden zu warnen, welcher sich von den

Eitelkeiten der Welt hinreißen läßt. Alles ist vergänglich, jede Freude ist nur Täuschung, die glänzenden Phantasiegemälde der Jugend entschwenden, jeder Augenblick des Lebens führt uns näher zur Vernichtung.

Laßt mich schweigen von den frühesten Tagen meiner Kindheit. Es ist nicht möglich, daß ein Wesen, selbst wenn es ein Papierkragen wäre, schon bei seinem ersten Entstehen richtig denken, und beurtheilen, oder die unendlichen Schönheiten der Natur preisen kann in überseliger Empfindung. Kein Geschöpf kann in den ersten Augenblicken seines Daseyns Begriffe entwickeln, welche erst, durch Erfahrungen geläutert, sich gehörig ordnen müssen. Ich glaube, du selbst lieber Leser wirst froh seyn, wenn ich nicht lange bei den Tagen der Kindheit verweile, und Empfindungen affektire, welche sich mit diesem wahrhaftigen Pflanzenleben¹⁸ nicht vereinbaren lassen. Da bei dem Kinde das eigentliche Selbstgefühl erst dann anfängt, wenn es im Stande ist, sich eine, obgleich nur schwache Gedankenreihe zu ordnen, so erwachte auch ich erst zum wirklichen Gefühle des Lebens, als ich das ward, wozu das Verhängniß mich bestimmt hatte, nämlich, ein rein und zierlich gearbeitetes Stück Perkal, hervorgegangen aus der schöpferischen Meisterhand eines Fabrikanten. – Vollendet lag ich da in der Reize der blühenden Jugend, rein wie die Unschuld – durch mein Äußeres berechtigt, in der Welt eine glänzende Rolle zu spielen, und nicht ahnend, wie sehr die Weichheit meiner Empfindungen mir die Freuden des Daseyns verbittern würde.

Mein erster Aufenthalt, denn weiter zurück weiß ich mich nicht zu erinnern, war der Vorrathskasten des Fabrikanten, da lag ich in sanfter Ruhe, und konnte, da der Kasten mit Gläsern versehen war, um seinen schönen Inhalt nicht vor den Augen der Käufer zu verbergen, alles genau beobachten, was um mich her vorging. Ich war nicht allein, viele Wesen meiner Art lagen aufgeschichtet neben mir; aber obgleich aus einer Hand entsprossen, harmonirten dennoch unsre

Gesinnungen nicht. Jene prangten im Schmucke der abwechselnsten Farben, und waren geeignet für die Eitelkeit der Welt; weiß und rein, wie die Unschuld war meine Farbe, und eben so zart und rein waren auch meine Empfindungen. Da ich also keine Neigung in mir fühlte, mich mit meinen Umgebungen in eine nähere Verbindung einzulassen, blieb ich in behaglicher Ruhe, und bei meiner Unerfahrenheit mit den Ereignissen der Welt, in stiller Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Vermög der Lage, in welche ich versetzt worden war, konnte ich nicht nur das Zimmer, in welchem der Vorrathskasten stand, sondern auch noch eine ganze Reihe von Gemächern überblicken, und also alles beobachten, was vorging. Überall herrschte Reinlichkeit und Ordnung. Der Fabriksinhaber war schon ein Mann bei Jahren – und Wittwer, wie ich aus dem Gespräche meiner Kammeraden erfuhr. Seine Vermögensumstände schienen sehr blühend zu seyn; er hatte mehr als zwanzig Weberstühle in seiner Fabrike, bezahlte Einkäufer und Arbeitsleute pünktlich, betrieb bedeutende Geschäfte, und selbst die großen brillantenen Ringe, welche seine Finger schmückten, und die schöne goldne Tabatiere, mit welcher er während dem Gespräche mit Fremden so artig zu spielen wußte, daß der Glanz auf das frappanteste in die Augen fallen mußte, waren unwidersprechbare Beweise seines Wohlstandes. Unbegreiflich schien mir daher der Umstand, daß ich ihn oft Stundenlange in dem düstersten Nachdenken an seinem Schreibtische sitzen sah, wie er oft seine Arbeiten unterbrach, die Hände rang, und sich ganz dem Ausbruche der Verzweiflung überließ. Mir, noch so unerfahren in der Welt, war es unbegreiflich, wie ein Mann, Eigenthümer eines weitläufigen Gebäudes, und einer prachtvollen Equipage, von welcher ich oft sprechen hörte, dennoch tiefen Kummer im Herzen haben könne. Bei meinen sentimentalischen Empfindungen nahm ich den lebhaftesten Antheil an seinen mir unbekanntem Leiden, so wie mir überhaupt meine Lage anging,

sehr beschwerlich zu werden, denn ich hörte so viel, von den Reizen der Welt, daß ich mich nach ihrem Genuß sehnte, und das Loos, so ruhig inner meinen Kastenwänden liegen zu müssen, recht schmerzlich bedauerte.

Zwar kamen oft Käufer, die vorhandenen Waaren zu besichtigen, von meinen buntscheckigen Gefährten wanderte einer nach dem andern fort, nur ich glich dem bescheidenen Veilchen im Thale, an dem so mancher Wanderer vorüber geht, ohne seine stillen Reize zu bewundern. Innige Kränkung würde ich empfunden haben, hätte nicht mein Herr dadurch, daß er wegen meiner Zartheit einen so hohen Preis für mich bestimmte, meiner Eitelkeit geschmeichelt.

So verstrich eine geraume Zeit, als ein Vorfall sich ereignete, welcher mich in das heftigste Erstaunen versetzte. – Mein Herr saß eben bei seinem Schreibepulte in tiefes Nachdenken versunken, als ein junger wohlgebildeter Mann in das Zimmer trat, welchen ich seit meiner Existenz noch nie gesehen hatte. Sein Anstand war liebenswürdig, aber seine Miene zeugte von Kummer, und sein Anzug von Ärmlichkeit. „Was willst du?“ hörte ich den alten Herrn rufen, und sah sein Gesicht mit Purpurröthe überzogen. „Zum letztenmale, mein Vater“, sprach der junge Mensch, „will ich Zuflucht zu Ihrer Herzengüte nehmen, meine hülflose Lage ist unerträglich. Was habe ich verschuldet, daß Sie mich, als Ihren einzigen Sohn, bei Ihrem Vermögen, darben lassen?“ – „Längst hast du dieß Schicksal verdient!“ – – „Nein mein Vater, immer hing mein Herz mit kindlicher Liebe an Ihnen, nur seit der Zeit war ich verkannt und verstossen, als Susanne in das Haus kam, Ihre Wirthschaft zu führen. Sie beneidet mich um mein künftiges Erbtheil, sie entreißt mir Ihre Liebe, damit sie desto ungehinderter das ganze Vermögen verschlingen kann.“ – Kaum waren diese Worte gesprochen, so wurde der alte Herr wüthend; er riß die Thüre auf, befahl dem jungen Manne, an der Stelle, und auf immer das Haus zu verlassen, und überhäufte ihn mit den schrecklichsten

Schimpf-worten. – Mein ganzes schwaches Nervensystem war erschüttert, ich zitterte, wie das Laub vom Winde bewegt.

Noch lag ich in düsteres Hinbrüten versunken, als Susanne, die Wirthschafterin eintrat. Der Sohn hatte die Abwesenheit seiner Feindin, obwohl fruchtlos zu benützen gesucht. Nie hatte ich nur die geringste Zuneigung zu dieser Person fühlen können; ihre lange hagere Gestalt, ihr heimtückischer finsterer Blick erregte meinen Abscheu so oft ich sie ansah, und ich zitterte allemal, wenn sie den Schrank öffnete, und mich mit ihren Knochenhänden berührte. Sie schien schon lange ein besonderes Wohlgefallen an mir zu haben, wofür ich ihr wahrlich nicht den geringsten Dank schuldig war.

Der alte Herr erzählte ihr sogleich den ganzen Vorfall, und nun gerieth sie in die höchste Wuth. Es war ein häßlicher Anblick. Krokodillsthränen rollten über ihre Wangen; der Alte bot alles auf, sie zu trösten – er streichelte ihre Wangen; er küßte sie – das kannte ich nicht. – Was soll denn das seyn, sprach ich zu mir selbst, suchte mich aus Neugierde etwas weiter vorzurücken – verlor das Gleichgewicht, und rutschte seitwärts zu einem modernen gestreiften Sommerzeuge – unsre Lippen berührten sich, und ich fühlte zum erstenmale in meinem Leben die Süßigkeit eines Kusses. Um Susannen zu beruhigen, versprach der alte Herr ihr ein Stück Zeug auf ein Kleid – sie durfte frey sich wählen, und o Himmel, wer faßt mein Entsetzen, als diese Wahl mich traf, der Gedanke, so nahe mit diesem häßlichen Körper vereint zu werden, war mir unerträglich – ich sank in Ohnmacht.

Wie ich mich wieder ermannte, fand ich mich noch an der nämlichen Stelle, und mein neuer Gefährte, der gestreifte Sommerzeug, entdeckte mir, daß der Schlüssel zum Vorrathskasten verloren gegangen sey, und ich also erst morgen die schreckliche Trennung von meinem neuen Freunde zu erwarten habe. Aber ach, wie viel ändert sich oft über Nacht. Wahrscheinlich hatte der Zorn den alten Herrn

zu heftig angegriffen; er ward am folgenden Morgen todt im Bette gefunden. Der Werkführer von der Fabrike war der Erste, der diese Entdeckung machte, er sandte sogleich um den Sohn, und hielt bis zu dessen Ankunft Wache, wie ein Höllenhund vor einem Schatze, damit ja nicht die raubgierige und gehaßte Susanne etwas entfremden könne. Der junge Mann kam bald mit einer Gerichtsperson, welches alles ich von meinen erfahrneren Kammeraden hörte, und alles wurde unter Siegel gelegt. So strichen Wochen dahin, und endlich erfuhren wir, daß der Herr Prinzipal bedeutende Schulden hinterlassen habe, und der ganze Nachlaß verkauft werden müsse. – Nun war mir freylich sein oft bemerkter Kummer erklärbar. –

Man schritt zur Inventirung – ach wie erschreckt ich, als der Schätzmeister mich zartes Wesen so unbarmherzig anpackte, und ich sogar nach der Elle ausgemessen wurde. Endlich ward ich, nachdem man über mich und meine Gefährten ein Protokoll aufgenommen hatte, wieder in meinen Schrank zurückgelegt. In welcher bangen Erwartung brachte ich nun die Zeit hin, welche bis zur öffentlichen Versteigerung anberaumt war. Daß ich nun bald in der großen Welt erscheinen sollte, war gewiß, aber welche Begriffe sollte ich mir von ihr machen, da ich außer meinem gegenwärtigen Aufenthalte noch gar nichts kennen gelernt hatte? Welche Bilder mahlte sich meine Fantasie von Gegenständen, die ich kaum dem Namen nach kannte; ich wünsche wohl die Welt näher kennen zu lernen, mir bangte aber auch vor den Gefahren, welche sich meiner Einbildung nach bei meinen zarten Empfindungen entgegen drängen könnten.

Endlich brach der Tag der Versteigerung heran. Eine Menschenmenge füllte das Zimmer, welche ich vorher noch nie gesehen hatte. Physiognomien bemerkte ich, welche das leibhafte Konterfey eines Judas-Iskariot¹⁹ seyn konnten. Das war ein Gemurmeln, ein Hin- und Herwogen dieser unbändigen Volksmasse, wie in den Wellen der sturmbelegten See. Immer lauter und lauter wurde das Getöse. –

Jetzt wurde ich mit vielen anderen Gegenständen auf eine Tafel in die Nähe eines Mannes gelegt, welchen man den Schätzmeister nannte. – O ihr gütigen Götter, mit welcher barbarischen Mentorsstimme schrie dieser Mensch neben mir! und wie viele theils gellende theils greischende Stimmen vermehrten dieses Höllengetöse. Alle meine Muskeln wurden erschüttert. Ich sah einen meiner Gefährten nach dem andern von mir losgerissen, und sich in dem Schwallen der Käufer verlieren, gleich als hätten die Wogen des Strommes ihn verschlungen, um ihn nie wieder zu erblicken. Jetzt kam die Reihe an mich. – Wie schmerzhaft für mein Gefühl war der erste Eintritt in die Welt. – Hundert Hände sah ich nach mir ausgestreckt, man ergriff mich mit einer Derbheit, welche mir entsetzlich war. Ein Käufer warf mich dem andern zu – ach, durch wie viele Hände mußte ich wandern, ehe mich ein kleiner häßlicher Mann unter den linken Arm nahm, um mich fortzuschleppen. Ich Unglückskind ward also im vollen Sinne des Wortes verkauft, und konnte mich nun den traurigsten Vorstellungen für die Zukunft überlassen.

Bester Herr von Pfiffspitz, in dem Augenblick kömmt uns're Dienstmagd Gatschinka herein, und frägt mich: „Habens gnädiges Herr Brieverle auf Post einige? – Nehme ichs gleich mit; weil ich forttrage Brief an Herrschaft, wegen Amanten meinige, schun gar allerliebste – Wenn sie nicht wollen, kann ich nicht gehen vor acht Tagen mehr an Posthäusel.“ – Sie sehen, Herr von Pfiffspitz, daß ich nicht so viele Zeit verlieren kann, und also an der Stelle meinen Brief schließen muß. Erhalten Sie mich in Ihrem geneigten Andenken.

Ihr aufrichtiger Freund

Pohling.

[...]

Theuerster Freund!

Der Zufall war mir günstig. Ich glaube, daß ich mein letztes Schreiben mit unserer böhmischen Köchin Gatschinka geschlossen habe, und will also wieder bei ihr anfangen. Durch einen Zufall kam ich, während sie auf der Post war, in ihr Zimmer, und fand das Concept ihres Briefes, den sie an die Herrschaft ihres Geburtsortes schrieb, und um Heirathskonsenz bath; er ist so einzig in seiner Art, daß ich Ihnen selben in getreuester Abschrift mittheilen muß, wie er auch hier folgt:

Gebohrne; und hochsehnlichst gnädige

Herrschaft

Mache ichs in Unterthänigkeit schun gar allertiefeste Kumpelment von größte Untirwürfigkeit meiniges, und lege ich mich in diese meine Schreiben zu hochgebohrnes Füßen meines gnädiges Herrschaft, wo ichs auch nicht eher wieder aufstehen will, bis erhört ist meiniges Gebitt. Bin ich zwar armes Dienstboth, aber mit treu-volles Beständigkeit für meiniges Herrn, und müßte meiniges braves Herr schun gar seyn miserabliges Mensch, wenn er mir nicht geben wollte schönes Satzauf von Attestatur für meinige gute Reputazi - daß ich Ihne also verzähl, hab ich bekume Bekanntschaft von Liebhaber einiges, schun gar aller charmanteste Mensch - Jeges, jeges, was ist e mi das fir Kedl! hat mitgemacht große Feldzug als Korepal bei reitendes Husaren Legrement. Ist e ganze Feldzug legen in Spital, und wie ist nach Schlacht gange auf Feld, um zu sehn, obs nichts kann machen krallawati, ist losgange Büchsen von verwundetes Krenathier, und hat i mi bekume Liebhaber meinige Schoßenes durch Fuß - Hat es müssen wieder in Spital, und is blieben bis Frieden; hernach hat e nume Abschied, und ist jetzt e Setzer in große Buch-

druckerei Werkstatt; hat also unter Hand Kopfwerke von Gelehrte allergrößte. Ja, hat mich selbst schon oft bracht *Collectur*, oder *Correctur*, von Druckbogen, daß ich hab müssen machen Abänderung wegen gute Kentniß meinige von Sprach deutsche – Ist e aber auch erkenntlich, und hat er spendirt viel Geld auf mich. Hat mich schaft zwey Kleidle von Sapeur mit Krauslimausi und wenn wir gehn in Fasttag in Wirthshaus, zahlt er mir allemal Porzion Füßohlensallat mit klane, gebackene Fischelschneider. Will mich heurathen jetzt; verdient er seine gute Brod durch Druckerei bei seines Herrn Buchhandler, und ich lerne 'sArbeiten bei Meschantmod, können wir es also beide weit bringe, und bitte um gnädiges Konsenz zur Heurath, denn wenn es auch Herrschaft nicht will, laß ich Liebhaber nicht mehr aus, und verlaß mich also auf hoch dero gnädiges Beiwort in submißester Rekomendazion.

* * *

Sie sehen, mein Herr von Pfiffspitz, daß es diese Person im Konzepte noch weit bringen kann, wäre unser Dichter Sperling²⁰ schon hier, er würde ihr gewiß Unterricht ertheilen, nach der Art der jetzigen Theaterdichter in Versen ein Kochbuch herauszugeben. Unser unerreichbarer Sperling würde es auch in Musik setzen – Ein Paar Enteln oder Ganserln sängen Sopran, ein steyrischer Kapauner den Tenor, und ein Kalbsschlegel brumte den Baß dazu – die Chori machten die Zugehör und das Wurzelwerk, und so könnten wir doch einmal wieder eine genußbare Oper haben.

Aber mein bester Herr von Pfiffspitz, wie leicht kann der Mensch auf Abwege gerathen. Vor meinen Augen liegt das Manuskript von der Trauer- und Schauergeschichte eines perkalenen Halskragens, und eine böhmische Köchin konnte mich von der Bahne nach dem Reiche

der Empfindsamkeit²¹ ableiten; eine Gatschinka konnte mich aus dem hesperiden Haine²² hervorlocken? O verzeihen Sie mir diese Abweichung, und folgen Sie mir wieder in die blumigen Gefilde der Siegwartianischen Empfinderei;²³ ich liefere Ihnen also:

Die Fortsetzung der Schicksale des perkalenen Halskragens

„Wohin ich gebracht wurde“, spricht der Kragen, „weiß ich nicht genau anzugeben, denn mein Käufer hatte mich in ein großes dickes Tuch gewickelt, aber dennoch wirkte, da ich bisher immer in einen engen Raum eingeschlossen gewesen war, das Eindringen der freien Luft so sehr auf mich, daß ich an allen Nerven bebte.“ -

Endlich wurde meine Hülle abgenommen; ich fand mich wieder in einem herrlichen Gemache, und mein Blick verweilte auf einem wunderlieblichen Engelgesichtchen, welches mit holder Zärtlichkeit mich zu betrachten schien - neben ihr stand eine ältliche Frau, aus deren Blicken ich gleichfalls Wohlgefallen an meinem Körperbau las. So sehr mich der Anblick des holden Blondinchen entzückte, welches im leichten, ungezwungenen Kleidchen, die Locken bloß mit einer Rose geschmückt, vor mir stand, eben so unangenehm war mir die Gestalt der älteren Frau, welche in einen unendlichen Wulst von Kleidern gehüllt war, und eine Maschine auf dem Kopfe trug, so groß wie der ganze Fabrikskasten, in welchem ich vorher einquartiert gewesen war, und mit den abentheuerlichsten und bizarresten Schleifen und Verzierungen prangte; eine entsetzliche Mode, über deren Unsinn man sich in kurzer Zeit eben so schämen wird, als über die Knüpfelperücken²⁴ des sechzehnten Jahrhunderts. Beide Damen besprachen sich in einer mir ganz unbekanntten Sprache, deren Laute eben so durch die Nase gingen, wie ich einmal die Rolle des Mephistophiles

im Doktor Faust vorlesen hörte; wurden aber bald durch den Eintritt eines kleinen Höckermännchens unterbrochen, welchem sie zu meinem größten Erstaunen auf das freundlichste entgegen hüpfen. – Das Gespräch begann sogleich von mir – mit welcher Kühnheit fiel dieser Barbar über mich her; welche Unanständigkeiten erlaubte er sich bei dem zarten Fräulein, welchem er mit einem schmalen Papierstreife den ganzen Körper bemaß. Er hockte mich gleich darauf so derb unter seinen Arm, als ob ich ein Stück Holz gewesen wäre, und als er mit mir forteilte, preßte er mich so zusammen, daß ich mein ganzes Bewußtseyn verlor.

Ich erwachte endlich wieder in einer Schneiderwerkstätte. Himmel, welche schrecklichen Instrumente sah ich da in Bereitschaft. Eine Scheere, welche in unbarmherziger Hand alle Lebensfäden durchschneiden konnte, spitze Nadeln, die durch alle zarten Fasern drangen, und ein glühendes Eisen, welches die schönsten Rundungen planirte, und vor dem ich im Innersten schauderte. Die Reihe der Peinigung traf sogleich mich. Ich befand mich unter der Hand eines Schneidergesellen mit einem rothen Schnauzbarte, und bespornten Stiefeln, aber ach, ich konnte mich nur leidend verhalten. Doch wie schön wurden auch diese meine Leiden belohnt; in wenigen Tagen ward ich zu einem Wesen umgestaltet, das in die moderne Welt paßt; ich ward ein Kleid, und so nett und zierlich gestaltet, daß ich, da ich gerade einem Spiegel gegenüber aufgehangen wurde, mich selbst vor Freude hätte küssen mögen. Nun sah ich meinen unrechten Jammer freilich ein, denn kaum zwei Tage hatte meine martervolle Zubereitung gewährt, und wie mancher Mensch muß durch mehr als seine halbe Lebenszeit sich zuschneiden lassen, ehe er ein ruhiges Plätzchen gewinnt. –

Ich hatte nun Muße genug, Bemerkungen über meinen jetzigen Aufenthalt zu machen. Wäre nicht die Werkstätte in einem der Zim-

mer gestanden, und wären nicht so viele Trophäen von der Künstlerhand der Schneider an den Wänden aufgehangen gewesen, so würde der Anblick, den ich in die übrigen Zimmer genoß, die Vermuthung bestätigt haben, in der Wohnung eines Kavaliers mich zu befinden. Warum war ich denn nicht so glücklich, in eines dieser Zimmer gebracht zu werden, wo ich mich in den ungeheuren Trumeaus noch besser hätte bespiegeln können, und nicht genöthiget gewesen wäre, die unflätigen Gespräche der arbeitenden Gesellen zu hören, welche keiner Frau und keinem Mädchen nur ein Quintchen Ehre ließen, und sich mit Dingen brüsteten, worüber mich Schamröthe hätte überziehen müssen, wenn ich sie besser verstanden hätte. – Den ganzen Tag mußte ich ihre albernen und plumpen Späße anhören, aber wenn der Feierabend heranbrach, wurden ihre modernen Kleider aus der Garderobe hervorgeholt, und in kurzer Zeit glaubte ich mich in dem Zirkel der reichsten Elegants²⁵ zu sehen; es war nicht möglich mehr an solch einem Menschen den Schneidergesellen zu erkennen, bis er zu sprechen anhub. Wenn man ein Kalb in eine Löwenhaut einnäht, wird es sich doch immer durch sein Blöcken verrathen.

Endlich erschien der Tag, der mich aus meinem gefängnißartigen Aufenthalte befreite; ich wurde abermal mit einem großen grünseidenen Tuche zugedeckt, und fortgetragen. Mein Körper war nun stärker gegen das Eindringen der Luft geworden, denn man hatte mich mit so vielen Verzierungen umgeben, daß ich eine wohlthätige Wärme in meinem Innern fühlte. Jetzt wurde mir endlich die Hülle abgenommen, und ich fand mich wieder in dem schönen Gemache neben dem liebenswürdigen Blondinchen, welches mich mit den zärtlichsten Blicken betrachtete. Sogleich wurde ich meiner Bestimmung zugeführt, mich an den lieblichsten Körper anzuschmiegen; mehr als eine Stunde wurde an mir gezupft und gerichtet, bis endlich jeder Faltenwurf in Ordnung war, und ich mich fest an das liebe Blondinchen

anschloß. – Der Spiegel wies mir ein herrliches Bild meiner Gebietherin, ich fühlte mich stolz, so viel zur Erhebung ihrer Reize beizutragen, aber es war beinahe unausstehlich, wie sich das Mädchen in einem fort nach allen Wendungen vor dem Spiegel herumdrehte, so daß ich beinahe ganz schwindlich davon geworden wäre. Wir bekamen Besuch – mehrere gute Freundinnen meines Blondinchens traten ein, ich wurde allgemein bewundert, meiner kleinen Eitelkeit wurde unendlich geschmeichelt – es wurde ein Spaziergang vorgeschlagen; mir hüpfte das Herz vor Freuden, endlich sollte ich einmal die große Welt sehen – und so reizend sollte ich eingeführt werden, welche frohen Erwartungen bemächtigten sich meiner! Mein Blondinchen spazierte mit mir und ihren Freundinnen auf die Promenade nächst dem Karolinenthore.²⁶ Ich war ganz bezaubert von dem Anblicke der versammelten Menschenmenge – der aromatische Duft der Baumblüthen, die angenehme Morgenluft, das Geschwätz der hier in Sicherheit herumflatternden Luftbewohner erhob mein Herz zu den sanftesten Gefühlen, welche jedoch nur zu bald wieder von der irdischen Eitelkeit übertäubt wurden – denn bald wendete sich mein Auge noch mehr an den Putz der auf- und abgehenden Menge, und das Lob, welches meine Gebietherin erhielt, und wovon ich einen großen Theil mir zuschrieb, machte mich so stolz, daß ich mich aufblähte wie ein Pfau. – Nicht lange waren wir auf- und abgewandelt, so kam ein junger sehr artiger Mann zu meinem Blondinchen, auf den sie schon gewartet haben mußte, weil sie ihm Vorwürfe seines langen Ausbleibens wegen machte. Bald erfuhr ich, daß dieß ein verliebtes Pärchen sey; sie waren eines des Anderen würdig, beide jung, schön, und wohlgebildet. – Die Freundinnen trennten sich nun, und die Liebenden fuhren mit einem Fiacker, der vermuthlich eines Rheumatismus wegen den Hals nicht gerade halten konnte, in den Augarten. Hier wandelten sie allein mitsammen einer Allee zu, wo das Volksgedränge nicht gar so heftig um sie her war. – Sie begaben sich

auf eine Terrasse, welche den überraschendsten Anblick in die herrlichen Landschaften und die majestätisch vorbeiwogende Donau gewährte. – Das Geräusch der Menschen hatte uns verlassen, nur einzelne Spaziergänger strichen vorüber. O in welche schmelzenden Worte ergoßen sich nun die Empfindungen der Liebenden; ich war ganz Ohr, und mein Herz nahm Theil an den süßen Liebkosungen einer edlen unschuldigen Liebe. Um wie viel reizender erschien mir nun mein Blondinchen, da ich ihre zarten makellosen Empfindungen kennen lernte; mit welcher Achtung betrachtete ich den edlen wohlgebildeten Mann, ganz eines so sanften Herzens würdig. Sie sprachen von ihrer baldigen unauflöselichen Vereinigung, und mein Gefühl nahm Theil an ihrem baldigen Glücke. – Hätte ich damals ahnden können, wie schnell meine frohe Aussicht in die Zukunft sich verdunkeln würde?

Einige Monathe lang war ich der Liebling meines Blondinchens, ich war stolz auf den Vorzug, welchen sie mir vor den übrigen Kleidern gab. – Jetzt vernahm ich, daß eine Landparthie verabredet werden sollte. Auch darauf freute ich mich herzlich – der bestimmte Tag brach heran – gleich nach dem Frühstücke wurde alles zur Abfahrt veranstaltet. – Blondinchen und Mama bestiegen mit ein paar alten Herrn eine Miethkutsche. – Wir fuhren in den herrlichen Brühl, dessen Schönheit schon so oft von Dichtern besungen wurde – unendlich waren die Gefühle, die sich meiner in diesen offenen Tempel der Natur bemächtigten. Der Wagen war nur bis Mödling bedungen, weil man dort einige Tage verweilen wollte – bald gesellte sich eine größere Gesellschaft zu uns – welche eine Menge von Eßwaaren auf ihren Wagen geladen hatte. – Nun quartierte man sich in einer Bauernhütte ein, wo alles zu einer Mahlzeit während dem Spaziergange bereitet wurde. Die Mittagsstunde, oder noch mehr der hungernde Magen rief zur Mahlzeit – o Himmel, mit welchem Heißhunger fielen beinahe alle, Blondinchen ausgenommen, über die Speisen her – ein

paar wollbelebte Herren kamen mir vor wie die Haifische, die eine Beute nach der andern verschlingen und in dem ungeheuern Abgrund ihres Magens begraben. Welche Fluthen von Wein strömten in ihre Kehlen; ihre Gesichter waren von dem häufigen Verschlucken völlig aufgedunsen, und da der Wein in den Kopf stieg, begann bald ein Lärm, der betäubend war – es wurden Dinge, und seyn sollende Späße vorgebracht, über welche mein Blondinchen und ich nur seufzen konnten. – Endlich zu meiner größten Zufriedenheit wurde das ungeheure Mahl aufgehoben, und ein Spaziergang nach Laxenburg verabredet, um durch diese Bewegung neue Lust zum Nachtmahle zu erlangen. Schwerfällig wälzten sich die vollgestopften Leiber fort – Wir hatten ungefähr die Hälfte des Weges erreicht – o Himmel, da erhob sich ein heftiger Wind, und so schnell, wie die Wogen eines reißenden Strommes sich herandrängen, wälzten sich wetterschwangere Wolken einher – Der Sturm jagte sie in toller Wuth, es ward Nacht um uns her, ein heftiger Blitzstrahl von dem schmetternden Getöse des Donners begleitet gab das Signal zu einem Regen, der in lauten Güssen herabströmte – die ganze Gesellschaft war im freien Felde, nirgends ein Unterstand – es blieb nichts übrig, als durch Sturm und Regen nach dem vorigen Aufenthalte zu eilen. – Ach nichts in der Welt ist so vergänglich als die Schönheit, dahin waren meine Reitze, ich tropff vom Wasser, Blondinchen blieb in der Eile über Stock und Stein an einer Zaunhecke hängen, und riß mir tiefe Wunden. In dem erbärmlichsten Zustande langten wir alle in dem vorigen Aufenthalte an – Es war an kein Fortkommen zu denken, das Unwetter tobte unaufhörlich fort – alle Etikette mußte schwinden – alles gieng in Unterkleidern herum, um die nassen Oberkleider so viel möglich zu trocknen – auch für den Magen konnte durch die Bauersleute wenig gesorgt werden, da die besseren Vorräthe alle zu Mittag schon so heißhungrig verzehrt worden waren. Ganz darniedergeschlagen hing ich in einem Winkel, und weinte bittere Thränen.

Endlich am folgenden Tage kehrten wir in dem erbärmlichsten Aufzuge nach der Stadt zurück, der Sturm hatte die Rose meiner Schönheit entblättert – vergebens wurde der Schneidermeister zu Hilfe gerufen, die Risse, die ich an der verwünschten Zaunhecke bekommen hatte, waren unheilbar – Ich wurde in einen Winkel gelegt. – Der Hochzeitstag meines Blondinchens brach heran, ihr Geliebter hatte ihr die herrlichsten Kleiderstoffe gebracht – O Wankelmuth des weiblichen Herzens, statt der dauernden Freundschaft, welche ich mir von Blondinchen versprochen hatte, war ich nun herabgesetzt, vergessen – andere Lieblinge mußte ich an ihrem Körper prangen sehen, alle meine Mitschwestern sahen mit Hohn auf mich Verworfenene, und endlich wurde mein Urtheil gesprochen, und ich von der glücklichen Braut der Dienstmagd geschenkt; einem Nickel mit klafferbreitem Rücken, und Füßen, wie die Grabschaufeln – ach Welch einem Körper sollte ich zur Bedeckung dienen? – Der Schneider that mir alle möglichen Torturen an, bis er mich für diesen Kameelrücken zu rechte bringen konnte, und welche Erfahrungen mußte ich nun machen, als ich einmal von meiner Höhe herabgesunken war. --

So weit mein bester Herr von Pfiffspitz geht das Manuskript von dem ich diese Erzählung entlehne. – Mein Student hat mir die Fortsetzung versprochen, und ich werde nicht säumen, Ihnen selbe sogleich mitzutheilen.

Erhalten Sie in geneigten Andenken

Ihren aufrichtigen Freund

Pohling.

[...]

Verehrtester!

Da mir mein Freund, der Student, die weitere Geschichte des Perkalkragens noch nicht mitgetheilt hat, so will ich Sie indessen mit anderen Neuigkeiten unterhalten.

[...] Bester Herr von Pfiffspitz, so eben bringt mir mein Freund Student die weitere Geschichte des perkalenen Kragens. Ich muß aber wegen Mangel an Zeit meinen Brief schließen, und mir die weitere Mittheilung auf ein andermal aufsparen.

Empfehlen Sie meinen sämtlichen Freunden
den ganz ergebensten

Pohling.

[...]

Mein Hochschätzbarster,

[...] In dem nämlichen Augenblicke, als ich die Feder niederlegte, kommt mein Freund Student herein, und fragte mich mit ganz bestürzter Miene, ob ich von dem vierfachen Unglücke gehört habe, das sich zwischen gestern und heute hier ereignet habe? – Unglück? – vierfach? Ich schauderte im Innersten zusammen. – Sie kennen ja meine weich geschaffene Seele! – Mein Student blickte mir mit einem Luchsgesichte über die Schulter –

„Sie schreiben ja eben an Herrn Pfiffspitz?“ – sprach er – „geschwinde erzählen Sie ihm diese Neuigkeiten, die ganz für Krähwinkel passen.“ –

„So sprechen Sie doch nur“, erwiderte ich, und ergriff bebend die Feder. –

„Schreiben Sie – fuhr er fort, daß heute früh sieben Rekruten gerichtet worden sind, und ein Bierführer erschlagen und geviertheilt worden ist.“ –

Mir entfiel die Feder vor Schrecken –

„Warum sind denn die sieben Rekruten gerichtet worden?“

„Weil sie noch nicht gerade haben stehen können.“ –

„Und der arme Bierführer“ –

„War ein Ochs, wie man sie gewöhnlich vor die Bierwägen anspannt.“ –

Ich sah meinen Studenten mit himmelweiten Augen an, und wußte nicht was ich ihm antworten sollte.

„Schreiben Sie nur geschwinde das dritte Unglück – welches aber wirklich zum Glücke gut ablief.“

„Ja; aber was denn?“

„Ein mit vier Pferden bespannter schwer beladener Holzwagen überfuhr ganz der Länge und Schwere nach ein altes Weib, ohne daß sie im Geringsten verletzt wurde.“ –

„Herr Student das ist nicht möglich!“ –

„Und doch ist es so – das alte Weib ging im hier sogenannten tiefen Graben, und der Wagen fuhr gerade ober ihr über die hohe Brücke.“ –

„Aber –“

„Kein Aber – ich kann nicht lange verweilen, schreiben Sie die vierte Begebenheit nieder, sie ist einem Schauspieler geschehen, welcher sich gestern spät von einer Gesellschaft trennte, und allein nach Hause ging. – Sein Weg soll glaub ich über eine Einöde geführt haben, oder war es ein ödes Gäßchen, das weiß ich nicht mehr so genau – kurz, es springen plötzlich drei Kerls hervor – und fordern alles, was er von Geld und Werthe bei sich habe, auch sogar die Kleidung, oder

es koste sein Leben. – „Ihr irrt euch,“ rief der Erschrockene, denn ich habe weder Uhr noch Geld bei mir, wie Ihr euch ja leicht selbst überzeugen könnt, aber auch selbst diese Kleidung ist nicht ganz mein Eigenthum, denn ich bin noch mehr als zwei Drittheile darauf schuldig – wo soll es denn herkommen? – Ich bin Schauspieler und Dichter bei dem Theater da in der Nähe, als Schauspieler habe ich, obwohl man mich täglich auf der Bühne hetzt, kaum so viel, daß ein Jagdhund davon satt werden kann, und als Dichter bekomme ich nicht mehr, als für den Manuskriptbogen zwey Kreuzer – ich bitte Sie um alles in der Welt meine Herren, wo soll denn bei einem solchen Menschen ein Geld zu finden seyn? – „Ah, wenns so ist,“ sprach der eine, „da haben Sie noch von uns einen Gulden, kommt Kameraden, denn der *Directeur* zieht seine Leute selbst aus.“

Mit diesen Worten ging der Freund Student schnell zur Thüre hinaus, und ich war ganz verplüft, weil ich in dem ersten Augenblick nicht so genau beurtheilen konnte, ob er sich wirklich mit mir einen Spaß gemacht habe.

In der Zerstreung, oder vielmehr mechanisch ergriff ich das nächste vor mir liegende Blatt, und erwische:

Die Fortsetzung von der Geschichte des perkalenen Halskragens

Schon einige Tage befand ich mich in der Lade eines seyn sollenden Schubladkastens, der aber bloß aus Brettern zusammengeschlagen war, und wo zum Glücke die Schublade nicht recht paßte, sonst hätte ich ersticken müssen vor der übeln Ausdünstung der verschiedenen ungewaschenen Lumpen, welche um mich herlagen; und doch war ich als eine der vorzüglichsten Besitzungen meiner neuen Herrin in

ein Umhängtuch eingewickelt, welches aber leider einen entsetzlichen Geruch von Rauchtaback hatte. Bei der Öffnung an der Lade konnte ich doch einige frische Luft schöpfen, und zugleich bemerken, was in dem kleinen Kämmerchen vorging. Eben war ich einst recht sanft entschlummert, als ein lautes Gespräch mich aufweckte, ich steckte also meinen Kopf zur Lade heraus –

Ich bitte Sie, Herr von Pfiffspitz, da sehen Sie wieder die maliziöse Schreibart meines Studenten – wie kann ein papierner oder ein perkaler Kragen einen Kopf haben? – Aber meinethalben, er soll ihn behalten – also: – Ich streckte meinen Kopf zur Lade heraus – und sehe meine mir gebiethende Köchin in einem vertrauten Gespräche mit ihrer Freundin – denn seit jeher waren die Frauenzimmer gegen einander immer so gute Freundinnen, wie die Tauben, bis sie nur auf ein einziges Waitzkörnchen stossen, um dessen Besitz sie sich die Augen auspicken könnten.

„Nun, Sabindel“ – hub die Eine an, „morgen werden wir einen schönen Brigitta-Kirchtag²⁷ haben – Stell dir vor, meine Herrenleute fahren morgen hinaus – auf einen Zeiselwagen,²⁸ der lieber ein Böckerlwagen heißen soll, weil er gar so schrecklich stoßt – Herr, Frau – zwei Kinder, wovon noch eines an der Brust ist – solche Fratzen müssen auch schon auf dem Kirchtag seyn – hernach die übrige Freundschaft – es sind halt Summa-Summarum dreizehn Personen – wenn zwölfen ein Unglück geschieht, kommt doch noch einer zurück – schon seit sechs Tagen muß ich nichts als Schlögel braten und Pasteten backen, sie haben, wie bei der Schnellfuhr einen eigenen Beiwagen, der die Freßartikel alle hinausbringt – und ich – ich habe die Ehre, und kann zu Hause bleiben, aber da mache ich mir nichts draus – ich habe schon meinen Klaviermeister bestellt, ich müßte ein Narr seyn, wenn ich mir nichts auf die Seite gemacht hätte – wir halten ein Tabel-Tod,²⁹ und hernach spielen wir ein Quadro-Manus.“³⁰ –

„Was? Nun, das thäte ich mir ausbitten – ich soll am Brigitta-Kirchtag zu Hause bleiben? Nun einen solchen Befehl sollte sich meine gnädige Frau, für die ich alle Wochen zu einer andern Versetzerin laufen muß, erlauben. – Kreuz tibi Thomine,³¹ an der Stelle ging ich aus einem Dienste – wo einem ohnehin das Marktgeld kaum höchstens mehr als des Tags einen Gulden einträgt – ja wenn der Erste kömmt, und die Garge vom gnädigen Herrn fällig wird, da wird aufgehaut, da spazieren die Hendln und Ganseln ordentlich auf dem Tische herum, und der Spargel oder die Artischocken stehen an den Seiten, wie die Choristen in einer Oper, aber wenn einmal der fünfzehnte vorbei ist, da kommt höchstens ein Buff *ala Modi*³² – oder gar nur wie die Franzosen sagen: ein Sir-krut³³ – wenn nicht eine mitleidige Versetzerin aushilft. – Kurz und gut, ich blieb ja gar nicht in dem Dienst, wenn mir mein Liebhaber nicht erlaubt wäre.“ –

„Hast den noch alleweil deinen Korporalen?“

„Das will ich glauben – der Mensch kostet mich ein erschreckliches Geld – wenn ich nur noch ein Paar Herrenleute, oder alte Wittwen wüßte, für die ich einkaufen gehen dürfte, denn sonst weiß ich nicht mehr, wo ich's hernehme, aber brechen kann ich nicht mit ihm, denn ich fürcht mich vor seinen Haslinger,³⁴ und das ist gar ein hantiger Sollizitator.³⁵ Nun, der morgige Tag wird ein schönes Geld kosten, denn ich gehe mit ihm in die Brigittenu, und da zieh ich mein weiß perkalenes Kleid an; wenn mir nur kein Malheur damit geschieht, denn ich bin dem Schneider noch das Macherlohn schuldig, und hernach bezahlt man halt so einen Menschen gar nicht gern, wenn eine Sache einmahl zerrissen ist.“

Wie ich hörte, daß ich mit auf den Brigitta-Kirchtag sollte, von dem ich, da ich eigentlich gar keine Begriffe davon hatte, mir etwas Entsetzliches vorstellte, sank ich bei meinem zarten Nervensystem in eine Ohnmacht, und konnte von dem weitem Gespräche gar nichts mehr vernehmen, obschon ich auch von dem Vorgehenden bei

meinen sublimen Begriffen nur das Wenigste von diesen barbarischen Worten verstanden hatte.

Ich erwartete mit Zittern den folgenden Tag – er verstrich ruhig, und schon glaubte ich meiner Angst enthoben zu seyn, denn es war sechs Uhr Abends, aber plötzlich wurde die Kastenlade aufgerissen, und ich mit einem Ungestümme hervorgenommen, daß ich glaubte, es sey mein letztes Ende.

O ihr empfindsamen Seelen, die Ihr dieses leset, wie soll ich euch die Qualen schildern, welche ich in dieser Zeit erdulden mußte – doch so sehr mein Herz sich dagegen sträubt, so muß ich sie erzählen; meine Absicht ist ja, obwohl ich nur von Perkal bin, sanfte Empfindungen zu erregen; wären meine Begebenheiten nicht so ganz mit der wirklichen Welt vereinigt gewesen, so würde gleichfalls, wie in der Ankündigung des papiernen Kragens gesagt wird, ein ganz anderer, zarter, inniger, lyrischer Hauch in meiner Erzählung wehen; nicht so, wie ihn in den letzten Zeiten viele Dichter bald mit Ironie,³⁶ bald mit epigramatischen Beimischungen versetzen, um ihn pickanter zu machen. --

Ach Herr von Pfiffspitz, es entsteht ein schreckliches Getöse im Nebengemache – Herr Wenzel Czech mit seiner geliebten Gatschinka haben einen Disput mit meinem Herrn Vetter – es ist ein fürchterlicher Tumult – ich kann nicht weiter schreiben – horch! – welcher Geklatsch? – Das war nach Wienerausdruck eine Ohrfeige – dem Himmel sey dank, daß sie mich nicht traf – obwohl ich in einem anderen Begriffe in dieser Welt schon so viele Ohrfeigen bekommen habe, daß ich ein Gebäude so groß wie das Bürgerspital aufführen könnte, wenn mir für jede nur so, wie bei den ehemaligen Hanswurstentheatern sieben Kreuzer bezahlt worden wären. –

Ich muß meine Schreibsucht einstellen, denn man kann ja doch nicht wissen, was dieser Wenzel Czech in seinem hitzigen Slavischen Temperamente noch alles anstellt. – Ich bin mit Achtung

Ihr erschrockener Freund

Pohling.

[...]

Theurer Freund!

Die Besorgnisse, welche ich am Schluße meines letzten Schreibens äußerte, waren nicht ungegründet; es war bei meinem Vetter wirklich zur Thätigkeit gekommen. – Lange wehrte der Disput wegen der Herauszahlung von Gatschinkas Liedlohn,³⁷ die Gemüther wurden immer hitziger, die Ausdrücke immer derber, endlich hob Wenzel Czech in höchster Wuth seine allmächtige Hand, um sie mit des Veters Gesicht bekannt zu machen. Die sanfte Gatschinka sah, welch ein Unglück daraus entstehen könnte, sie wollte abwehren, stürzte sich dazwischen und statt den Vetter traf die riesenmässige Ohrfeige die arme Gatschinka so derb, daß ihr ohnedieß, wie der meisten ihrer Landsmänninen kolatschenartig breit gedrücktes Gesicht eine ganz schiefe Richtung bekam, und an der Stelle wie ein Krapfen auflief. So, wie oft die Wuth des Gewitters, wenn es sich durch einen furchtbaren Schlag seiner elektrischen Materie entladet, plötzlich nachläßt, so war auch bei dem Anblicke der leidenden Geliebten der Zorn aus Wenzels liebevollem Herzen entwichen; er stürzte zu Gatschinkas Füßen, und schien in Reue zu verzweifeln, daß ihm ein solches Malheur schon vor der Hochzeit geschehen sey; mein Vetter möchte sich vielleicht auch in diesem Augenblicke an frühere Augenblicke erinnern, wo er mit Gatschinkas Kochkunst so sehr zufrieden gewesen war, er sprang auf,

holte Wundbalsam, wusch selbst, denn Wenzel war vor Zerknirschung des Herzens ganz unfähig zu allem, das Blut aus dem Gesichte, und legte ihr einen schmerzstillenden Balsam auf. Dieser Samaritanischen Wohlthätigkeit mußte auch der letzte Rest von Groll aus den slavischen Herzen weichen – beide Gegner gaben nach, man fieng an zu handeln, sich gegenseitig näher zu kommen, und bei einer Flasche Wein, welchen der Vetter aus dem Keller bringen ließ, wurde alles ausgeglichen; ja man schied so freundlich auseinander, daß mein Vetter versprach, bey der Hochzeit Gatschinkas den Beistand abzugeben. Ein Friedensengel mußte Czechs Hand zu diesem ungeheuren Backenstreiche geleitet haben, denn er erreichte dadurch den doppelten Zweck der Versöhnung, und der wohlthätigen Erinnerung bey Gatschinka, sich als Gattin vor einem zweiten solchen Unfalle sorgfältig in Acht zu nehmen.

Entschuldigen Sie mich mein bester Herr von Pfiffspitz, daß ich Sie mit der Geschichte der lieblichen Kinder aus den reizenden Gegenden der Moldau so lange aufhielt, ich eile nach dieser Abweichung sogleich zur

**Fortsetzung von der
Geschichte des perkalenen Halskragens
welcher also zu sprechen fortfährt**

Ich konnte meiner Bestimmung nicht widerstreben; fest saß ich auf dem Leibe meiner Herrin, und trug vieles bei, ihren Teint zu verschönern; in üppiger Fülle schwang ich mich um ihren keuschen Busen, und mein graziöser Faltenwurf verdeckte so viel möglich das Unproportionirte ihrer Taille. Am Hausthore stand ein ungeheurer Grenadier, ihr Geliebter; das neue Kleid zog sogleich seine Aufmerksamkeit auf sich, und erregte sein Wohlgefallen. „*Ebadta*,³⁸ bist

du heut schöne Weibel, und siehst aus wie weiße Ruben, rief er schmunzelnd, und strich sich den steif gewichsten Schnauzbart, der wie ein Bockshörndel ober seiner Lippe prangte. – Hast du Geld bei dir?“ – „Nun ich werde Sie doch nicht ohne Geld ausführen? Glauben Sie, daß ich bei einer militärischen Bekanntschaft meine Schuldigkeit nicht weiß?“ – „*Passam*,³⁹ will ich dich also heut traktiren. Nun nahm er sie so derb unter den Arm, daß er beinahe mir selbst eine Pulsader entzwei gedrückt hätte, und fort gings im Dupplirschritte, bis außer das Stadthor. Welch ein Anblick both sich mir dar! Die ganze Strasse war mit Menschen und Wägen übersäet, die Fußgeher keuchten unter der Last von Bündeln; auf den Wägen, welche mit Menschen vollgefropft waren, befanden sich aufgeschichtete Haufen von Körben, Flaschenkellern und wer weiß was allem; eine ungeheure Staubwolke wirbelte ununterbrochen in die Höhe; das war ein Gelärm, und ein solches Gepolter, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Ich schrack heftig zusammen, denn ich konnte mir das Dings nicht erklären, und da einmal mein Fabrikherr seiner Wirthschafterin die Geschichte der Belagerung von Wien laut vorlas, so erinnerte ich mich in diesem Augenblicke, daß damals drei Tage und Nächte ein Wagen an dem andern über die Schlagbrücke fuhr, voll mit Leuten, welche sich vor der Ankunft der Türken aus der Stadt flüchteten – ich konnte also bei meiner Unerfahrenheit gar nicht anders schließen, als daß abermal ein Feind im Anzuge sey, und bebte vor dem Gedanken, daß sich etwa die Türken von Constantinopel bis nach Wien einen unterirdischen Gang gegraben, wie die Engländer unter der Themse, und also unvermuthet wo hervorbrechen werden. – Nach der Hand erfuhr ich aber, als meine Gebietherin mit ihrem Grenadier gleichfalls sich in einen Karren hineingepreßt hatte, daß die ganze unübersehbare Karavane nach der Brigittenau zum Volksfeste eile. Ja wohl ein Volksfest, denn es ist gar nicht zu beschreiben, was da für ein Volk beisam-

men war. Wie die Meereswellen wogte die ungeheure Massa durcheinander – wo man hinblickte waren Wirthshäuser, oder eigentlich aufgeschlagene Baracken, deren Schild die sprechendsten Beweise von dem scharfsinnigen Witze und der Delikatesse ihrer Eigenthümer gaben. Hier schien aller Unterschied der Stände aufgehoben; hie und da gab es unter dem Schatten eines Baumes ganze Gruppen, von den verschiedenartigsten Classen zusammengedrängt, wie auf einen Knäuel, um dem Liäus zu huldigen, oder bei den Ohren durchschneidenden Tönen einer Geige wie die Bachanten herumzuwalzen;⁴⁰ die Schnelligkeit, mit welcher sich eine von den Wirthen gedungene sogenannte Vortänzerin gleich einem Kreisel herumdrehen kann, ist unbegreiflich; solch ein Geschöpf muß gleich den Seiltänzern schon von Jugend auf an die schnelle Bewegung der Füße gewöhnt worden seyn, sonst wäre es gar nicht möglich diese riesenmässigen Anstrengungen aushalten zu können. Aber mein höchstes Erstaunen erregte die Eßlust, welche sich auf allen Seiten meinen Blicken darboth – der Heißhunger hatte hier seinen Wohnsitz, die Unmässigkeit ihren Tempel aufgeschlagen; ich sah modern angezogene Damen im Grase sitzen, die Hälfte einer bloß auseinander gerissenen Gans in der Hand, und Brocken Fleisch herabnagen, daß sich die Kinnbacken nicht weit genug aufheben konnten, um zu dem erforderlichen Bisse auszuhohlen, wobei das ganze Maul mit fingerdicker Fette überzogen war. Die ansehnlichsten Herren, ich spreche nähmlich von der Kleidung – ließen aus dem sogenannten Stutzen den Wein in ihre Kehlen laufen, als ob er in das Faß der Danaiden⁴¹ geschüttet würde – doch man erspare mir alle fernere Beschreibung eines Festes, das ich beinahe mit den Saturnalien⁴² der alten Römer vergleichen könnte, und welches sich Amoretten und Faunen, Bachanten und Phrynen zu ihrem Tummelplatze erkohren haben würden, wenn nicht hie und da durch einen hundertäugigen Argus⁴³ die nöthigsten Beobachtungen getroffen worden wären. Genug, meine Herrin mit ihrem Gebiether

lagerten sich in eine Schenke; hier wurde wieder mit einem schrecklichen Appetite geschmaust, und gezecht – es scheint nicht anders, als daß die Luft in dieser Gegend einen solchen Einfluß auf den Magen haben müsse, daß er in der regsten Thätigkeit das Genossene verzehrt, um gleich wieder wie ein ungestümmer Gläubiger erneuerte Befriedigung fordern zu können. – So wie ich aus den Rechnungen schließen konnte, welche der Kellner hie und da den übrigen Gästen machte, so mochte das, was das liebende Pärchen bereits verzehrt hatte, den Betrag von wenigstens zehn Gulden ausmachen; wie dieß ein armer Dienstboth erschwingen kann, ist mir unbegreiflich, wer weiß, was zu diesem Feste für *Contributionen*⁴⁴ ausgeschrieben worden sind.

Jetzt stellte Musik sich ein – und nun ging es zum Tanze – Himmel, wie flog meine Gebietherin herum, wie die Furien im Macbeth, und mit einer solchen Leichtigkeit, daß die Bretter des hergerichteten Tanzbodens unter ihren gewaltigen Tritten hätten bersten mögen. – Sie war in Schweiß gebadet, aber das half nichts, der Grenadier riß sie von einer Ecke in die andere; da wurde in einem fort getobt und gewüthet, und mit Händen und Füßen herumgearbeitet wie in einer Schwimmschule – bis endlich beinahe das letzte Restchen Athem verhaucht war, und die Donna ganz erschöpft in's weiche Gras so sanft hinsank, als ob man den Block eines Fleischhauers umgeworfen hätte. – Nach einer Stunde Erholung ging es aufs neue zu Erfrischungen – und so war endlich lange schon Mitternacht vorüber – und es ward Zeit zum Aufbruche. – Jetzt wurde der Kellner gerufen, die Zeche gemacht – und der Liebhaber bestellte noch eine Maß Wein vom extra Fäßchen – Meine Schöne überrechnete die Kasse – „Ach mein lieber Freund“, sprach sie zum Grenadier – „die letzte Maß Wein muß unterbleiben“ – „Was? *teremtete*,⁴⁵ du willst solchem Kerl, wie ich bin, Maß Wein abschlagen?“ – „Das nicht, mein Guter“ – „Was Guter – Teufel ist gut, bin ich wild wie Ochs, wenn nicht soll noch haben

Maßel Wein“ - „So laß dir doch nur sagen, ich bin ohnehin in der größten Verlegenheit, mir fehlen ohnehin schon zwey Gulden, auf die Zeche.“ - „Isten utschigelen,⁴⁶ wie kannst du ausführen Amanten auf Kirchtag von Brigittenau, und nimmst mit dir so wenig Geld - hab ich mit dir tanz halbe Nacht, und also meine Schuldigkeit gethan auf dem Tanzboden, will ich mich auch lassen zahlen dafür.“ - „Wenn ich aber -“ „Geh nach Haus, und hole Geld.“ - „Ich habe keines mehr - du hast mich ja heute schon entsetzlich viel gekostet.“ - „Ebadta - Kellner bring Wein her - zwei Maß, bin ich heut in gutes Humor - was kümmert mich Geld!“ - „Frau Nani - o liebe Frau Nani - weil ich nur Sie sehe“ - rief jetzt meine Gebietherin - und lief auf eine Frau zu, welche wenigstens drei Klafter im Umfange maß, den ganzen Hals mit guten Perlen umwunden hatte, und in welcher ich sogleich die Dame erkannte, welche zuvor mit solchem Heißhunger die halbe Gans entfleischte. „Ich habe ein paar Worte allein mit Ihnen zu reden.“ - Beide gingen seitwärts - „Da schauen Sie nur, herzallerliebste Frau Nani, was ich dort für einen bildschönen Menschen zum Liebhaber habe - freilich kostet er mich ein erschreckliches Geld, aber was will man denn thun bei der Theuerung, die jetzt unter den Mannsbildern eingerissen ist? Ich kann ihm nichts abschlagen, denn wissens, sonst möchten was hinauf schlagen - mir gehn fünf Gulden ab - leihs mir's geschwind - Sie kennen mich ja von meiner gnädigen Frau aus - In ein paar Markttagen ist der Bettel wieder hereingebracht.“ - „Ja, mein liebstes bestes Wilhelminchen - Sie wissen, daß ich gerne jedem Menschen aus der Noth helfe - aber ohne Hiberdeck⁴⁷ gib ich nichts her.“ - „Ich hab' aber nichts bei mir.“ - „Nun da ist ja leicht geholfen. Ihrem Schatz wird's ohnehin lieber seyn, wenn Sie nicht gar so in das enge Gewandel eingepreßt mit ihm einen Oberländer herunterwalzen - und beim hellichten Tag werdens ohnehin nicht nach Haus gehn, ich hab' ohnedieß da in meinem Körbel schon ein paar seidene Umhängtücher, die ich in der Geschwindigkeit, weil die

Maxen⁴⁸ zu wenig waren, habe vernegozieren⁴⁹ müssen. – Drei Gulden will ich Ihnen auf das Schlamperl geben, das Sie anhaben – Wenn sie aber mit vier Groschen vom Gulden in vierzehn Tagen nicht auslesen, so gehörts mein – Sagen Sie halt, weil Ihnen so warm geworden ist, so haben Sie das Glüftel aufzuheben gegeben.“ – „Gerechte Götter, ich, die ich noch vor Kurzem von Blondchen mit solcher Delikatesse behandelt worden war, ich wurde ein Schlamperl genannt; ich fiel in Ohnmacht – Aber das gewaltige zerren, bis mich Wilhelminchen hinter einer Hecke von dem Körper herabbrachte, rüttelte mich wieder empor. – Ich unglückseliges Geschöpf wurde zusammengepauscht in einen Korb geworfen, wo die Überreste von Kalbsknochen und ein paar Schinken gleichsam als *Sauve Garde*⁵⁰ auf mich gelegt wurden – Mein trauriges Schicksal nahte sich mit Riesenschritten, ich erlag der Zartheit meiner Empfindungen.

Wie lange meine Ohnmacht währte, weiß ich ebenso wenig, als was aus dem liebenswürdigen Wilhelminchen und ihrem Sergeanten geworden ist. Ich fand mich in einem Zimmer, das voll mit Bündeln war, an der Wand neben einer Menge anderer Kleidungsstücke aufgehangen. O Himmel, wie sah ich aus – mein ganzer Stolz war gedemüthigt, die artigen Krausen, welche mich schmückten, waren in unförmliche Wulste zusammengedrückt, die schönen Falten, welche meine Taille bildeten, waren herausgerissen, welches wahrscheinlich beim Tanzen geschah, ohne daß ich es bemerken konnte; wie Wilhelminchen nach dem Tanzen ins Gras hinsank, war mein ganzer Rücken voll grüner Flecke, und mein Schnürleib war von den fetten Schinken und Schlögelknochen auf das häßlichste befleckt – Ich unglückseliges Wesen war gar nicht mehr zu erkennen. So hieng ich entstellt und ganz in schwarze Melancholie versunken beinahe zwei Monate in meinem traurigen Aufenthalte; Wilhelminchen kam nicht, mich auszulösen, und da meine neue Gebietherin, Versetzerin und

Tandlerin war, so mußte ich nach dieser Zeit mit mehreren Unglücksgefährten auf den Trödelmarkt wandern. –

Ich werde gestört, Herr von Pfiffspitz, es ist schon wieder ein Tumult in unserm Hause – man ruft mich mit Nahmen, ich schließe in Eile. –
Leben Sie wohl –

Ihr Freund

Pohling.

[...]

Mein Theuerster!

Da ich vor der Hand keine Novitäten einsammeln konnte, so glaube ich, es wird am besten seyn, ich sende Ihnen

**den Beschluß von der
Geschichte des perkalenen Kragens,
von ihm selbst weiter erzählt**

Ich unglückliches Geschöpf wurde also auf dem Trödelmarkte öffentlich zur Schau ausgestellt, ich, die ich in der großen Welt zu glänzen hoffte, hing nun zwischen Lumpen von den verschiedensten Gattungen. Dinge, welche ich keines Blickes gewürdigt hätte, wollten mit mir Bruder im Spiele seyn, und am meisten kränkte mich ein alter Kourierstiefel, welcher sich so dicht an mich anlehnte, daß bei der Sonnenhitze das schmutzige Fett, mit dem er bestrichen war, deutliche Merkmale an meiner weißen Taille zurück ließ – ach, welch ein Thun und Treiben lernte ich an diesem Orte meiner neuen Bestimmung kennen – wie viele Hände erkühnten sich, mich anzutasten,

und nach allen Seiten zu drehen und zu wenden – und doch hoffte ich vergebens auf Erlösung – Ich befand mich auf der gefährlichen Mittelstrasse, denn ich war zu sehr ruinirt, um noch eine glänzende Rolle spielen zu können, und doch auch wieder noch viel zu gut, um zu einem ganz ordinären Gebrauche verwendet zu werden. Endlich aber schien das Glück aufs neue mir zu lächeln – eben der Kleidermacher, welcher zuerst mich zum Eintritte in die große Welt zugestutzt hatte, bemerkte mich, ward bald mit der Trödlerin des Handels einig, stopfte mich in einen Bündel zu Flecken von den verschiedensten Gattungen, sein Lehrjung hockte mich auf den Rücken, und so wurde ich ganz zusammengequetscht fortgeschleppt.

Ich befand mich also bald wieder in der berühmten Werkstätte, in welcher ich zuerst zu einem reizenden Wesen geformt worden war – mein Gefühl thaute wieder auf – meine Eitelkeit regte sich, ich hoffte aufs Neue wieder, wie ein Phönix aus seiner Asche hervorzugehen – o wie thöricht sind oft unsre Ideen von der Zukunft – wie wenig können wir unsre Schicksale bemessen. Das Erste, was an mir vorgenommen wurde, war, daß zwei bengelhafte Schneiderbuben, deren Hände hie und da von einer widerwärtigen Kruste bedeckt waren, über mich herfielen, und mir die schönsten Verzierungen vom Leibe rissen; ganz allen Schmucks beraubt wurde ich dann in eine Waschwanne geworfen, und diese Reinigung frischte mich wieder ganz auf – jetzt, nachdem ich die Feuerprobe des heißen Eisens überstanden hatte, wurden die gewöhnlichen Marterwerkzeuge der Tailleurs hervorgeholt, und was ward aus mir – das Unterfutter eines seidenen Überrockes. – Also nicht mehr glänzen sollte ich in der Welt, verdunkelt bleiben vor aller Augen, während die mich deckende Oberbekleidung – die doch nur durch mich die nöthige Konsistenz erhielt, in aller Herrlichkeit prangen sollte. Seit diesem Augenblicke, denn diese Demüthigung war zu groß für mich, war auch die Heiter-

keit meines Geistes dahin – ich schmachtete in düsterer Verborgenheit, resignirte auf alles, was um mich her vorgieng, und weiß nur so viel noch, daß ich mehrere male eine neue Oberhaut bekam, immer kleiner und verstümmelter wurde, bis endlich nichts mehr von mir übrig blieb, als daß eine geschickte Näherin noch einen recht artigen Halskragen aus mir verfertigen konnte. Mir ward also doch noch in den letzten Tagen meines Seyns ein recht angenehmes Plätzchen angewiesen; das Schicksal schien sich wenigstens zum Theile mit mir ausgesöhnt zu haben, denn ich schmückte den Hals eines recht liebenswürdigen jungen Mannes. Aber es war ein junger Mann, der, wenn es auch nicht nothwendig gewesen wäre, schon der Eitelkeit wegen, täglich mit einem anderen Kragen wechselte, und so mußte ich nach wenig Stunden, wo mir vergönnt war, in angesehenen Gesellschaften zu paradiren – wieder Tage lang im Wäschkasten liegen, bis die Wäscherin mich durch reiben und glätten wieder zu neuem Gebrauche hervorrief – durch dieses beständige Quälen mit dem Rollbrette und dem Biegeleisen mußten endlich meine Kräfte so nachlassen, wie die Schwungkraft meines Geistes schon längst entschwunden war – ich konnte meinem Amte nicht mehr mit der gewöhnlichen Würde und Präcision vorstehen, und mein Herr schenkte mich seinem Barbier – so stieg ich Stufe von Stufe abwärts auf der Leiter meines Lebens, welches so reizend begonnen hatte, bis endlich der Tag meines gänzlichen Unglückes erschien. Mein neuer Koridan,⁵¹ um dessen Hals ich mich wider Willen so zärtlich schmiegen mußte, betrat an einem unglücklichen Tage, eine Bierchenke, in welche sich sonst gewöhnlich nur der Hefen des Volkes zu versammeln pflegte; er gerieth unglücklicherweise mit einem Träger in Händel, dieser faßte ihn mit der Hand eines Bären am Halse, und ich ward mitten auseinander gerissen. – Nun wurde ich von einem Lumpensammler mit einer Menge ähnlicher Rudera⁵² in einem Bündel in das Depot gebracht, und muß abwarten, ob ich nicht ganz

zerstampft und gebeizt nach hundertfachen Qualen zu einem Stückchen Papier kann metamorphosirt werden. Wie kurz war meine glänzende Epoche in der Welt, wie hart trafen mich reines schuldloses Wesen die Schläge des Schicksals, zu welchem warnenden Beispiele kann ich dienen für die Eitelkeit der Jugend.

Mit dieser Erzählung Herr von Pfiffspitz, schließe auch ich meinen Brief, mich dauern die papierenen und perkalenen Kragen, kurz mich dauern alle Körper, wenn sie ein mißgünstiges Schicksal erleben sollen.

Ihr Freund

Pohling.

Anmerkungen

- 1 Zur literarischen Vorgeschichte von Krähwinkel über Jean Pauls und August von Kotzebues Satiren um 1801/02 sowie weiteren Bühnenstücken siehe die Einleitung zur *Geschichte der alten Allonge-Perücke* im vorliegenden Band.
- 2 Ein direkter Bezug besteht zu den bei derselben Verlagsbuchhandlung angebotenen, ab 1829 in mehreren Bänden erschienenen *Humoristischen Abentheuern eines Krähwinklers auf der Reise nach und in der Residenz und dessen Briefe von da nach der Heimath. Für Lachlustige herausgegeben von einer Gesellschaft lokaler Schriftsteller*. Beide Briefsammlungen teilen nicht nur wesentliche Motive, sondern auch ihre Diegese mit Berichterstätter Pohling, Redakteur Pfiffspitz und dem Dichter Sperling Edler von Spatz. Das wird explizit, wenn Pohling die *Humoristischen Abentheuer* in Heft 1 der *Gesammelten interessanten Bemerkungen* von 1829 als Faktenbericht liest (ebd., 1. Heft, 13) und zwei Jahre später als nunmehr rehabilitierter Mitbürger am Krähwinkler Karnevalszug der *Humoristischen Abentheuer* teilnehmen darf (ebd., Bd. 5, 28). Die Figuren des kleinstädtischen Redakteurs Pfiffspitz und des Dichters Sperling Edler von Spatz blieben weiterhin produktiv für das komische Genre und gingen 1848 in Johann Nestroys Posse *Freiheit in Krähwinkel* ein.
- 3 Analog zur Dingerzählung vom perkalenen Kragen zieht sich auch die der Allonge-Perücke als Fortsetzungsgeschichte durch die folgenden beiden Hefte.
- 4 Helmina von Chézy: „Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Von ihm selbst erzählt. (1829).“ In: Christiane Holm (Hg.): *Handarbeit*. (Handliche Bibliothek der Romantik, Bd. 5). Berlin: Secession 2020, 137–163.
- 5 Karikiert wird die anachronistisch anmutende Erzählweise, welche explizit der in die 1770er datierenden Epoche der Empfindsamkeit zugeordnet wird. Dass dieser Stil durch die generationelle Zeichnung der Erzählinstanz begründet ist, welche Mitte des 18. Jahrhunderts, d. h. vor der industriellen Revolution, in Handarbeit produziert wurde, wird nicht reflektiert.
- 6 Das literarische Spiel mit Werbemaßnahmen für den Wiener Verlag Adolph ist bereits eingeführt. So sichtet Pohling im vorangehenden Brief in der Auslage des Verlages den ersten Band der bereits erwähnten *Humoristischen Abentheuer eines Krähwinklers*. Diese werden im Folgenden zwar als eindruckliches Leseerlebnis eingeführt, aber ihr erstaunlicher Inhalt „mit Vorbedacht“ verschwiegen, damit Redakteur Pfiffspitz „ein paar hundert Exemplare“ für die Krähwinkler bestellen möge (ebd., 1. Heft, 13).
- 7 Mit der Möglichkeit einer papiernen Existenz wird jene Tradition der poetologischen Dingerzählungen seit dem 17. Jahrhundert aufgerufen, welche über die Produktionsgeschichte des Papiers auf die materiellen, ökonomischen und literarhistorischen Bedingungen von Literatur selbst reflektieren. Vgl. Mirna Zeman: „Literatur und Zyklographie der Dinge. Bookcrossings in simplicianischer Manier.“ In: David Christopher Assmann, Norbert Otto Eke, Eva Geulen (Hg.): *Entsorgungsprobleme: Müll in der Literatur*. (Sonderhefte der Zeitschrift für Deutsche Philologie, Bd. 133). Berlin: Schmidt 2014, 151–173.
- 8 Vgl. Christiane Holm: „Romantische Handarbeiten. Text- und Textilpraktiken bei Bettine von Arnim und Helmina von Chézy.“ In: Martina Wernli (Hg.): „jetzt kommen andre Zeiten angerückt“. *Schriftstellerinnen der Romantik*. Stuttgart: Metzler 2022, 31–54, hier 49–54.

- 9 Vor diesem Hintergrund reaktualisiert der Text nicht nur Motive sondern auch Darstellungsverfahren älterer Dingerzählungen von Kleidungsstücken, z. B. Carl Anton von Martinis *Geschichte einer reichen Weste* von 1753 oder Heinrich August Ossensfelders Schuh-Trilogie aus demselben Jahr, die in den vorliegenden Band eingegangen ist. Explizit erwähnt die Kragen-Erzählung Pantoffeln und Kourierstiefel als mögliche Protagonisten von Dingerzählungen.
- 10 Aus dem Lateinischen: das ist für den Verständigen genug (es bedarf keiner weiteren Erklärung). Da Pohling sich als nach Wien umgezogener, ehemaliger „geheime[r] Lizitationsausrufer[.]“ von Krähwinkel ausgibt (Anonym: *Gesammelte interessante Bemerkungen*, 1. Heft, 4), dessen Profession darin bestand, diskret Eigentum für finanziell in Not geratene Krähwinkler zu veräußern, ist er mit Pfandhäusern bestens vertraut. Zudem wird in den rahmenden Schreibszenen verschiedentlich angedeutet, dass er selbst in Wien unter prekären Verhältnissen lebt und immer in Sorge sein dürfte, Teile seines Hausrates verpfänden zu müssen.
- 11 Es handelt sich um den Verlag, in dem inzwischen die – hier schreibszenisch dargestellten – Briefe gedruckt worden sind. Siehe die Einleitung zum vorliegenden Text und Anm. 6.
- 12 Ein Basilisk ist ein Monster, dessen Blick Lebewesen töten kann. Diese Beziehung zu den betrachteten Neuerscheinungen macht die Bücher zu Lebewesen mit der Pointe, dass sie den Blick zurückreflektieren, so dass der basiliskische Betrachter selbst versteinert.
- 13 Der vollständige Titel lautet: *Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Von ihm selbst erzählt. Seitenstück zu der Novelle: Die Zeit ist hin, wo Bertha spannt. Herausgegeben von Helmina v. Chézy geb. Freyin Klencke. Zum Besten armer Spinnerinnen im Salzkammergut*. Wien: Gedruckt und im Verlage bei Adolph 1829. In der Titelei ist der politische Kontext angezeigt, da der Erlös den in Folge der industrialisierten Textilproduktion erwerbslosen Textilarbeiterinnen aus Salzkammergut zukommen sollte. Diese Initiative entstand anlässlich von Chézys Sozialrecherche im Salzkammergut und war verbunden mit Petitionen und Förderaufrufen zur Finanzierung der Einrichtung von Werkstätten für die arbeitslosen Spinnerinnen und Weberinnen. Vgl. Irina Hundt: „Wäre ich besonnen, wäre ich nicht Helmina.“ Helmina von Chézy (1783–1856) – Porträt einer Dichterin und Publizistin.“ In: Helga Brandes (Hg.): *Autorinnen des Vormärz*. Bielefeld 1997, 43–79, hier 70, 75.
- 14 Schock fand als Mengenmaß in verschiedenen Kontexten Verwendung. Als Maßeinheit für die verarbeiteten Leinenfäden entspricht ein Schock etwa der in 60 bis 70 Tagen erbrachten Arbeitsleistung einer professionellen Spinnerin.
- 15 Papierkragen sind als Wiener Mode in den 1820er Jahren belegt. Kerstin Kraft: „Zyklographien der Mode und des Textilen“. In: Ralf Adelmann, Christian Köhler, Christoph Neubert, Kerstin Kraft, Mirna Zeman (Hg.): *Kulturelle Zyklographie der Dinge*. (Schriftenreihe des Graduiertenkollegs „Automatismen“, Bd. 16). Paderborn: Fink 2019, S. 93–115, hier S. 107f.
- 16 Perkal ist ein feinfädiges Baumwollgewebe in Leinenoptik, das unter anderem für wechselbare Hemdkragen in der Männerkleidung Verwendung fand. Zur wiederholten Gegenüberstellung von Papier- und Perkalkragen siehe auch die Einleitung zum vorliegenden Text.

- 17 Aus dem Lateinischen: Abwechslung erfreut.
- 18 Um 1800 wurden die Pflanzen als Lebewesen erforscht, welche dem Menschen durch Atmung, Schlaf, Empfindungsfähigkeit ähnlicher schienen als bislang. Pflanzen wurden folglich grundlegend von Dingen unterschieden, welche aus pflanzlichen Rohstoffen hergestellt worden waren. Die Vorstellung eines pflanzenähnlichen frühkindlichen Bewusstseinszustandes wird hier verbunden mit der Frage nach der Darstellbarkeit dieser Lebensphase, ein Problem, das seit Jean-Jacques Rousseaus mus-terbildender Autobiographie *Les Confessions* (1782/1789) debattiert wurde.
- 19 Name des neutestamentlichen Judas, einem der zwölf Jünger, der Jesus gegen Geld an das Gericht verriet. Waren alle Jünger gleichermaßen Juden, so wurde Judas Iskariot zum antijudaïschen und – wie hier der Fall – zum antisemitischen Bild des verräterischen und geldgierigen Juden stilisiert.
- 20 Sperling Edler von Spatz ist eine bereits eingeführte Figur, ein Dichter in Krähwinkel und Konkurrent des Vielschreibers Pohling. Wie der Redakteur Pfiffspitz wird auch Sperling zwei Jahrzehnte später in Nestroys Krähwinkel-Posse aufleben (siehe Anm. 2).
- 21 Entsprechend der intertextuellen Konstellation von papiernem und perkalenem Kragen liest Pohling den Prätext als Referenz an die Epoche der Empfindsamkeit des vergangenen Jahrhunderts, um diese als anachronistisch gewordene Tonlage zu überzeichnen. Siehe Einleitung zum vorliegenden Text und Anm. 5.
- 22 Der griechischen Mythologie nach ist der wunderschöne Garten der Hesperiden, den Töchtern von Atlas, ein Ort am Rande der Welt, in dem ein Baum mit goldenen Äpfeln wächst. Anders als der biblische Garten Eden erscheint er als Paradies auf Erden.
- 23 Der empfindsame Roman *Sieglwart. Eine Klostergeschichte* (1776) von Johann Martin Miller (1750–1810) war einer der Bestseller des 18. Jahrhunderts. Er bewegte sich im Gefolge von Goethes *Werther* und galt den Kritikern der empfindsamen Literatur als Exempel einer selbstbezüglichen Empfindelei. Dazu: Hans Robert Spielmann: *Empfindungsk(r)ampf. Johann Martin Millers empfindsamer Roman „Sieglwart. Eine Klostergeschichte“*. Saarbrücken: universaar 2020.
- 24 Hier wird die Dingerzählung *Geschichte einer alten Allonge-Perücke* mit der verbindenden Plot-Struktur von aktueller und vergangener Mode anmoderiert, welche in den beiden folgenden Heften der *Gesammelten interessanten Bemerkungen des Lizitationsausrufers Pohling* erscheinen wird. Siehe die Textfassung im vorliegenden Band.
- 25 Der Elegant gilt als sozial- und kulturhistorischer Vorläufer des Dandys. Dieser modebewusste urbane Männertyp etablierte sich als europäisches Phänomen in produktiver Abgrenzung von nationalen Identitätskonzepten. Dazu: Anna Ananieva: „Medien und Praktiken der eleganten Welt. Annäherungen an einen urbanen Lebensentwurf des 19. Jahrhunderts.“ In: Dies. (Hg.): *Zirkulation von Nachrichten und Waren: Stadtleben, Medien und Konsum im 19. Jahrhundert*. Ausst.-Kat. Bonatzbau Universitätsbibliothek Tübingen. Tübingen: Universitätsbibliothek Tübingen 2016, 11–24.
- 26 Im Folgenden wird das Wiener Ausflugsgelände kartiert: von der städtischen Promenade durch das noch junge, für Fußgänger eingerichtete Karolinentor über den öffentlichen

- Augarten und die Brühler Straße in den Ausflugsort Mödling und zum kaiserlichen Schloss-Ensemble in Laxenburg.
- 27 Der Brigittakirtag wurde am vierten Sonntag nach Pfingsten gefeiert zur Ehre einer Birgitta von Schweden (1303–1373) geweihten Kapelle. Die Brigittenau war eine Weide an der Donau in der Nähe der öffentlichen kaiserlichen Gärten (Fasanen- und Augarten). Der Kirtag entwickelte sich um 1800 zu einem Volksfest mit Massenandrang.
 - 28 Ein Zeiselwagen war ein preisgünstiges Transportmittel, ein um Sitzbänke erweiterter bäuerlicher Leiterwagen. Er war innerhalb der Stadt verboten und wurde vorwiegend bei Tagesausflügen genutzt.
 - 29 Mündlich angeeignete bildungssprachlich-französische Bezeichnung von *Table d'hôte*, aus dem Französischen: Tisch des Gastgebers, für das Mittagessen im Gasthaus gebräuchlich.
 - 30 Mündlich angeeignete bildungssprachliche Bezeichnung für das vierhändige Klavierspiel von dem lateinischen *quadrimanus* oder dem italienischen *quattro mani*. Dass das Klavierspiel hier metaphorisch für den Austausch von Zärtlichkeiten steht, liegt auf der Hand.
 - 31 Variante der österreichische Fluchformel Kreuzdividomini, abgeleitet aus der lateinischen Andachtsformel *laus tibi, Domine* (aus dem Lateinischen: Lob [gebührt] Dir, Herr).
 - 32 Mündliche Aneignung von *Boeuf à la mode*, Rinderschmorbraten in Rotwein.
 - 33 Mündliche Aneignung von *Choucroute*, Sauerkraut mit Fleisch.
 - 34 Mundartlich für Haselnußgerte.
 - 35 Gehilfe eines Rechtsanwalts.
 - 36 Im Original Inorie, möglicherweise kein Druckfehler, sondern ein Zeichen für die fehlerhafte Sprechweise der Erzählinstanz. Da diese jedoch, anders als der kontrastierende Brief der Köchin Gatschinka, über einen – freilich mundartlich eingefärbten – bildungssprachlichen Wortschatz verfügt, wurde die Schreibweise korrigiert.
 - 37 Auch Gesindelohn, d. h. Arbeitslohn der Hausangestellten.
 - 38 Aus dem Ungarischen: Verdamm! Holla! Für die Übersetzungshilfe dieser und der folgenden ungarischen Interjektionen und Redensarten danken wir Benedikt Weiser, Andrea Zoller und Ákos Kollman.
 - 39 *Pasam*, aus dem Ungarischen: mein Pascha. Die affektive Anrede leitet sich, wie im Deutschen, von dem türkischen Militärtitel Pascha ab.
 - 40 *Lyäus* (griechisch *λυαῖος*: Sorgenlöser) ist ein poetischer Beiname des Bacchus, auch Dionysos, Gott des Weines und des Rausches. Im Folgenden wird ein Bacchanal geschildert, ein exzessives Trink- und Festgelage, mit Verweis auf das mythologische Personal: Bacchanten (Gefolgschaft des Bacchus) mit Amoretten (Gehilfen des Eros), Faunen (Satyrn) und Phrynen (Hetären).
 - 41 Das durchlöchernte Fass ist Teil einer Strafe im Hades, da die 49 Danaiden es mit unendlicher Mühe mit Wasser füllen müssen. Bei den Trinkern des Brigitta-Volksfestes wird darauf angespielt, dass sie erstens permanent trinken und zweitens entsprechend Wasser lassen müssen.

- 42 Ehemals ein römisches mehrtägiges Bauernfest mit einem öffentlichen Mahl zu Ehren des Saturn, wurden die Saturnalien zu einem städtischen Volksfest, an dem Standesunterschiede temporär aufgehoben wurden.
- 43 Der hunderttägige Riese Argos wurde in der griechischen Mythologie unter anderem durch eine eifersüchtige Ehefrau als permanenter Wächter einer möglichen Konkurrentin eingesetzt. Angespielt wird darauf, dass die wechselseitige Beobachtung der Feiernden Liebesbetrügereien erschwert.
- 44 Abgaben, Steuern.
- 45 Ungarische, zur Interjektion gewordene Fluchformel *teremtette* (von *teremt* erschaffen) im Sinne von Potzblitz!
- 46 *Isten úgy segéljen*, aus dem Ungarischen: So Gott helfe!
- 47 Mundartlich für Hypothek.
- 48 Volkstümliche Bezeichnung für Goldmünzen aus der Regierungszeit Kurfürst Maximilians II. Emanuel von Bayern (Max d'or).
- 49 Mündliche Variation von *negozieren* (Handel treiben).
- 50 Aus dem Französischen: Schutzwache.
- 51 Korydon ist ein schöner, liebender und singender Hirte aus der antiken Hirtendichtung, z. B. in Vergils *Bucolica*.
- 52 Aus dem Lateinischen: Trümmer, Schutt.

ANONYM

Geschichte einer alten Allonge-Perücke (1830)

Die anonym verfasste *Geschichte eine alten Allonge-Perücke* erschien 1830 im 3. und 4. Heft der *Gesammelten interessanten Bemerkungen des Lizitationsausrufers Pohling, gesendet an seinen Freund Herrn Pfiffspitz, Redakteur des Notizenblattes zu Krähwinkel*.¹ Sie ist eingebettet in eine ausführliche Rahmenerzählung, die hier größtenteils ausgelassen wird, um auf die Geschichte der Perücke zu fokussieren. Das dritte Heft beginnt mit einem ersten Schreiben an den „[v]erehrte[n] Gönner und vielgeliebte[n] Freund“² Pfiffspitz. Die schreibende Figur namens Pohling ist durch die Arbeit als Lizitationsausrufer bei öffentlichen Versteigerungen geradezu prädestiniert dafür, Kuriositäten zu finden sowie deren Behandlung zu beobachten und zu beschreiben. Für Pfiffspitz' Notizenblatt sammelt er unterhaltsame Episoden, im ersten Schreiben etwa von einer Hochzeit in Böhmen, von der er Anekdoten und scherzhafte Dialoge wiedergibt. In Wien findet er in der Adolphischen Buchhandlung das „dritte Heft der humoristischen Abenteuer eines Krähwinklers“.³ Damit werden sowohl der Ort des Drucks (nämlich die Druckerei Adolph in Wien) als auch die Zeitschrift, in der die Erzählung erscheint, selbstreferentiell erwähnt. Der Text thematisiert so auf humorvolle Weise seine eigene Verbreitung und das zufällige Auffinden der Zeitschrift, denn schließlich werden die Ereignisse gerade nicht mit der spannenden Großstadt, sondern mit dem spießbürgerlichen und fiktiven Krähwinkel verbunden, das 1830 schon in einer literarischen Tradition steht. Erwähnt wird der Ort (als ‚Krehwinkel‘) etwa von Jean Paul (1763–1825) in der Satire *Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer* von 1801, August Klingemann (1777–1831) publizierte 1812 *Schill oder das Declamatorium in Krähwinkel, eine Posse in drei Acten* und Adolf Bäuerle (1786–1859) verfasste 1818 die Posse *Die falsche Prima Donna in Krähwinkel*.

Wenn dem Erzähler Pohling, wie er sagt, nicht selbst etwas zu berichten einfällt, stützt er sich auf Gaben eines Studenten, der ihm zum Beispiel ein „Intelligenzblatt“⁴ zukommen lässt. Daraus teilt Pohling Pfiffspitz (und mit ihm seiner Leserschaft) Auszüge mit, das heißt, die Verwertung von Zeitschriftenmaterial durch Weitergabe wird im Text explizit zum Thema gemacht. Ebenfalls aus einem Päckchen des erwähnten Studenten stammt nun die Geschichte einer Perücke. Die narrative Situation wird damit noch um eine weitere Ebene ergänzt: Gerahmt von einer Briefkommunikation (nämlich derjenigen von Pohling und Pfiffspitz) wird in einer Binnenerzählung aus dem Textpaket des Studenten

eine intradiegetisch-homodiegetische Sprecherposition hörbar, nämlich die der Allonge-Perücke. Dabei handelt es sich um ein Synonym für ‚Staatsperücke‘:

Allongeperücke (von frz. *allonger* ‚verlängern‘), auch *Staatsperücke* oder ugs. *Wolkenperücke*. Die Bezeichnung Allongeperücke kam erst nach 1845 für die in Frankreich entwickelte, urspr. *Perruque à crinière* (frz., ‚Rosshaarperücke‘) genannte, nach 1680 extrem hoch und breit gewordene Männerperücke auf. [...] Diese weißgepuderte Perücke war um 1700–89 Staatsperücke in allen Ländern mit französischer Etikette. Sie war Ausdruck von Würde und Repräsentation und gehörte zur offiziellen, die Staatsmacht repräsentierenden Kleidung. [...] Nach 1715 wurde die A. von der Stutzperücke verdrängt, die bis heute Amtstracht z. B. in Großbritannien (Lord Mayor, Richter) blieb.⁵

Literaturhistorisch betrachtet gibt es eine ganze Reihe von Intertexten, in deren Tradition die Geschichte der Perücke steht. Die meisten der hier genannten englisch- und deutschsprachigen Titel sind anonym publiziert worden und decken einen Zeitraum von mindestens 80 Jahren ab: *The Genuine Memoirs of an Unfortunate Tye-Wig* (1751),⁶ [Ignaz von Born:] *Die Staatsperücke* (1773),⁷ Joseph Moser: *History of a Full Bottomed Wig* (1796),⁸ *Memoirs of a Wig* (1814)⁹ oder Richard Fentons *Memoirs of an Old Wig* (1815).¹⁰ Außerdem war im Zeitraum um 1800 auch Gottfried Jakob Schallers *Die Stuziade oder der Perückenkrieg* (1802/04/08) ein Text, der zur Nachahmung anregte.¹¹ Die *Geschichte einer alten Allonge-Perücke* ist um 1830 also ein vergleichsweise später Text in dieser Reihe, aber auch nicht der letzte: 1835/36 erschien in zwei Folgen der *Neuen komischen Briefe Hans-Jörgels von Gumpoldskirchen an seinen Schwager Maxel in Feselau* eine Adaption des Allonge-Stoffs.¹² Der Text verfügt über einige Parallelen zur hier vorliegenden Erzählung, ist ebenfalls in Wien erschienen, aber deutlich kürzer gehalten und sprachlich stark im Dialektalen verortet. Eingeführt wird die Erzählung als eine Art Plagiat: Maxel weiß nicht, was er seinem Schwager Hans-Jörgel schreiben soll, wendet sich an die Figur Nigowitz und es entwickelt sich folgender Dialog:

[Nigowitz]:

„Da habens ein Paar druckte Blatteln – es kennens wenig Leut, geben Sie’s für ein Original von Ihnen aus, denn hietzt schreibt ja so ein Dichter dem andern ab, und weil lauter Dummheiten d’rin seyn, so können Sö schon als der Verfasser selbst damit paradieren.“ – Ja, aber was is es denn eigentlich?“ – „Dö G’schicht von einer Paröcken.“ – „Hörens auf!“ – „Macht nix – unter einer Paröcken steckt oft mehr, als man glaubt, und oft findt man a d’runter weniger, als man glaubt [...]“¹³

Dingerzählungen wie diese berichten über ihre eigene Entstehung und reflektieren ihre intertextuelle Tradition. Perückengeschichten können als typische „little downward mobility narrative[s]“ gelten,¹⁴ da sie sich in ihrem Gebrauch beinahe auflösen und an ihrem Lebensende nur noch als Putzlappen gebraucht werden oder im Fall der *Staatsperücke* gar

Flammen fangen. Auch die Allonge-Perücke geht durch einen Fehlgriff der Figur des Dichters in einer „Theaterlampe“¹⁵ zu Grunde, die Erzählung bricht ab. Die Perücke bei Hans-Jörgel wird physisch zerteilt: „ein Dorfhaarkräusler [machte] fingerlange Schurbärte aus mir [...] – *Sic transit Gloria mundi* – ich schmückte nun freylich nach meiner Zergliederung die Oberlippe mancher bespornten Elegans, welche man für Kavaliere halten sollte [...].“¹⁶ Durch ihre metonymische Verbindung mit Köpfen eignen sich Perückentexte darüber hinaus besonders gut, um das Spannungsfeld zwischen der Materialität und dem ‚Geistigen‘ zu thematisieren. Auch die hier vorliegende Allonge-Perücke macht sich in dieser Tradition stehend über die dummen Köpfe lustig, von denen sie getragen wird und über deren Hohlheit sie hinwegtäuschen soll. Die wörtliche und metaphorische Anbindung an den Kopf bildet auch einen Anknüpfungspunkt für die Thematisierung zeitgenössischer Diskussionen, wie etwa des Magnetismus, der das Denken und Begehren steuert.¹⁷ Weil sich die Perückenmode nicht über Nacht verändert, nutzen erzählende Perücken oft den erzähltechnischen Kniff des Schlafes – auch die Allonge-Perücke profitiert von einem zweihundertjährigen Schlaf, der die Beschreibung der Veränderung in der Perückenmode ermöglicht. Insofern zeichnet sich die Perücke im Gegensatz zu anderen erzählenden Dingen durch ihr vergleichsweise langlebiges, wenn auch brennbares Material und ihre modegebundene und somit wechselhafte Form aus. Perücken können durch die Jahrhunderte reisen, aber auch schnell zugrunde gehen.

Einleitung und Anmerkungen: Martina Wernli

Quelle: Anonym: *Gesammelte interessante Bemerkungen des Lizitationsausrufers Pohling, gesendet an seinen Freund Herrn Pfiffspitz, Redakteur des Notizenblattes zu Krähwinkel*. Wien: Druck und Verlag von M. Chr. Adolph 1830, 3. Heft, 32–42, 44–49, 4. Heft, 4–14, 43–47, 52–55.

Geschichte einer alten Allonge-Perücke

[...]

[Pohling an den Redaktor Pfiffspitz]

Um Sie nicht zu ermüden, mein Bester, und um meinem Grundsatz getreu zu bleiben, Ihnen stets über abwechselnde Gegenstände zu schreiben, will ich, da mein Brief ohnehin noch zu klein wäre, ein anderes Päckchen von den Schriften meines Freundes Studenten öffnen – vielleicht, daß ich etwas Genießbares für Sie darin finde. –

Herr v. Pfiffspitz, bey dem ersten Blicke auf das Blatt fiel es mir vor Staunen aus der Hand. Ich bitte Sie, können Sie sich etwas dümmers denken als den Titel eines Aufsatzes: „Geschichte einer alten Perücke, von ihr selbst erzählt.“ – Nein dieser Unsinn geht zu weit – im gerechten Zorne warf ich das Blatt unter den Tisch. Wie kann ein Mensch nur den Gedanken haben, dem elenden Machwerke eines Haarkräuslers eine Sprache geben zu wollen, die doch nur den vernünftigen Geschöpfen eigen ist? Schon damals erklärte ich mich, als ich die Jugendschicksale eines papiernen Kragens¹⁸ las – aber halt! – Sie schreiben mir, daß auch mein Aufsatz von dem perkal’nen Kragen¹⁹ ziemlich beyfällig gelesen worden sey, so will ich denn das Päckchen wieder aufheben, und Ihnen eine getreue Abschrift davon liefern. So hören Sie denn:

Geschichte einer alten Allonge-Perücke, von ihr selbst erzählt, und mit Noten begleitet von dem Herausgeber

Erstes Kapitel

Von der wundersamen Entstehung der Perücke und ihrem Unglücke

Ich dankte mein Daseyn der schöpferischen Hand eines Haarkräusers, welcher zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges in Prag lebte. Hier schmückte ich zuerst das Haupt eines Rathsherrn. Man kann sich nichts schöneres denken, als meine schönen Haarwölbungen, wovon nach damaliger Mode ein Theil bis über den halben Rücken hinabhing, und der andere auf beyden Seiten an die Brust hervorfiel. Alles bewunderte meinen Gönner und Herrn, wenn er sich mit mir auf der Gasse zeigte, und ich selbst hob stolz mein Haupt empor. Gewöhnlich bilden sich bey einem festlichen Aufzuge von Cavaliers die mit goldverbrämten Livreen²⁰ geschmückten Läufer und Bediente mehr ein als die Herrschaft selbst, und so ein Bengel von Herrschaftkutscher glaubt, wenn er in Gala auf dem Bocke sitzt, ein weit größeres Recht als sonst zu haben, in die ohnehin muthigen Pferde recht hineinzuhauen, wenn er nahe bey den zusammengedrängten Fußgehern vorbeyrollet. Wie gesagt, ich war kein gemeines Wesen, aber eine innere Kraft, welche mir beygelegt war, erhob mich selbst über die Menschen; denn so wie die Nymphen und Najaden eine den körperlichen Erdbewohnern unbekannt geistige Kraft und Vollkommenheit besitzen, eben so war auch ich, obwohl ich diesen wohlthätigen Einfluß der schaffenden Natur nicht genauer bestimmen kann, mit einer, ich möchte sagen, magnetischen Kraft begabt, welche mir gestattete, von dem Haupte, das ich bedeckte, alle

Gedanken an mich zu ziehen und mir zu versinnlichen.* Ich selbst wußte von dieser himmlischen Eigenschaft nichts, als bis ich das erstemal auf dem Kopfe meines Gebiethers saß und er einem seiner Clienten Audienz ertheilte. Der Mann stellte ihm mit den rührendsten Ausdrücken die Noth seiner zahlreichen Familie vor, erinnerte ihm in der Zeit seiner Jugend erwiesenen wichtigen Dienste, und erhielt in der schmeichelhaftesten Zusicherung die Zusage der erbethenen Stelle, während ich durch meine magnetische Kraft den Gedanken des Versprechers an mich zog, daß die Stelle bereits einem Leibdiener zudedacht sey, der sich anheischig gemacht hatte, die Kammerzofe der Mama zu heirathen. – Wie viele ähnliche Geheimnisse könnte ich verrathen, wenn ich mir selbst nicht über gewisse Geheimnisse das unverbrüchlichste Stillschweigen auferlegt hätte.**

Genug, ich war die Wahrheitsliebe selbst, und mein Herr das Gegentheil davon. Mein Dienst wurde mir dadurch unerträglich, ich sehnte mich von ihm loszukommen, aber es war keine Aussicht vorhanden, denn ich war ihm einer der liebsten Gegenstände seines Putzes, und ich hätte mir gar nicht können träumen lassen, daß ich so schnell und auf eine so unerwartete Art von meinem Dienste befreyt werden sollte. Die Zeiten begannen damals in Prag sehr unruhig zu werden. Mein Herr mußte nun täglich auf das Rathhaus, und plötzlich wurde ich mit meinem Gebiether gewaltsam durchs Fenster von einer gewaltigen Höhe auf einen Misthaufen hinabgestürzt.²¹ Da ich nicht fest genug angeschnallt war, trieb mich während dem Sturze der Wind vom Kopfe weg, und ich trug dadurch die Schuld, daß mein

* Dem Himmel sey Dank, daß nicht alle Touren [gemeint sind die Seitenhaare und das Toupée zusammen, M.W.] und Perücken diese Eigenschaft haben, sonst würden oft die skandalösesten Sachen bekannt werden.

** Es ist gescheidter auch, wenn sie schweigt, so hart dieß auch einem weiblichen Geschöpfe ankömmt; was braucht die ganze Welt zu wissen, was unter einer Perücke vorgeht.

Herr sich an einen Stein anschlag, während ich sonst diese Verwundung durch meinen Haarwulst hätte verhindern können. Mein Herr wurde mit verbundenem Kopfe fortgetragen und ich wurde vergessen – da führte das Mißgeschick einen ausgelassenen Buben daher, der mit lautem Gelächter mit mir forteilte, er schleppte mich durch den Koth über die Gasse, mehrere seines Gelichters ergriffen mich, steckten mich auf eine Stange, und trugen mich unschuldiges Geschöpf zum allgemeinen Gespötte im Triumphe herum.

Zweytes Kapitel

Die Perücke kömmt in andere Hände und erlebt verschiedene Schicksale

Ein alter Kürassier rettete mich endlich von dieser Schande; er zog seinen breiten Säbel, flankirte damit in der Luft herum, jagte so die Buben auseinander und trug mich als mühsam errungene Beute nach Hause. Der Alte hatte in einem Treffen einen Hieb in den Kopf bekommen und bey der Heilung alle seine Haare verloren; er bestimmte mich dazu, mit einem Theile von mir seine Glatze zu decken; ich erschrack auf das heftigste bey dem Gedanken an meine Zerstückelung. Zum Glück ging ein Adjutant des gefürchteten Wallenstein²² vorüber, welcher trotz der Verunstaltung meinen inneren Werth besser erkannte. Er handelte mich dem Kürassier um einen Betrag ab, wofür sich dieser leicht hätte ein Paar Mützen erkaufen können. Ich wurde zu einem Haarkräusler gebracht, und aufs Neue trat ich voll Glanz und Herlichkeit in die große Welt. Wie reizend paradirte ich auf dem Heldenkopfe und schmückte den schimmernenden Harnisch oder das reichgestickte Wams, wenn mein neuer Herr bey dem Herzoge in Gesellschaft war. Als einer seiner vertrautesten

Diener war er überall an seiner Seite – selbst in der Nacht als der Herzog getödtet wurde, war er in der Nähe, eilte zum Schutze herbey und gerieth selbst in die größte Lebensgefahr, schon hatte ein Kroatie ihn beym Schopfe ergriffen – da riß meine Gurte. Der Adjutant entsprang, und ich blieb dem wüthenden Kroaten in der Hand, welcher mich im Zorne mit Füßen trat’ und abermal zum Fenster hinauswarf. Ich blieb an einem Laternenpfahl hängen – und zum Glücke ging der nähmliche Haarkräusler, der mich vor kurzem wieder verschönert hatte, vorüber, erkannte mich sogleich und eignete sich mein liebliches Wesen als Eigenthum zu. Lange blieb ich hier im Verborgenen – als eine Bestellung gemacht wurde. Es war nähmlich ein sehr bedeutender Gelehrter gestorben, seine Anverwandten hatten seine Büste in Wachs aufgestellt, und ich ward bestimmt, diesen hohlen Schädel zu schmücken. Einer dieser Verwandten war ein Rechtsgelehrter, er glaubte ein näheres Recht an mich zu haben als die Wachsfigur und nahm mich bey seinen Sitzungen mit sich. Wie oft erschrack ich bey den muthwilligen Rechtsverdrehungen, die ich da anhören mußte; wie sehr dauerten mich die armen Partheyen, die durch unnöthige Verzögerungen so bedeutende Prozeßkosten bezahlen mußten.* Endlich mußte auch dieser Verdreher des Justinianischen Codex²³ den Weg alles Fleisches wandern, ich bestieg meinen Wachskopf wieder und wurde in einen Winkel gestellt. Ich kam von einem Erben zum andern und wurde endlich auf ein von den Schweden halbzerstörtes Familienschloß gebracht, wo ich in einer finstern Stube placirt wurde, und sich kein Mensch mehr um mich kümmerte. Ich versank in eine Art Schlafsucht, und so wälzten sich beynahe zwey Jahrhunderte vorüber, ehe ich wieder das Licht der Welt erblickte.

* Diese Bemerkung muß man einer Perücke nicht übel nehmen, denn so ein dummes Ding glaubt vielleicht, daß ein Advokat auch nichts anders als Haarpuder und Pomade zum leben braucht.

Das alte Schloß wurde, da es nicht mehr zu repariren war auf Befehl des jüngsten Erben eingerissen und alles unnöthige Zeugs an die Trödler verkauft. Wie sehr staunte ich über die Veränderung, welche seit meiner langen Gefangenschaft vorgegangen war. – Andere Zeiten – andere Menschen – andere Sitten. Die majestätische Tracht meines Zeitalters war verschwunden; man sah keine bordirten Röcke mehr mit ungeheuren Aufschlägen, keine Pathenwesten mehr, die bis an die Kniee reichten, keine Knüpfelperücken.²⁴ Die Männer gingen mit unfrisirten Köpfen und in Pantalons herum wie die Matrosen, kein majestätischer Reifrock gestaltete mehr die Damen zu einer daherschwebenden Fregatte, die elegante spanische Steifheit hatte aufgehört, und einer solchen Ungezwungenheit Platz gemacht, wie man sie zu meiner etiketevollen Zeit nur unter den Wallensteinischen Kroaten gewohnt gewesen war. Welche Aussichten konnte ich für mich von der Zukunft erwarten?

Drittes Kapitel

Die Perücke macht neue Bekanntschaften und kömmt in die große Welt

Da ich so lange Zeit in einem dumpfen finsternen Gewölbe schmachtete, so wirkte die freye Luft, in welche ich nun gebracht wurde, so stark auf mich, daß ich mein Bewußtseyn verlor. Wie groß war mein Erstaunen und mein Entsetzen, als ich bey meinem Erwachen in der Rumpelkammer eines Trödlers mich befand, in der ennyanten Kammeradschaft veralteter Gardrobstücke, wackelnder Großvaterstühle und verwitterter Fensterrahmen. Welch eine erbärmliche Figur stellte ich nun auf einem halbzerfallenen Uhrkasten vor, auf den man mich hinaufgepflanzt hatte. Die holdselige freund-

liche Miene eines mir gegenüberstehenden sentimentalen Hauenstockes²⁵ machte mir mein jämmerliches Geschick noch in Etwas erträglich. Voll Sympathie begegneten sich unsere Blicke, und ich vergaß oft in diesen Momenten schwärmerischen Entzückens das ganze abgeschmackte Gewühl der tausenderley heterogenen Effekten, welche um mich her waren. Da lehnte ein rostiger Kürassiersäbel, der vielleicht zu meiner früheren Zeit manchem armen Wichte das Lebenslicht ausgeblasen hatte; neben ihm ein stiller friedlicher Staatsdegen mit weißer zerplatzter Scheide, die er vermuthlich zersprengt hatte um doch einmahl nach so langer Einkerkerung frische Luft zu schöpfen. Eine fürchterliche Muskete lehnte sich phlegmatisch an eine alte Baßgeige, die bey jeder leisen Berührung brummte. Federhüte und Pudelmützen, gestickte Westen und Brustlätze, römische Theaterhelme und Kinderhauberln, Florentinerhüte und kroatische Lampelpelze²⁶ – alles lag im bunten Wirrwar durcheinander, und ich mußte oft herzlich über ein altes Porträt des Kaisers Constantinus lachen, das mit majestätischer Miene hinter den Scherben eines zerbrochenen Winterfensters hervorzugucken geruhte. In dieser traurig possierlichen Gesellschaft durchlebte ich einige lange Monathe, welche mir eine halbe Ewigkeit dünkten; geplagt von Mäusen, die ohne Rücksicht auf meine ehrwürdige Gestalt mich unaufhörlich zupften und neckten. Doch endlich nahte die glückliche Stunde meiner Erlösung. Ein neu angehender Direktor einer von den Schauspielertruppen, welche wie die Nomaden-Stämme der Araber nie auf einem Platze bleiben, suchte hier seine mangelhafte Garderobe zu rekrutiren. Er durchlief mit Falkenaugen den ganzen Index des Kleider- und Geräthmagazines, wovon er sich einen bedeutenden Vorrath halb gegen Bezahlung und halb gegen Kredit auswählte. Endlich gewahrte er mich – „Herrlich“ rief er, „das ist just so eine wie ich sie brauche. Der alte Herr in *Nicht mehr als sechs Schüsseln*,²⁷ Theseus in *Ariadne auf Naxos*,²⁸ und der Großmeister in der

*Weiberehre*²⁹ müssen sich vortrefflich darin ausnehmen.“ Meiner Eigenliebe und meinem Stolze wurde auf einmal geschmeichelt, alle meine Locken, die eine Zeit lang vom Kummer zusammengeschrumpft waren, schwellten auf, und es war nicht anders, als ob die abgelebten Kleider an den Wänden, die in den Ecken lehrenden Ofenkrücken, Waldhörner und Patronaschen³⁰ mit neidischen Augen zu mir emporsähen; ja selbst die alte defekte Baßgeige schien darüber zu knurren. Noch warf ich meinem lieben Haubenstocke den letzten zärtlichen Blick zu, und verließ mit unaussprechlicher Freude meinen Aufenthalt, um eine Laufbahn anzutreten, welche mir eine meiner Würde angemessene Rolle darboth. Alles wurde auf einen Schiebkarren zusammengepackt, welcher mir in meiner frohen Illusion schöner als ein Phäton dünkte, und so langten wir endlich in einem kleinen Städtchen, als dem Orte unserer Bestimmung, an. Hier wurde ich dem Theaterfriseur, der zugleich das Fach der schmachtenden Liebhaber spielte, wozu ihn seine abgezehrte Gestalt und der matte Ton, der aus der hektikalischen³¹ Brust hervor kam, vollkommen eignete, übergeben, und dieser bewies sogleich dem Prinzipal mit ächtem Kunstsinne, daß meine gegenwärtige Gestalt für seine Bühne nicht anwendbar sey. „Wir können“, sprach er, „kein einseitiges Individuum brauchen – jeder muß sich von uns zu mehreren Fächern bequemen; ich werde daher diese ungeheure Knüpfelperücke so zustutzen, daß sie in verschiedene Situationen paßt – von dem übrigen großen Vorrathe von Haaren können wir noch einige Bauernperücken, Banditenbärte und einen langen Haarzopf bekommen, welcher unserm Heldenspieler wenn er, den Haudegen an der Seite, in seinem ledernen Beinkleide und gewichsten Stiefeln, und die Hände auf den Rücken gelegt wie ein Hahn herumsteigt, trefflich passen wird.“

Mein Herr war außer sich vor Freude über die unerwartete Vielseitigkeit meiner Individualität und Vermehrung meines Geschlechtes, ich

wurde sogleich in die Arbeit genommen, und kam mir vor wie eine Hauswurze, vor der man die überflüssigen Ableger wegnimmt, um sie in andere Gartengeschirre als neue Stammhälterinnen zu verpflanzen. Der Haarkräusler war nicht ungeschickt, ich gefiel mir in meiner neuen Gestalt, und da ich in der Garderobe aufgehängt wurde, wo ich um mich her die aus mir gefertigten kleineren Perücken und Bärte mit solcher Freude erblickte, wie eine Großmama ihre lieben Enkel, unter denen ich den großen Haarzopf als künftigen Majoratherrn betrachten konnte, so hatte ich auch Gelegenheit, die Schauspielergesellschaft zu betrachten. Unmöglich können so vielerley Ingredienzen zu einer Kraftsuppe verwendet werden als hier sich beysammen befanden. Mein Prinzipal spielte die Lustigmacher – seine Physiognomie schien dazu geeignet, doch nur auf der Bühne; den außer dieser schnitt er immer die fürchterlichsten Gesichter, wenn er eine Gage hergeben mußte. Seine Gemahlinn, beynahe so hoch als unsere Koulissen, hager und zahnlos, und schon stark in die fünfzig, ließ sich die Rollen einer Gurli³² oder Sapho³³ um keinen Preiß nehmen. Der Regisseur spielte die zärtlichen Väter, weil er aber eine Tenorstimme hatte, so wurde er schon einigemale in der Rolle der Jungfrau von Orleans mit Beyfall aufgenommen – ein kleines bucklichtes Weibchen spielte mit gleicher Präzision die Semiramis³⁴ und im Nothfalle den Ferdinand Korte;³⁵ der junge Theatermahler aber war schon einigemale mit Beyfall als Kätchen von Heilbronn und Präziosa³⁶ aufgetreten. Doch ich will in meinen Schilderungen nicht zu langweilig werden. Ich sehnte mich nach meinem ersten Debüts, denn ich versprach mir so vielen Beyfall, daß ich mit Grund hoffen konnte, in einem Cyklus von Rollen aufzutreten, und war innig erfreut als ich hörte, daß ich zuerst in dem Stücke: Ariadne auf Naxos, auf dem Haupte des Theseus paradiren sollte. Der Anschlagzettel, welcher schon acht Tage vorher ausgegeben wurde, ließ ein über-volles Haus erwarten, und ich schwamm in einem Meere von Entzücken.

Doch entschuldigen Sie Herr v. Pfiffspitz, der Briefbogen ist voll angeschrieben, und da ich Ihrer werthen Gewohnheit nach meine Briefe frankiren muß, so sehe ich mich genöthiget, ob des vielen Postgeldes abzubrechen und mir die Fortsetzung auf ein andermal zu ersparen.

[...]

Viertes Kapitel

Der Theaterprinzpal erlebt ein Unglück, worüber sich die Perücke selbst alle Harre ausraufen möchte

Die entscheidende Stunde schlug, das Personal war in der Garderobe versammelt, und stand bereits im Kostüme da; im Auditorium war ein entsetzlicher Lärmen von der Volksmenge, welche wie die Wellen des Meeres auf- und abwogte. Der Prinzpal und der Liebhaber, welcher den Theseus spielte, kamen mitsammen. Der Erstere hatte diesmal die Bearbeitung des Donnerwetters auf dem Schnürboden übernommen, der Letztere warf sich eiligst in die Kleider; der Prinzpal half dem Garderober der Eile wegen. Eben wollte er mich auf dessen Heldenhaupt setzen, als eine Gurte am Harnische sprang. Hier mußte nun die schnellste Hilfe geleistet werden; um freye Hand zu bekommen setzte mich der Prinzpal indeß geschwinde auf seinen Kopf, und ich erkannte vermög meiner magnetischen Kraft sogleich, daß er einen fürchterlichen Rausch habe, da ich mir vorher sein Herumtaumeln als eine Nervenschwäche von den vielen Einladungsvisiten bey den Honoratioren erklärt hatte. Jetzt war der Fehler an der Rüstung gut gemacht, ich wanderte auf den Kopf meines Helden, ach, und vermög meiner spirituellen Erkenntniß entdeckte ich sogleich, daß von der ganzen Rolle auch nicht ein einziges Wort im Kopfe war. Ich schwitzte so stark vor Angst, daß beynahe die Pomade an meinen

Locken zerflossen wäre. Das Stück begann. Mein Held wurde mit al-
lem Applause empfangen, wovon ich natürlich einen guten Theil mir
zuschrieb; aber bald bemerkte ich noch eine neue Fatalität. Ich war
vorher nicht probirt worden, und also für diesen Kopf etwas zu weit;
so oft er anfang zu deklamiren und dabey die fürchterlichsten
Gesichter schnitt, ruschte ich auf dem Kopfe von einer Seite zur an-
dern, wie ein Kaufmannsdiener, der auf einem Janschischen Mieth-
pferde³⁷ in den Prater reitet, und sich nicht sattelfest halten kann – so
zwar, daß der arme Theseus, gerade, wenn er im höchsten Affekte
war, mit beyden Händen hinaufgreifen und seinen Haarboden
zurechte richten mußte, wodurch natürlich immer ein lautes Ge-
lächter unter dem Publikum entstand. Da das Stück von dem Prin-
zipal ganz neu für diese Bühne bearbeitet worden war, so kamen auch
ganz andere Szenen darin vor, welche sein Kraftgenie für besser fand.
So mußte zum Beyspiele Theseus nach gänzlicher Erschöpfung in
einen stärkenden Schlummer versinken, und ihm Amor in einer
Wolke erscheinen. Dieser Flugwagen war ein Meisterstück, von der
Hand des Prinzipals selbst gemahlen, und war ganz besonders, so wie
der herrliche Anblick des ganz neu kostümirten Amors auf dem Zet-
tel angekündigt worden. Unglücklicherweise wurde mein Theseus
in der Rolle irre, er deklamirte nun um eine Viertelstunde zu früh die
Schlafszene, warf sich wie ein Stück Holz auf eine Rasenbank, so daß
ich, ohne daß er es bemerkte, von seinem Kopfe hinter die Rasenbank
hinabfiel; der Souffleur, der keine Pause dulden konnte, gab also auch
zu früh, ehe sich der Amor noch auf dem Schnürboden befand, das
Zeichen – jetzt zeigten sich die mit herrlicher Rosafarbe bemahlten
Wolken der herabsenkenden Maschiene, das ganze Publikum war in
gespannter Erwartung – und, o du Unglücksstern! in dem Wolken-
wagen saß unsers Souffleurs ungeheurer Pudel, welcher gewöhnlich
auf dem Schnürboden sein Jausenschlächchen machte, und nun beym

herablassen, ohne zu wissen wie ihm geschah, in höchster Verwunderung seine Schnauze nach allen Richtungen herumdrehte. Kein Gelächter, sondern ein Gebrüll erscholl unter dem Publikum – mein Theusus selbst sprang erschrocken auf, und ein zweytes wüthendes Gelächter ertönte, als dieser statt des schwarzen schönen Lockenkopfes einen sparsam mit grauen Härchen besetzten Schädel vorzeigte, gleich dem Herzoge Ludwig dem Strengen,³⁸ dem der Gram über Nacht seine Haare gebleicht hatte. Während dieser Katastrophe gelang es dem vierfüssigen Amor, einen Satz aus dem Wolkenwagen zu machen – die Bestie sah mich kaum hinter der Rasenbank liegen, so schleppte sie mich, an das Apportiren gewohnt, zu seinem Herrn an das Souffleurloch – dieser griff hastig nach mir, aber so leicht wollte der Pudel seine Beute nicht fahren lassen, einer riß hin, der andere her, bis endlich das Ungethüm die Oberhand erhielt, und mit mir in die Koulissen rannte.

Die Zuseher hatten ihre Zwergfelle in solchem Übermasse erschüttert, daß sie weder mehr lachen noch keuchen konnten; es folgte also wie nach dem heftigsten Sturme eine wohlthätige Windstille, und besonders brachte das Erscheinen der Ariadne, welche ein Liebling des Publikums war, dieses zu einem schonenden Schweigen. Mich hatte ein Statist nach unendlicher Mühe von dem Ungeheuer errettet, aber ich war schrecklich zugerichtet; ich verzweifelte an der Hoffnung, je wieder zu meinem vorigen Glanze zu gelangen. Noch mußte ich, da der Statist nicht Zeit hatte, mich in die Garderobe zu tragen, sondern an einer Koulisse aufhing, Zeuge eines furchtbaren Specktakels seyn. Die arme Ariadne war der Szene, durch einen Sprung von dem fürchterlichen Felsen auf Naxos ihr Leben zu enden nahe. Eine solche Katastrophe mußte von einem schrecklichen Donnerwetter begleitet werden. Der betrunkene Prinzipal rumorte auf dem Bretterboden wie besessen herum – solche Donnerschläge sind noch in den höchsten Schweitzergebirgen nicht erhört worden. Die Schläge folgten so takt-

mässig, als ob man einen Delinquenten um den andern fünfundzwanzig abmessen wollte. Das ganze nur in der Eile zusammengesetzte Theater zitterte, und kaum hatte Ariadne die Höhe des Felsens erklettert, um den Todessprung zu wagen, als plötzlich der Boden unter ihr zu wanken anfang, die Erde sich öffnete und sie zwischen die papiernen Steinklüfte wie in einen Trichter hineinrutschte. Nur ein Schrey ward gehört, und wie eine Sternschnuppe schnell verlischt, lag sie unter den Gebirgstrümmern und Meereswogen begraben. Der Vorhang fiel, aber das Geschrey des entsetzten Publikums war außerordentlich, es mußte aufgezo-gen werden. – Der Direktor trat leichenblaß hervor, und bedeutete den Theaterfreunden stotternd, es sey kein anderes Unglück geschehen, als daß sich die arme Ariadne an den Meereswellen beyde Schinbeine stark aufgeritzt habe. Das Publikum war dadurch beruhiget und entfernte sich.

Aber auf den Prinzipal so wie auf mich hatte dieser Zufall den verderblichsten Einfluß. Die unglückselige Meereswo-gel hatte durch einige aus ihr hervorragende Nägel den Beinen der armen Ariadne eine so starke Verletzung beygebracht, daß ihre Kur bey-nahe sechs Wochen lang währte; der Held Theseus konnte die Schande, von einer Perücke und einem Pudel so grausam blamirt worden zu seyn, nicht ertragen, und hatte in derselben Nacht noch seinen Bündel geschnürt. Es fehlten also die zwey Hauptpersonen der Gesellschaft; der arme Prinzipal konnte nur fade extemporirte Stücke geben; die Städter gingen zur Jahrszeit lieber in die Gärten als diesen entsetzlichen Galimathias³⁹ anzuhören, und so gerieth die Bühne in einen solchen zerütteten Zustand, daß eines Morgens die sämtlichen Theatermitglieder so plötzlich entschwunden waren, wie die Irrwische⁴⁰ auf einem Moorfelde. Nun fielen die vorhandenen Gläubiger gleich den hungrigen Raben über den Nachlaß her, und suchten sich an den vorhandenen Garderobstücken und Dekorationen zu regressiren.

Mich Unglückliche traf ein trauriges Loos; verrissen, als ein unansehnlicher Lappen hieng ich an einem Nagel. Ein Jude⁴¹ kaufte von den Gläubigern die meisten Garderobestücke, schon hatte er seinen Bündel mit den Lumpen so vollgestopft, daß er sie mit Füßen hineintreten mußte, da warf ihm ein über den wenigen Gewinn erzürnter Gläubiger mich noch als Zugabe darauf, der Bündel wurde zugeschnürt, und ich ward in dumpfer Betäubung und Dahinschmachtung weiter gebracht. -

[...]

Ich liefere Ihnen daher einstweilen die Fortsetzung von der

Geschichte einer Allonge-Perücke

Vielleicht kömmt dieser Tage mein Freund Student zurück, und liefert mir neue Beyträge für Ihr Notizenblatt.

Fünftes Kapitel

Ehstandsszenen, wie es gar viele gibt

„Als ich wieder das Licht erblickte“ - spricht die Perücke - „befand ich mich, so wie ehemahl bey dem Trödler, nun in einer Rumpelkammer des Juden, nur mit dem Unterschiede, daß hier alles grauser untereinander lag. Wie schmerzhaft mußten meine Gefühle seyn! Nicht allein, daß ich mich in dem erbärmlichsten Zustande befand, auch von meinen Abkömmlingen war ich getrennt; die Ungewißheit ihres Schicksales erfüllte mein Muterherz mit den bittersten Kummer, und am wenigsten glaubte ich den Verlust meines Sprößlings, des jungen

majestätischen Haarzopfes überleben zu können. So floßen meine Tage in stiller Wehmuth dahin. Endlich wurde in all den verrissenen und beschmutzten Lappen herumgemustert, welche um mich herlagen, auch ich wurde von allen Seiten herum gedreht und gewendet.“ „Mein, was soll mir das Dings für Nutzen bringen?“ – sprach der Jude, „mag ichs wenden und stürzen wie ich will, schaut kein Heller Profit heraus; wer waß was für e Ganef⁴² es gehabt hat auf seinen Kopf – weih geschrieen! könnt ich vielleicht erben gar böse Krankheit.“ – Mit diesen Worten schleuderte er mich zur Thüre hinaus, wo ich in einem Winkel blieb – doch noch einmal sollte mein Glücksstern mir leuchten. Ein Lumpensammler ging an mir vorüber, sein Scharfblick entdeckte mich, er hob mich mit seinem Krückenstäbchen zur näheren Besichtigung in die Höhe, und da ich ihm dennoch zu etwas brauchbar zu seyn schien, mußte ich durch einen geschickten Wurf einen *salto mortale* über seinen Kopf in die Butte⁴³ machen, welche an seinem Rücken hing. Neben den häßlichsten Lumpen lag auch ein Stück gebratenes Fleisch in ein Papier gewickelt neben mir, welches sich der Eigenthümer vermuthlich zu einem Nachtmahle in irgend einer Garküche angekauft haben mochte. Noch mag es ihm zur Wanderschaft in seine Wohnung zu früh gewesen seyn, denn er trat mit mir in eine Bierschenke, wo er die Butte in einen Winkel stellte, und sich den erquickenden Trank trefflich schmecken ließ. Der Wirth hatte einen kleinen Buben von ohngefähr fünf Jahren, welchen er zur nicht sonderlichen Freude der Gäste ungestört in der Schenke sein Wesen treiben ließ – der kleine Satan schmierte in allen Winkeln herum, kroch auf alle Tische und Bänke, und betastete mit seinen Händen, welche vom Schmutz aussahen als ob er Trauerhandschuhe an habe, alles an; – wie ein Quecksilber war er alle Augenblick wo anders, über welche Gewandtheit der Vater stets eine laute Lache aufschlug. Jetzt kam das bausbackige Ungethüm auch an die Butte – ihn lüsterte, den Inhalt zu besehen; er war zu klein, hielt sich mit beiden Händen an,

um sich hinaufzuschwingen – die Butte verlor unschuldigerweise, ihr Gleichgewicht und stürzte auf den Buben, daß der ganze Inhalt herauskollerte. Der Bube erhob ein Zettergeschrey. Der Vatter eilte hin, seinem lieben Söhnchen zu helfen, in dem nämlichen Augenblicke machte ein Hund hinter einem Tische einen Satz hervor, faßte mit Blitzesschnelle das Papier mit dem Fleische und rannte zur offenen Ladenthüre hinaus. Der Lumpensammler schrie um sein Eigenthum, einer der Gäste hob mich auf, und schlug mich zum allgemeinen Gelächter der übrigen seinem Nachbar um das Maul, und so entstand plötzlich ein Lärmen der verschiedensten Art. Der Herr des Hundes legte sich ins Mittel, er untersuchte mich mit wenigen Blicken, und mochte als Kenner, da er ein Haarkräusler war, sogleich meinen Werth beurtheilt haben. Er versprach dem Lumpensammler seinen Fleisch-Verlust mit einigen Groschen zu vergüten, wenn er mich noch besonders für eine Halbe Bier mit in den Kauf geben wollte; der Handel war abgeschlossen, der Friede wieder hergestellt, und sogar der diebische Hund, welcher, mit Wohlbehagen über den gehabten Genuß seine Schnauze ableckend, wieder zur Thüre herein sah, wurde nicht mehr angefeindet, und bald wanderte ich mit meinem neuen Herrn aus der dunstigen Schenke in seine freundliche Wohnung.

Welche wohlthätigen Empfindungen erfüllten mich bei der gänzlichen Reinigung, welche nun mit mir vorgenommen wurde; gleichsam ein neues Leben wurde mir eingeflößt. Mit kunstgeübter Hand ward ich zu einer Locken-Tour⁴⁴ umgeformt, und konnte mich bald wieder in der anständigsten Gestalt vor den Augen der Welt sehenlassen. Nun wurde ich auf die hölzerne Büste eines Mannes placirt, und in den Auslagkasten gestellt; neben mir stand eine weibliche Büste, gleichfalls mit den modernsten Locken geschmückt – und diese beiden Figuren sahen sich mit solchen zärtlichen Blicken an, daß mir das

Herz im Leibe gelacht hätte, wenn diese Wesen so wie ich einer sentimentaln Empfindung fähig gewesen wären. Ach wie manche junge Herren, ach wie manche Fräulein sah ich vorbei gehen, und vor dem Auslagkasten stehen bleiben, bey denen ich trotz aller Anstrengung meiner magnetischen Kraft keinen bedeutenden Unterschied von diesen beiden Büsten finden konnte. Das Gewölbe war in einer der gangbarsten Strassen der Stadt, ich genoß der schönsten Aussicht, bewunderte und wurde bewundert, und hatte nun Muße genug, mich von den erlittenen Beschwerlichkeiten zu erholen.

Unter allen Vorüberwandelnden war mir ein schon ziemlich bejahrter Herr vorzüglich aufgefallen. Zu Mittags um 12 Uhr und Abends um 6 Uhr fand er sich richtig auf dem Platze ein – er war eben nicht sonderlich groß, ging aber wahrscheinlich vom Alter etwas vorwärts gebeugt, und mit den Füßen wollte es gar nicht mehr recht fort, denn er trippelte bei jedem Schritte so zitternd einher, als ob er auf Eyern ginge. Sein Anzug war modern und verrieth Wohlstand – das vom Alter ganz faltige Gesicht schmückte eine moderne Locken-Perücke, welche immer so nett hergerichtet war, daß das boshafte Ding, wenn der Herr vor dem Auslagkasten stehen blieb, immer nur mit stolzen herabwürdigenden Blicken auf mich sah – ich fühlt dadurch einen solchen Ingrim, daß ich ihr, ganz meine noble Erziehung vergessend, mit Gusto in die Haare gefallen wäre, und das wäre doch zu arg für eine Perücke gewesen, welche sich rühmen kann, schon zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges aus dem Fenster des Rathhauses geflogen zu seyn, während der Nickel vielleicht erst seit zwanzig oder dreyßig Jahren dem Schädel eines gemeinen Menschen ihr ursprüngliches Daseyn verdankte. Ich blickte also mit wahrem Ahnenstolze auf dieses neugebackene Modefigürchen herab. Der alte Herr, von dem ich eben sprach, hielt alle Augenblicke sein Lorgnett vor die Augen, und ich bemühte mich vergebens nachzusehen, wohin denn seine Blicke schoßen, denn der dumme Haubenstock unter mir war zu

keiner Bewegung zu bringen, und gerade dann fing der alte Herr am heftigsten zum forttrippeln an, wenn gar keine merkwürdige Person vorüberging – denn unmöglich konnte doch seine Aufmerksamkeit einigen vorbeieilenden Küchentrabanten gelten, welche mit hochaufgeschürzten zinoberrothen Armen Wasserkrüge oder andere Küchenrequisiten vorbeityugen? Wirklich lächerlich aber war es, wie der alte Herr in Eifer gerieth, wenn ihm eine Schiebkarre oder ein schwer bepackter Träger in den Weg kam, und mit welcher Ängstlichkeit und weit vorgestrecktem Halse er sich dann bemühte, durch die heftigste Anstrengung der widerspänstigen Füße den versäumten Weg wieder nachzuholen.

Nach einer mehrtägigen Abwesenheit ließ mein alter Herr sich eines Abends wieder sehen; er stieg wie gewöhnlich gleich einem Pfauen auf und ab, und lorgnettirte nach allen Seiten herum – plötzlich schien er jemanden Bekannten zu erblicken, wollte in größter Hastigkeit naheilen, aber in dem nämlichen Augenblicke fuhr ein Wagen aus dem Hause, mein Alter wollte über den Weg hinüber, allein da polterte mit einem Geprassel, daß es die Ohren zerschmettern könnte, der starkbeladene Wagen eines Fleischhauers mit zwey tobenden Hengsten einher – die fünf Knechte, welche wie die Henker oben saßen, schriegen nach Leibeskräften: „aufgeschaut“, noch hätte mein alter Herr auf einem andern Winkel durchschlüpfen können, aber da traten ihm zwei Träger mit einem Fortepiano entgegen, und diesen folgte mit riesenmäßigen Rossen bespannt ein fünf Klafter langer Bierwagen nach, neben welchem die Bierabträger in ihren weißen Templerkleidern gravitatisch einherschritten. Von allen Seitengässen kamen Kaleschen und Gesellschaftswägen daher, welche letztere vermög ihrer Bauart zwischen dem übrigen leichten Fuhrwerke wie die geschoppten Gänse herumwackelten – die ganze Strasse kam in Aufruhr – die Fußgeher wußten nicht, welchem Rade sie zuerst ausweichen sollten – mein alter Herr hatte sich glücklich noch bis zum

Friseurgewölbe durchgearbeitet – da schnalzte der Kutscher des Fleischhauerwagens in die Pferde, die Peitsche verwickelte sich durch einen von der kreuzartigen Bewegung entstehenden Knoten in die Perücke, und ich sah triumphirend meine gehaßte Nebenbuhlerin hoch in die Luft fliegen und schnell wieder unter der Menschenmasse versinken, um wahrscheinlich von den Pferden zerstampft zu werden. Ich hätte über die plötzliche Vernichtung dieser aufgekräuselten Kokette vor boshafter Schadenfreude laut auflachen mögen.

Mein alter Herr stürzte in das Friseurgewölbe – an Wiederauffinden der verlorren Konkubine war nicht mehr zu denken, aber für den kahlen Kopf mußte doch augenblicklich Rath geschafft werden, und mein Herr konnte mich nicht rühmen genug. Ich ward aus dem gläsernen Gefängnisse geholt und paßte prächtig auf den Kopf, ja, ich gab mir selbst alle Mühe, mich so niedlich als möglich anzufügen, so wie eine Prima Donna in der Oper sich alle Mühe gibt, ihre einmal gesunkene Rivalin ja nicht mehr auf ein grünes Zweig kommen zu lassen.

Kaum saß ich auf dem Haupte meines neuen Eigenthümers, so entdeckte ich in seinem Innern gar keinen eigentlichen Charakter, sondern ein wahres Chaos – er war äußerst gutmüthig, besaß Verstand, den er aber selten am rechten Orte anwandte. Er spielte gegen seine Untergebenen gerne den Herrn, aber nur außer dem Hause; denn ich bemerkte in seinem Innern eine außerordentliche Furcht vor seiner Gemahlin, wovon ich bald Gelegenheit fand mich näher zu überzeugen.

Die Angst, welche er bei dem Gedränge der Wägen erlitten hatte, verleidete ihm einen Spaziergang, den er vorgehabt hatte; er sehnte sich nach Ruhe und ging also nun spornstreichs nach Hause. In keinem Geschöpfe läßt sich die weibliche Neugierde verläugnen, ich brannte also auch vor Begierde, die häuslichen Verhältnisse meines Herrn näher kennen zu lernen. Er trat in seine Wohnung, eine Dienstmagd

öffnete die Thüre. Sobald wir in's Zimmer kamen, fiel mein erster Blick auf seine Gattin, welche auf dem Soffa im modernsten Anzuge saß. Ey dachte ich mir, wie war es denn dem alten Mann möglich, ein so junges Weibchen zu bekommen – aber wie leicht kann man sich täuschen, wie gewaltig betrügt oft der Anzug. Wie ich näher kam, bemerkte ich erst die vielen Falten im Gesichte, und die fingerdick aufgetragene Schminke, welche ich von der Ferne für die blühende Farbe der Gesundheit hielt. „Guten Abend, Loiserl,“ sprach der Herr Gemahl, „nicht wahr, heute bin ich brav, daß ich so früh nach Hause komme? Ja schau mein Kind, ich habe heute meine Arbeit nicht vollenden können, weil mir nicht recht wohl ist, und habe mich nach Hause getummelt, um bald ausruhen zu können; aber du siehst mich ja gar nicht an.“ – Da hat sie recht, dachte ich mir, denn es war eine entsetzliche Lüge, die er ihr jetzt gesagt hatte – „du schaust mich ja gar nicht an,“ fuhr er fort. „Ich wüßte nicht warum.“ „Aber liebe Loiserl, bemerkst du denn gar nichts an mir? du hast ja immer Ausstellungen über meine Tour gehabt.“ – „Weil du darin aussiehst wie ein Affe.“ Diese Herabsetzung meiner Todfindin freute mich innig. „Nun schau, wie ich alles anwende, was dir Freude machen kann. Du hast mich oft ausgezankt wo ich so viel Geld ausgabe – nun schau Loiserl, jetzt kann ich dirs sagen, ich habe mir von meinem Taschengelde so lange zusammengespart, bis ich mir eine neue Tour habe kaufen können.“ – Ich erschrack auf das heftigste über diese abscheuliche Lüge. – Die Frau warf einen Blick auf mich. – „Du hättest auch was gescheidters thun können, als für solch ein Schwalbennest so viel Geld ausgeben; du siehst darin aus wie ein Widhopf.“ Nichts in der Welt kann so unversöhnlich erbittern als die beleidigte Eitelkeit, ich fühlte mich bei der Herabwürdigung meiner Schönheit ganz erschüttert und schwur dem griesgrämigen Weibe ewigen Haß.

„Dir ist nichts recht, was ich thue“ – brummte der Mann, ich werde nur ein Paar gute Freunde besuchen und sie um ihre Meinung befragen.“ Er nahm Hut und Stock, aber die Frau sprang auf wie eine Furie, riß ihm beides aus der Hand, und schleuderte es in einen Winkel. – „Du wirst heute nicht mehr ausgehen“ –

„Aber Loiserl warum denn nicht?“ „Weil ich meine Krämpfungen habe“ – „Schon wieder?“ „So? wird dir die Pflege deines Weibes schon zu viel? – Das ist das Loos aller Weiber, das sind meine Aussichten für die Zukunft – ich kann bei so vielen Kränkungen nicht gesund werden.“ –

„Aber Herzensloiserl, es war ja nicht so böse gemeint. – Du weist ja, mir geschieht gewiß recht hart, wenn dir etwas fehlt.“ – Ich blickte in seinen Kopf und fand daß es nicht wahr ist. – „Geh liebe Loiserl, geh leg dich ins Bett – wo ist denn die Magd, daß sie dir Tücher aufwärmt?“ – „Das ist eben das Unglück, daß ich niemanden habe, der mir beisteht. Der Mann ist den ganzen Tag nicht zu Hause – der Himmel weis wo er herumsteigt.“ –

„Nein liebe Loiserl, du thust mir unrecht, wenn ich nicht zu Hause bin, sitze ich bei meinem Schreibtisch – schau so mußt du mir nicht kommen, auf die Kränkung mußt du mich gleich mit einem Busserl wieder gut machen.“

„Hast du nicht gehört, daß ich mir den Magen verdorben habe? das schlechte Essen von heute war Schuld daran, darum hab' ich auch dem Trampel an der Stelle aufgesagt. – Morgen in der Fruh gehst du auf's Amt, und holst einen andern Dienstbothen.“ –

„Loiserl verlang von mir was du willst, aber das thue ich nicht mehr. Schau Loiserl, ich muß doch auch ein Bissel auf meinen Charakter gehn – du brauchst alle dritte, vierte Tag einen andern Dienstbothen – jede muß den Hausbrauch erst kennen lernen; aber wenn man sich

wirklich an eine ein Bischen angewöhnen und sie in unsere Wirthschaft einstudieren will, marsch, muß sie wieder fort – und allemal soll ich der Katze die Schellen anhängen. Die Herrn im Amt lachen schon alle, wenn sie mich nur von weiten sehen, und wollen mir schon gar keinen Dienstbothen mehr herausgeben – mit dem Kräutler- und Standelweibern hast du's ohnehin schon längst verdorben – und denk' nur, wie die Welt ist, wenn mich die Leute alle Augenblicke mit einer andern Köchin auf der Gasse sehen, wer weiß, was sie mir noch alles nachreden könnten. – Aber Loiserl, was schneidest du denn für Gesichter – was ist dir denn?“

„O weh! meine Krämpfungen nehmen überhand.“

„Wart Loiserl, ich will geschwind Feuer machen, und dir einen Kamillenthee kochen – aber das sag ich dir noch einmal, um eine neue Köchin geh ich morgen auf keinen Fall.“

Kaum waren die letzten Worte aus dem Munde, so flog ein Teller, der auf dem Tischchen neben der kranken Frau stand, hart neben seinem Kopfe vorbei, daß er an der Thüre in tausend Trümmer zerschlug. Mein Herr eilte in die Küche, und ich war Zeuge von der Geschäftigkeit, mit welcher er das Linderungsmittel für die theure Gattin zubereitete. Auch die Speisen für sich wurden aufgewärmt – nun wurde aufgedeckt, und ich konnte mich gar nicht genug wundern, wozu die gnädige Frau bei dieser Geschicklichkeit ihres Herrn Gemahles noch eines Dienstbothen bedurfte. Jetzt wurde zum Speisen gegangen, aber vorher trug mich mein Herr noch in sein Kabinet, wo er mich auf einen Keridon⁴⁵ placirte, und da er hinter sich die Kabinetsthüre zumachte, konnte ich nichts weiter mehr von den Gesprächen des zärtlichen Ehepaares vernehmen.*

* Das ist auch recht gescheidt, ich weiß gar nicht, zu was sich die Perücke in Familiensachen eindringen will – so ein dummes Ding soll froh seyn, wenn es nicht von allen weiß, was in der Welt vorgeht.

Gerne, Herr v. Pfiffspitz, würde ich Ihnen noch mehr schreiben, aber das Manuskript meines Freundes Studenten ist nicht vollständig, und bis er zurück kömmt, werde ich Sie wohl in meinem nächsten Briefe von andern Gegenständen unterhalten müssen.

[...]

Da ich ein anderes Blatt vornehme, fällt mir die Überschrift: Fortsetzung und Beschluß von der Geschichte einer Allonge-Perücke in die Augen, und ich will Ihnen diese sogleich liefern, weil ich glaube, daß es Ihnen auch nicht unangenehm seyn wird, zu dem Ende der Leiden dieses bedrängten Wesens zu kommen.

Sechstes Kapitel

Die Allonge-Perücke erlebt auf einer Landparthie ein Unglück, das nicht mehr zu repariren ist

Am folgenden Tage mußte ich sogleich wieder das Haupt meines Mäcenaten schmücken. Bevor ich noch meinen Sitz einnehmen konnte, hörte ich, daß er Mittags nicht zum Speisen nach Hause kommen könne, weil ihn seine Amtsgeschäfte zu einer wichtigen Untersuchung beriefen. „Schon gut, schon gut“, brummte die Frau Gemahlin, „ihr habt alleweil Untersuchungen bei euren Landbeamten, bis ich einmal untersuchen werde, ob es wahr ist - und wo geht denn das wichtige Geschäft vor?“ „Außer den Brücken, mein liebes Loiserl.“ Mit diesen Worten setzte er mich auf den Kopf, und ich sah sogleich, daß er eine recht artige Landunterhaltung in Meidling vorhabe. „Mach, daß du mit dem Anzuge fertig wirst, denn du mußt noch auf's Amt wegen eines Dienstbothen.“ - „Aber Herzensloiserl, ich habe

dich doch so schön gebethen – ich kann ja meinen Dienst nicht versäumen.“ „Auch mein Dienst darf nicht versäumt werden, darum mache, daß du fortkommst, wegen einer halben Stunde wird bei deinem Untersuchungsgeschäfte nichts verloren gehen.“ Mein Herr seufzte, warf sich in die Kleider so hastig als möglich, und eilte mit mir auf's Amt. Auf beiden Seiten machten dort die vazirenden⁴⁶ Dienstbothen Spalier, und warteten auf gut Glück. Das war ein wahres Durcheinander, klein, dick, groß, hager, breitgedruckte Golatschengesichter⁴⁷ und Nasen wie die Schnäbel von Nußhehnen – manche waren so schlampig, daß man sie gleich auf den Trödelmarkt hätte schicken sollen, dagegen wieder andere so geputzt, daß ich glaubte, es wären gnädige Frauen, welche sich hier einen Dienstbothen aussuchen wollen. – Es war mir unbegreiflich, wie eine Dienstmagd von ihrer kleinen Besoldung sich einen solchen Putz anschaffen könne.* Endlich kamen wir in das Arbeitszimmer. Mein Herr sagte die nöthigen Bedingnisse. Es wurden mehrere Mägde gerufen, aber den Meisten sah man an, daß ihnen ein Spaziergang mit dem Liebhaber weit lieber sey, als ein Dienst mit etwas Arbeit verbunden; den gnädigen Herrn sahen zwar alle recht freundlich an, aber dennoch weigerte sich jede in den Dienst zu treten, denn die gnädige Frau war schon so renomirt, dass sich jede standhaft weigerte: „Ich kann den Mägden nicht unrecht geben, denn das stürmische Betragen Ihrer Frau ist schon zu bekannt,“ sprach ein Herr. „Aber ich kann doch nicht ohne Dienstbothen nach Hause gehen? Ich nehme die nächste beste, meine Loiserl soll sie meinetwegen heute wieder fortjagen, wenn ich nur meine Commission nicht versäume.“ – Da entschloß sich endlich ein plumper bausbackiger Trabant, und zottelte neben dem gnädigen

* Weil die dumme Allonge-Perücke nicht weiß, was das Marktgeld trägt, und wie viele andere Akzidenzen mancher Dienst abwirft, wenn sich so eine Person gut aufführt.

Herrn auf der Gasse daher zum allgemeinen Gelächter der herumsitzenden Kräutlerinnen. Mein Herr zog hastig an der Glocke. „Ich kann mich nicht aufhalten Loiserl“, rief er, „da hast du eine Köchin, siehe gleichwohl wie du mit dieser Dampfnudel daraus kömmt.“ Er schob den Nickel zur Thüre hinein, und rannte hastig über die Stiege hinab, um nicht noch einen weiteren Auftrag von der Frau Gemahlin zu erhalten.

Spornstreichs ging es nun nach dem Mehlmarkte zu einem Gesellschaftswagen. Eben kam er noch zurechte, denn die Abfahrtsstunde schlug, und die Gesellschaft, welche den ganzen Wagen für sich gemiethet hatte, wartete bereits mit Ungeduld. Mein Herr kam zwischen zwei ganz artigen Mädchen zu sitzen, und ich bewunderte, da ich ihn zu Hause nicht viel sprechen gehört, seine Unterhaltungs-gabe, denn der Mund stand ihm keinen Augenblick stille, und die Mädchen waren so zärtlich mit ihm, daß ich sie für nahe Anverwandte halten mußte. – Bey dieser Landunterhaltung bewieß mein Herr, daß er keineswegs so sparsam sey, als er zu Hause vorgab, denn er ließ im Gasthofs wacker für seine beyden Nießen auftragen – man kann mit Recht sagen, er that sich viel zu Guten; der Wein stieg ihm in den Kopf, und nun war es mit seiner Beredsamkeit gar nicht auszuhalten. Er ruschte auf dem Sessel von einer Seite zur andern, und schrie und lärmte nach Kräften. Die Hitze war groß, der Wein vermehrte das Feuer im Blute noch mehr – ich fing an, ihm lästig zu werden, er legte mich auf ein Nebentischchen, setzte ein Sommerkappchen auf, und so konnte ich Ärmste den Vergnügungen nicht beiwohnen, welche sich die Gesellschaft bis Abends im Garten machte.

Ein neuer Streich des Schicksals traf mich. Mein Herr hatte, vom Weine benebelt, bei Tische eine Schüssel verschüttet – kaum war die Gesellschaft aus dem Speisezimmer, so eilte der Kellner durch Aufbreitung frischen Tischzeugs dem Übelstande abzuhelfen – er

warf in der Hastigkeit seiner Bemühung das ganz in Buttersauce eingeweichte Tischtuch auf das Nebentischchen, und zwar so unglücklich, daß der ganze Saucfladen auf mich kam. Nach frischgedeckter Tafel rafte er das beschmutzte Tischzeug zusammen, erwischte mich mit, wodurch die Fette und der Schmutz erst recht in mich hineingerieben wurde, und warf mich in den Wäschkasten. Als mein Herr spät am Abende mit den Niecen aus dem Garten zurückkam, ward ich an allen Orten gesucht – aber vergebens. Mein Herr wußte genau die Stelle zu bezeichnen, wo ich gelegen hatte, man gerieth endlich auf die wahre Vermuthung, suchte nach, und brachte mich in dem erbärmlichsten Zustande wieder an's Tageslicht. Der Ärger schien meinen Herrn ganz zu verzehren, er schnitt ein erbärmliches Gesicht, während dem die übrige Gesellschaft in ein lautes übermässiges Gelächter ausbrach. Es war unmöglich, mich auf den Kopf zu setzen, welches mir um so unangenehmer war, denn ich brannte vor weiblicher Neugierde, vielleicht durch meine magnetische Anziehungskraft etwas von jenen Vergnügungen im Garten zu erfahren, denen ich, durch einen so unglücklichen Zufall verhindert, nicht beiwohnen durfte.

Ich wurde in ein Papier gewickelt, mein Herr steckte mich in den Sack, und da er beständig unruhig im Wagen hin und her wetzte, so wurde ich immer in einen noch erbärmlicheren Zustand versetzt. Die Stadt war glücklich erreicht. Mein Herr stieg mit den beiden Niecen an dem Platze ab, wo ich ihn oft hatte auf und abgehen gesehen. Zum Glücke für ihn war der Friseurladen noch offen. Mein Herr erzählte das Malheur, das ihm wiederfahren war und ersuchte um Abhilfe. – „Da kann auch leicht geholfen werden“, sprach der Paroqueur,⁴⁸ „ihre vorige Tour hat sich wieder gefunden, ich reinigte sie gänzlich vom Unrathe, besserte aus, was daran durch die Räder, die darüber gingen verdorben worden war, und nun überzeugen Sie sich, ob sie nicht in neuer Lebensblüthe pranget.“ – Diese Worte fuhren wie ein Dolch-

stich durch mein Herz. Mich hatte die Hand der rächenden Nemesis ergriffen. Meine Schadenfreude über das Unglück meiner Nebenbuhlerin wurde mir reichlich vergolten, sie prangte wieder auf ihrem vorigem Platze, und ich lag in einem solchen widerwärtigen Zustande vor ihren Augen, daß ihr beinahe übel geworden wäre. Ich verlor sie und meinen Gebiether wahrscheinlich auf immer aus den Augen.

[...]

Ich schreibe Ihnen den vor mir liegenden Schluß von der Geschichte der Allonge-Perücke, denn ich glaube, daß auch Sie herzlich froh seyn werden, wenn dieses härene Ding einmal von uns wegkommt, und zur Ruhe bestattet wird.

So sehr, beginnt die Perücke, ich anfangs mit meiner Restauration zufrieden gewesen war, so wenig war ich es nun; es ging mit mir wie mit dem gemeinsten Fetzen um, mit mir, deren Ahnenstolz plötzlich mir die Szene vormalte, wo ich das Glück hatte, sogar im Prager-Rathhause aus dem Fenster geworfen zu werden; er übergab mich, weil ich gar so widerlich aussah seinem Lehrjungen, und ich kann nicht beschreiben, wie barbarisch dieser Unhold mit mir verfuhr. Ich wurde ganz auseinandergerissen, alle meine schönen Tressen gingen verloren, ich wurde in Teig eingewickelt, und in dem Backofen geworfen. Ach meines Unglückes war noch kein Ende! Der Backofen, der mir eine neue Krause geben sollte, war noch zu heiß, meine Locken wurden gänzlich verdorrt, und als der Friseur mich wieder in seine Hände bekam, war nichts übrig das er gebrauchen konnte, als ein kleiner unansehnlicher Haarbüschel. „Vardammtes *Bête!*“ rief er, und warf mich in einen Winkel. – Geht es denn den Menschen anders? Sie brilliren oft im höchsten Flore, Dienerschaft und Equipagen stehen

ihnen zu Gebothe, und ein Streich des Schicksals folgt nach dem andern, und der, der vor wenigen Jahren noch in einem Marmorsaale vor den herlichsten Trumeaus⁴⁹ vorbey stolzирte, sitzt in einem Bodenzimmerchen, und flickt die verrissenenen Ärmel seines Rockes aus. Nicht lange lag ich in meinem Exil, da kam ein Mann in die Boutike – er war sehr ärmlich angezogen, und forderte für seinen Kopf, der anfang an der Blatte haarlos zu werden, eine kleine Lockenaushilfe. Mein Prinzipal besah die Farbe seiner Haare – ich war gerade passend dazu. Er bestellte den Kunden über ein paar Tage, und – o wehe! ich, die ich vormals eine Allonge-Perücke von wenigstens fünf Pfunden im Gewichte war, war bis jetzt zu einem Haarplättchen von kaum einem halben Lothe für eine kleine Kopfklatze herabgeschmolzen – *Mutantur tempora, et nos mutamur in illis!*⁵⁰ – Ich wurde von dem Käufer nach Hause getragen, und staunte über den Apparat in seiner Wohnung, in welcher die Unordnung selbst war, wo alte Lumpen von Kleidern, Bücher, Schriften, Briefe und Schuldscheine im buntesten Wirrwarre unter einander lagen – ich konnte mir gar nicht erklären, wo ich war. Am andern Morgen wurde ich an das Haupt meines neuen Besitzers angepappt, und sogleich errieth ich, wo ich mich befinde – ich saß auf dem Haupte eines Theaterdichters. Er eilte mit mir an das Schreibepult, um ein neues Feenstück zu beendigen. Himmel, welche Dinge durchkreuzten seinen Kopf! Feen, Truden, Hexen, Nymphen und Sylphiden, Tritonen, Zauberer, alle Geister der Elemente, schmachtende Fräulein, barbarische Ritter, Räuber, Banditen, Giftmischer, Gespenster, Erscheinungen, Larven und Fratzen – ach, wer könnte mit der Erzählung all der Ingredienzien fertig werden, welche gleichsam in einen Brey zusammengerührt zu einem modernen Zauberspiele nothwendig sind, um dem Theaterdichter etwa so viel Geld einzutragen, als ein altes Kerzelweib an einem Bitttage für ihre Wachsfäden einnimmt; wenn nicht zum Unglücke noch ein Theaterdirekteur selbst wie ein Hayfisch herabschwimmt, um alle

Werke der Theaterdichter unentgeltlich aufzufressen, und aus diesem Chaos einen noch weit erbärmlicheren Unsinn über Unsinn, für seinen Sack *franco*,⁵¹ aufzutischen. Mein armer Theaterdichter hatte nur noch die letzte Szene seines Stückes zu schreiben, aber er hatte sich in den früheren so verwickelt, daß er sich jetzt gar nicht mehr herauswickeln konnte, und war bey nahe in Verzweiflung. Er arbeitete sich halb todt, ich fühlte Mitleiden, ich both alle meine magnetische Kraft auf, aber es war gar nicht möglich, auch nur einen einzigen guten Gedanken aus diesem Kopfe herauszuziehen. Endlich war sein Machwerk fertig – ich wanderte mit ihm allenthalben herum – um allen Schauspielern und Aktrizen seine *Piece* anzuempfehlen – doch um nicht zu langweilig zu werden, will ich diese Szene übergehen.* Genug also, das Stück wurde aufgeführt, es bestand aus vier Akten, und nur der erste Akt konnte vollendet werden. Die Herren Schauspieler hatten schon vorher in den Kaffeh- und Wirthshäusern, nach einer löblichen Gewohnheit das Publikum so vorbereitet, daß es nur aus Jux in's Theater ging. – Der Direktor mußte in der Schnelligkeit eine beliebte Pantomime arrangiren, um den Abend auszufüllen. Mein armer Dichter wollte sich die Haare aus dem Kopfe reißen, erwischt mich Unglückselige – und ich fliege in eine Theaterlampe, wo mir nur mehr so viele Kraft übrig bleibt, unter wüthenden Schmerzen mein unglückseliges Ende zu erzählen. –

Herr v. Pfiffspitz, ich breche nun mit dem Ende dieser Geschichte auch meinen Brief ab, denn so eben werde ich durch einen Bedienten zur verheissenen Festlichkeit abgeholt.

* Das ist sehr gescheidt von der Perücke, denn ich habe einen andern Aufsatz von der Art in der Hand, der von einem ähnlichen Gegenstande handelt, und den ich später bekannt machen werde.

Anmerkungen

- 1 Anonym: *Gesammelte interessante Bemerkungen des Lizitationsausrufers Pohling, gesendet an seinen Freund Herrn Pfiffspitz, Redakteur des Notizenblattes zu Krähwinkel*. 3. Heft. Wien: Druck und Verlag von M. Chr. Adolph 1830. Es handelt sich dabei um dasselbe Publikationsorgan, in dem ein Jahr zuvor auch die *Wunderbare Trauer- und Schauergeschichte eines perkalenen Halskragens* erschienen war (vgl. den im vorliegenden Band abgedruckten Text).
- 2 Ebd., 3.
- 3 Ebd., 16f.
- 4 Ebd., 30.
- 5 Ingrid Loschek: *Reclams Mode- und Kostümllexikon*. 6. erw. u. akt. Aufl., bearbeitet v. Gundula Wolter. Stuttgart: Reclam 2011, 105.
- 6 Christopher Smart: „The Genuine Memoirs of an Unfortunate Tye-Wig.“ In: *Midwife, or The Old Woman’s Magazine*, 2:1 (April 1751), 358–360. In: Christina Lupton (Hg.): *British It-Narratives 1750–1830*, Bd. 3. London: Pickering & Chatto 2012, 1–5. Diese Perücke aus der Zeitschrift *Midwife* wird in einer weiteren It-Narrative von 1751 wiederum von einem erzählenden Gänsekiel adressiert. Vgl. Anonym: „The Genuine Memoirs And Most Surprising Adventures Of a Very Unfortunate Goose-Quill: With an Introductory letter to Mrs. *midnight’s tye-wig*.“ In: Ebd., Bd. 4, 11–21.
- 7 [Ignaz von Born]: „Die Staatsperücke.“ In: Mirna Zeman (Hg.): *Dinggeschichten I. Zycklographische Erzählungen des 18. und 19. Jahrhunderts*. (Kabinettstücke. Sammlung Literarischer Skurrilitäten, Bd. 1). Hagen: Hagen University Press 2022, 13–22.
- 8 Joseph Moser: „History of a Full Bottomed Wig.“ In: *The Scots Magazine; or, General Repository of Literature, History, and Politics for the Year MDCCXCVI*, Bd. LVIII. Edinburgh: Alex Chapman and Co. 1796, 814–817. Den Hinweis auf diesen und andere Perückentexte verdanken wir Natalie Sauer.
- 9 Kommentiert und ediert in: Lupton: *British It-Narratives*, Bd. 3, 309–318.
- 10 Kommentiert und ediert in: Ebd., 319–330.
- 11 Vgl. die Einleitung zu *Komische Beobachtungen eines devalvirten Sechсers* im vorliegenden Band.
- 12 Anonym: *Neue komische Briefe Hans-Jörgels von Gumpoldskirchen an seinen Schwager Maxel in Feselau, und dessen Gespräche über verschiedene Tagsbegebenheiten in Wien im Jahre 1835. Nebst den Antworten des Schwagers Maxel in Feselau und den Bemerkungen des Amtsschreibers Nigowitz. Den Freunden froher Laune zur Aufheiterung in müßigen Stunden gewidmet*. 4. Bändchen, 2. Heft. Wien: Bauer und Dirnböck 1835, 48–56, sowie im vierten Brief des 1. Bändchens, 1. Heft von 1836, 47–53.
- 13 Anonym: *Neue komische Briefe* (1835, 4. Bändchen, 2. Heft), 49.
- 14 Christina Lupton: „Authors, It-Narratives, and Objectification in the Eighteenth Century.“ In: *Novel. A Forum on Fiction*, Bd. 39, Nr. 3 (2006), 402–420, hier 403.
- 15 Anonym: *Gesammelte interessante Bemerkungen* (1830, 4. Heft), 55.
- 16 Anonym: *Neue komische Briefe* (1836, 1. Bändchen, 1. Heft), 53.

- 17 Was bei der Allonge-Perücke noch die magnetische Kraft im wissenschaftlichen Duktus ist, wird bei Hans-Jörgel zur „magische[n] Kraft“ vereinfacht – und dieses Beispiel kann die Unterschiede der beiden Texte symbolisch aufzeigen. Ebd., 52.
- 18 Vgl. Helmina von Chézy: „Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papierenen Kragens. Von ihm selbst erzählt.“ In: Christiane Holm (Hg.): *Handarbeit* (Handliche Bibliothek der Romantik, Bd. 5). Berlin: Sesection 2020, 137–164.
- 19 Vgl. Anonym: *Wunderbare Trauer- und Schauergeschichte eines perkalenen Halskragens* in diesem Band.
- 20 Uniform von Bediensteten oder Angestellten.
- 21 Der sogenannte Prager Fenstersturz vom 23. Mai 1618 war der Beginn des Aufstandes der böhmischen Protestanten gegen die katholischen Habsburger und führte zum Ausbruch des 30-jährigen Krieges.
- 22 Wallenstein, eigentlich Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein (1583–1634).
- 23 Der *Codex Iustinianus* ist benannt nach Kaiser Justinian I. (um 482–565) und bezeichnet einen Teil der römischen Rechtssammlung *Corpus iuris civilis* (6. Jhd.).
- 24 Die Knüpfelperücke wird in *Wunderbare Trauer- und Schauergeschichte eines perkalenen Halskragens* mit dem 16. Jahrhundert verbunden und bezeichnet also eine längst vergangene Mode (vgl. die Textfassung im vorliegenden Band).
- 25 Ein kopfförmiges Gebilde aus Holz, worauf Perücken aufbewahrt wurden.
- 26 Lammpelz.
- 27 *Nicht mehr als sechs Schüsseln* ist ein *Familiengemälde in fünf Akten* von Gustav Friedrich Wilhelm Großmann (1743–1796) aus dem Jahr 1780.
- 28 Der Stoff um den Athener König Theseus aus der griechischen Mythologie wurde in Text und Musik vor allem im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts adaptiert und aktualisiert.
- 29 Das Stück *Weiberehre. Ein Sittengemälde des dreyzehnten Jahrhunderts in fünf Aufzügen* (1793) stammt von Friedrich Wilhelm Ziegler (1750/59–1827).
- 30 „[E]ine lederne Tasche der Soldaten, welche sie an einem breiten ledernen Riemen über der Schulter hängen haben, die Patronen zu dem kleinen Gewehre darin zu verwahren und bey sich zu führen.“ Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, Bd. 3. Aug. letzter Hand. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1798, Sp. 674.
- 31 Eine schwindsüchtige, tuberkulöse Brust. Im 18. Jahrhundert wurde der Begriff ‚*febris hectica*‘ für Schwindsucht und langanhaltende Fieber verwendet, denn griech: ‚*echein*‘ bedeutet: besitzen, haben, halten. Ab dem 18. Jahrhundert wurde ‚*hectica*‘ zu einem Begriff für Schwindsucht, langanhaltende Fieber, Tuberkulose.
- 32 Typisierte, naive Frauenrolle in August von Kotzebues *Die Indianer in England* (1790).
- 33 Der antiken Dichterin Sappho (um 600 v. Chr.) widmete Franz Grillparzer (1791–1872) 1818 ein gleichnamiges Trauerspiel.
- 34 Gemäß der *Persischen Geschichte* eine altorientalische Königin.
- 35 Eigentlich Hernán Cortés (1485–1547). Wird im *Wiener Theater-Almanach* von 1814 als Theaterstück erwähnt, das im kaiserlich-königlichen Hoftheater aufgeführt wurde.

<https://www.digital.wienbibliothek.at/wbrobv/periodical/titleinfo/3106452>, abgerufen am 07.09.2022.

- 36 Mit dem Käthchen und der Präziosa sind vermutlich naive Frauenrollen gemeint.
- 37 Dieser Ausdruck wird auch erwähnt in *Sylphide das Seefräulein auf ihrer Lustreise. Eine komische Bagatelle* (1829) von Joseph Alois Gleich (1772–1841).
- 38 Ludwig der Strenge (1229–1294), Herzog von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein. Seinen Beinamen erhielt er, weil auf seinen Befehl hin seine erste Ehefrau, Maria von Brabant im Jahre 1256 hingerichtet wurde, da er sie fälschlicherweise des Ehebruchs bezichtigte.
- 39 Verwirrtes Gerede.
- 40 „Irrlicht und Wisch. Figürlich, eine flüchtige unstäte Person“. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, Bd. 2. Ausg. letzter Hand. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1796, Sp. 1408.
- 41 Zur Darstellung von Juden in den Dinggeschichten vgl. die Einleitung zum vorliegenden Band.
- 42 Aus dem Jiddischen: Ganove, Dieb.
- 43 Süddeutsch, schweizerisch und österreichisch: Bütte, Tragekorb.
- 44 Eine Tour kann unterschiedliche Teile oder auch Einzelstücke einer Perücke bezeichnen, etwa die Vorder-Tour, die Seiten-Tour etc. – wie sie etwa auf den Tafeln von Diderots und d’Alemberts *Encyclopédie* abgebildet sind.
- 45 Guéridon (franz., sp. *geridóng*): rundes, einbeiniges Leuchtertischchen, auch Niptisch.
- 46 Frei oder dienstlos.
- 47 Golatschen sind runde Kuchen mit Füllung, die im slawischen Raum mit vielen Varianten gebacken werden.
- 48 Perückenmacher, franz. eigentlich *perruquier*.
- 49 Wandspiegel.
- 50 Aus dem Lateinischen: Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen.
- 51 Gebührenfrei (meist auf den Versand mit der Post bezogen).

JENNY VON GUSTEDT

Aus dem Leben eines Groschens (1837)

Die Erzählung *Aus dem Leben eines Groschens* wurde im schriftstellerischen Nachlass von Jenny von Gustedt (1811–1890) überliefert und erst nach deren Tode durch ihre Enkelin Lily von Kretschmann (1865–1916) zum Druck befördert.¹ Dass die elaborierte Groschen-Erzählung sehr wohl ihr Publikum hatte, macht der Kontext der Veröffentlichung deutlich. Der Text ist mit dem Zusatz „Wilhelmsthal, Juni 1837“ versehen und der Rubrik „Wilhelmsthaler Vorlesungen“ zugeordnet.² Jenny Rabe von Pappenheim, spätere Gustedt, war am Weimarer Hof gemeinsam mit der gleichaltrigen Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach (1811–1890), spätere Königin von Preußen, und in enger Verbindung zur Goethe-Familie aufgewachsen.³ Während der Sommeraufenthalte in Schloss Wilhelmsthal in der Nähe von Eisenach wurden die weiblichen Traditionen von Herzogin Anna Amalias Musenhof mit dem *Tiefurther Journal* und von Ottilie von Goethes Salon mit der Zeitschrift *Chaos* aufgenommen, Formate, die in kleiner Auflage gedruckt ihrem geselligen Kreise vorbehalten blieben.⁴ Im Sinne eines ungedruckten „Wilhelmsthaler Journals“ forderte die Großfürstin Maria Pawlowna ihre Hofdamen zum kreativen Schreiben auf.⁵ Dabei, so berichtet Gustedt, „kamen so mancherlei Phantasien, Gedanken und Verse zu Papier, die nicht unser Geheimnis blieben“ und bei den regelmäßigen „dilettantisch-literarische[n] Abende[n]“ vorgelesen und diskutiert wurden.⁶

Die vorliegende Erzählung handelt von einem Gegenstand, der in dem geselligen Entstehungskontext kein Grund der Sorge war: Kleingeld. Die Wahrnehmungs- und Erzählperspektive eines Groschens ruft die produktive Gründungsphase des Genres im 18. Jahrhundert auf. Denn Münzen waren in englischsprachigen Dingerzählungen seit Beginn des 18. Jahrhunderts mit Charles Gildons *The Golden Spy* (1709) und Joseph Addisons *The Adventures of a Shilling* (1710) bis in die 1820er Jahre überaus produktiv.⁷ Eine vergleichbare Dichte ist im deutschsprachigen Raum bislang nicht belegt, wenngleich mit Hans Sachs' *Von dem verlorren redenten gülden* (1553) eine frühe literarische Erschließung des Themas vorliegt.⁸ Doch auch für den deutschsprachigen Untersuchungszeitraum 1750 bis 1850 zeichnet sich ein überproportionaler Anteil von Gelderzählungen ab, angefangen mit dem *Schreiben eines Doppelbatzens* (1751), den zweibändigen *Komischen Schicksalen eines Fünf-Gulden-Scheins* (1817/18) und den *Komischen Beobachtungen eines devalvirten Sechlers* (1839).⁹ Die dingliche und erzählerische Attraktivität der Geldmünze besteht in ihrer vergleichsweise hohen materiellen Stabilität und ihrem taktilen Kontakt mit Menschen, verbunden mit ihren eng getakteten Besitzerwechseln durch alle

Gesellschaftsschichten auch über die jeweiligen Landesgrenzen hinaus. Geld, das hat die Erforschung britischer It-Narratives gezeigt, ist eine idealer Agent zur narrativen Erschließung der entstehenden Konsumkultur.¹⁰ Dabei zeigen insbesondere Geld-Erzählungen, die qua Gegenstand eine höhere Durchlaufquote haben als Konsumgüter und somit nur einen kurzen Ausschnitt im Leben der Eigentümer beleuchten können, eine hohe Affinität zu Typenkomödien.¹¹

Aus genau dieser Tradition jedoch schert die Groschen-Figur aus, indem sie – auch in affektiver Hinsicht – als teilnehmender Beobachter erzählt, sich ungewöhnlich lang, oft Jahrzehnte, bei einer Figur aufhält und dabei nicht mit satirischer Überzeichnung arbeitet oder auf schnelle Lacher kalkuliert.¹² Vielmehr handelt es sich um einen unterhaltsamen Text in der Tradition der moralischen Erzählung, was bereits auf die Aneignung der Ding-erzählung durch die Kinder- und Jugendliteratur ab Mitte des 19. Jahrhunderts verweist. Entscheidend für die Erzählweise des Groschens ist, dass sie nicht auf oberflächliche Rührung zielt, sondern eine Analyse der ökonomischen sowie symbolischen Funktionen des Geldes mit der gesellschaftskritischen Darstellung der Armut verbindet.

Der Groschen folgt dem genretypischen Plot der „downward mobility“,¹³ indem er sein Leben rückblickend kurz vor dem Einschmelzen erzählt. Der Grund für sein Ende liegt nicht allein darin, dass er sich materiell verbraucht hat, konkret fast unleserlich geworden ist, sondern dass er einer neuen Währung weicht. Als „Groschen aus guter Familie“ weist er sich als sogenannter Guter Groschen mit einem Barwert von 1/24 Reichstaler aus, der entsprechend seiner Prägezeit mit einem Bildnis und den Herrschaftsinsignien Friedrichs II. von Preußen (1712–1786) versehen ist. Mit der Münzreform unter Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) wurde die Taler/Groschen-Währung auf das Dezimalsystem umgestellt und der neue Silbergroschen mit einem Wert von 1/30 Reichstaler taxiert. Die Geschichte des Groschens situiert sich somit zugleich in der preußischen Geschichte der weiblichen dynastischen Linie Weimars, da Anna Amalia die Nichte Friedrichs II. und ihre Enkelin Augusta die Schwiegertochter Friedrich Wilhelms III. war. Neben der dynastie- und währungshistorischen Ebene werden andere Wertesysteme mitgeführt, denn als frisch geprägter Groschen wird der Protagonist als ästhetisches Artefakt wahrgenommen, das seinen Barwert übersteigt. In diesem Zuge gelangt er in die christliche Andachtspraxis einer Todkranken und erhält einen spirituellen Wert.¹⁴ Nach dieser semiotischen Aufladung führt der Groschen in das Tagelöhnermilieu, in dem er vom Symbol auf seinen Brotwert und somit auf seine unhintergehbare existenzielle Dimension zurückgerechnet wird. Diese Tendenz wird durch den Schluss der Erzählung verstärkt, wenn die Darstellungsperspektive in eine auktoriale Erzählinstanz wechselt, welche den Abbruch der Erzählung aufgrund „mangelhafter Zeugnisse“ konstatiert. Die erwartete moralische Auswertung, die in den politischen und hagiographischen Markierungen angelegt ist, bleibt aus und wird somit der Verantwortung der Leser- bzw. Zuhörer:innen übergeben.

Einleitung und Anmerkungen: Christiane Holm

Quelle: Jenny von Gustedt: „Aus dem Leben eines Groschens.“ [Wilhelmsthal, Juni 1837]. In: Lily von Kretschman[n] (Hg.): *Aus Goethes Freundeskreis. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt*. Braunschweig: George Westermann 1892, 246–261.

Aus dem Leben eines Groschens

Ihr Alle, die ihr mich heute in meinem traurigen Alter seht, hört, was ich euch von meinen jungen, kräftigen Tagen erzähle. Auch ich hatte einst silbern strahlende Buchstaben auf meiner glänzenden Oberfläche, auch ich hatte einen reinen, glatten Teint, auch ich kannte ein Jahr der Jugend, und das ehrwürdige Wappen eines ehrwürdigen souveränen Hauses schmückte stolz meine reizende Person. Doch die erbarmungslose Zeit schritt über mich hinweg und jedes Jahr brachte mir ein Abenteuer, eine Erfahrung, ein Unglück, eine Freude; während meiner Reisen hatte ich sagen hören, daß dieses weiche, widerstandslose Etwas, menschliches Herz genannt, in diesem Tanz des Schicksals mit der Zeit manchmal zerbricht, ich hatte sagen hören, daß dieses Herz bittere Thränen habe, in denen die Jugend und die Schönheit und das Lächeln ertrinkt, daß es starke, lastende Gedanken kenne, die ihre unauslöschlichen Zeichen auf die Stirn der Menschen drücken – doch ich, geboren in der Tiefe der Erde, ich, ein Ast jenes riesigen Baumes, der diese grüne, lachende Oberfläche trägt, ich, ein Theil seines versteinerten Stammes, seinem Herzen entsprossen, verhärtet in unterirdischem Feuer, sollte auch ich das Schicksal des Fleisches erdulden? – Und dennoch, meine Freunde, seht ihr mich alt und abgebraucht; das Kind Israels empfängt mich nicht mehr, der gute Christ dreht mich zehnmal zwischen den Fingern, zuckt die Achseln, macht ein zweifelhaftes, mißtrauisches Gesicht, steckt mich aus Mitleid mit einem Seufzer ein, und giebt mich, wahrscheinlich auch aus Mitleid, schnell dem nächsten Bettler. Doch das ist noch nicht der Gipfel des Hohnes auf mein Alter, es begegnete mir – ich erröthe vor Scham –, daß einer meiner letzten Herren nach solch einem Act der Barmherzigkeit friedlich seine Cigarre rauchte, deren Dampfwolken sich durch die Überzeugung seiner guten That gewaltig verdickten: „Ein Groschen für einen Handwerksburschen ist wirklich genug,“

sagte er; „er war just nicht neu, mein Groschen, doch es war immerhin ein Groschen.“ Sein Selbstgespräch wurde unterbrochen, denn ich, ich armes Ding, kam wie ein Blitz durch das offene Fenster geflogen; der Bettler war in zwei Minuten zur Haustür hinaus, und in einer Viertelsecunde schon hatte er mich den Weg zurücklegen lassen – verachtet von einem Bettler! Für einen Groschen aus guter Familie,¹⁵ für einen Groschen von Erfahrung, von Ehre war dieser Gedanke niederschmetternd. Gekrümmt durch die schlechte Behandlung, abgemagert durch das Unglück, mit Buchstaben, die durch all den Schmutz der gemeinen Hände, die mich anzufassen gewagt hatten, zerfressen waren, verkroch ich mich in einen Winkel und wurde Philosoph. Ich entsagte der Welt, der Eitelkeit, den Ansprüchen, den Vergnügungen, der Gesellschaft – von den Menschen hatte ich diese letzte Rettung gelernt, ich hatte so viel durch ihren Gedankengang gewonnen, daß ich, obwohl von einem Bettler verachtet, der süßen Überzeugung lebte, ich selbst wäre es, der die Welt verachtet habe; ich begehrte ihrer nicht mehr, ich hatte genug von ihrer Nichtswürdigkeit. Vertieft in meine Gedanken, bemerkte ich die Tage und Nächte nicht, die vorüber gingen, sie wurden Monate, Jahre, Jahrzehnte; endlich fühlte ich mich hart aus meinen Träumen gerissen und mit euch Allen, liebe Brüder und Vettern, Herren von Groschen und von Sechspfennigen, in einen Sack gethan. Die Posaune unseres letzten Gerichts wird bald ertönen, der Schmelzofen wartet auf uns – ich erzähle euch meine Erlebnisse, mich selbst dabei einem Examen unterwerfend, und ich würde glücklich sein, die euren zu hören. Wenn wir echt und tugendhaft befunden werden, winkt uns eine Auferstehung aus den Flammen als neue Fünfgroschenstücke!¹⁶

Doch ich wollte von meiner Jugend, von meinen Freuden sprechen; ist es nicht eine eines Menschen würdige Thorheit, sich an seine Schmerzen festzuklammern, seine vergangenen Leiden zurückzurufen, die sich verschleiert in die Tiefe der Seele flüchteten? – Es war ein

schöner Tag, der meines ersten Eintritts in die Welt; ich sehe mich noch in all meiner Jugend, kein Strich meiner Buchstaben fehlte, kein Zeichen war reizlos, meine Figur rund und vollkommen, mein Ausdruck voll Unschuld und Heiterkeit! Wie strahlte ich im Lichte von hundert Kerzen, das Silber der Leuchter war nicht glänzender, das Gold selbst schien mir weniger schön als ich. Ich lag auf einem Spieltisch, meine Weiße ward gehoben durch das schwarze Ebenholz, das mich trug; ich mußte wohl sehr anziehend sein, denn ein kleiner Page hatte mich lange betrachtet, verschwand dann auf einen Augenblick und kam mit einem Groschen, der hoch in Jahren war, zurück, mit dem er mich vertauschen wollte. Zur rechten Zeit kam mein Herr dazwischen: „Mein Groschen gefällt dir, mein Freund,“ sagte er; der kleine Page wurde sehr verlegen; „nun denn, siehst du,“ fuhr er fort, „der deine gefällt mir nicht. Hast du niemals sagen hören, daß zwei zu einem Handel nöthig sind? Es giebt noch viel reizvollere Versuchungen in dieser Welt – man behält gar oft seinen alten Groschen, während der neue des Nachbarn nach unserem Geschmacke ist!“ – Die Worte machten tiefen Eindruck auf mich, der kleine Page verzog das Gesicht halb zum Lachen, halb zum Weinen – ich sah vier Menschen sich dem Tische nähern, er hatte keine Lust, der fünfte zu sein, und verschwand. Man lachte, sprach, gab gute Rathschläge, die nach der Gewohnheit hier auf Erden nicht befolgt wurden; mein Herr war nicht vergnügt und man beschuldigte ihn vieler Fehler, ich konnte es nicht glauben, mein Herr war ja so klug! Zum Schluß wechselte man die Marken, ich bezahlte eine davon mit meiner Person: „Ich habe dieses hübsche, kleine Geldstück für Sie verwahrt,“ sagte er; „es ist ohne Fehler und das Ihre mit vollem Recht.“ Eine zitternde kleine Hand steckte mich in ein feines, seidenes Beutelchen; den nächsten Morgen fand ich mich allein in einer Bibel wieder. Ich freute mich dessen, dann ich liebe nicht die Gesellschaft der Thaler, zu der

ich verdammt war, ich bin kein Schüler der Demuth, ich werde Republikaner unter denen, die größer sind als ich, und doch bin ich im Grunde monarchisch, sobald ich unter Pfennige gerathe. Jeden Morgen begrüßte ich das Licht der Sonne, jeden Abend das einer ewigen Lampe;¹⁷ meine Herrin betete viel und weinte noch mehr; ich verstand ihre Worte der Liebe und der Entsagung, aber ihre Thränen verstand ich nicht – manchmal dachte ich der Lehre meines ersten Herrn von dem Groschen des Anderen, aber das Räthsel blieb für mich ungelöst. Die fromme Tugend dieser jungen Frau war der gute Grund meiner Erziehung, ich habe ihre Gebete, ihr Beispiel, ihr stummes Leid niemals vergessen, und vor ihrem Betschemel schwor ich mein ganzes Leben ein barmherziger, ehrlicher Groschen zu sein – ich habe meinen Schwur gehalten! – Ihre Stimme wurde indessen immer schwächer, sie hustete viel, und des Abends beleuchtete das Licht ihrer ewigen Lampe die dunklen Schatten, Zeichen vergossener Thränen, schlummerloser Nächte unter ihren großen, traurigen Augen. Bald hörte ich ihren leichten Schritt nicht mehr, man trug mich in der Bibel auf ihr Bett; mit Mühe wandte ihre schwache Hand die Blätter, ihre müden Augen erkannten kaum die Worte, ihre schmalen, blassen Lippen flüsterten langsam ein letztes Gebet, dann wurden ihre Hände kalt und schwer, ihre Lider schlossen sich, sie hatte aufgehört zu beten. Es wurde still. Dann kamen die Priester, das Weihwasser, das Sterbekleid, die Candelaber,¹⁸ das letzte schwarze Bett; man legte die Bibel in ihre Hände, ich hörte Hammerschläge, regelmäßige Schritte, den Wurf der Erde auf dem Deckel – Stille, Nacht und Ruhe.

Nicht lange blieb ich in der Wohnung der Todten; ich fühlte einen Stoß und glaubte, unterirdische Geister spielten Verstecken, doch es waren sehr irdische, sehr materielle Geister, und ihr Spiel war gemeiner. Eine rohe Stimme rief: „Die Todten brauchen keinen Schmuck,“ und von oben antwortete es: „Du bist ein Philosoph, mein

Junge, die Todten brauchen keinen Schmuck.“ Aus Zerstretheit legte man die Bibel zu den Ringen und Ketten meiner Herrin; mir mißfiel die Aussicht auf die, welche mich nun besitzen sollten, ich schlüpfte leise zwischen den Blättern heraus und fiel zu Boden, dem Schicksal meine Zukunft überlassend.

Nun begann mein abenteuerliches Leben; ein kleiner Judenknabe fand mich und tauschte mit einem christlichen Kameraden, der ihm dreizehn schmutzige Pfennige dafür gab: ich war sehr froh, ich habe immer diejenigen geliebt, die ein lebhaftes Gefühl für das Schöne haben; der Sohn Israels zog das Nützliche vor, das hat auch seine gute Seite.¹⁹ Ich bewunderte noch meinen kleinen Herrn, als er einem hübschen Mädchen begegnete, das aus der Schule kam. Er gab ihr seinen Groschen, sie kaufte sich auf dem Markte ein schönes rothes Band dafür, und ich befand mich mitten im kleinen Handel; Schänken, Speicher, Ballhäuser, Marionettentheater, Seiltänzer, überall machte ich Erfahrungen; ich durchwanderte nach allen Richtungen das glückliche Land, wo mein Werth gewürdigt und mein Verdienst erkannt wird. Man bildet sich auf Reisen, doch die Müdigkeit macht alt, auch fühlte ich mich in schlechter Gesellschaft, denn ich war mit aristokratischen Gefühlen geboren, ich fühlte mich nicht an meinem Platz, manchmal begegnete mir noch der Herr von Biergroschen, sogar der Baron von Achtgroschen, doch der Graf Thaler erschien sehr selten in unserer Kreise, und Seine Königliche Hoheit Ducat, Ihre Majestäten Louis und Napoleon waren seit Menschengedenken bei uns nicht gesehen worden.²⁰ Ich wurde nervös, finster, ich sehnte mich, in Erinnerung an den Saal mit den silbernen Leuchtern, an die Pagen an die glänzenden Uniformen – ich seufzte sogar nach jener Capelle, wo ich als Reliquie behandelt worden war, da diese kirchliche Würde, so traurig sie auch sein mag, doch immerhin als eine Würde galt, und ich war, wie ich es schon weiter oben gesagt habe, nie ein Schwärmer für untergeordnete Stellungen. Nennt dies nicht

ein Zeichen des Hochmuths, das menschliche Wörterbuch hat weit gesuchtere Worte für – wie soll ich es nennen? – diesen Fehler, diese Tugend oder Krankheit, kurz das, was der gemeine Mann unter Hochmuth versteht. Man sagt: dem Ehrgeiz folgen, man sagt: sich seiner Würde bewußt sein, man sagt: nach Großem und Erhabenem streben, man sagt: die Menschheit in sich selbst ehren, man sagt: weitere Kreise suchen, wo alle Gaben sich entwickeln können: manchmal geht man noch weiter und spricht dann von der Hingebung an das große Ganze, von dem Vaterland, das Opfer fordert und uns nöthig hat etc. etc. Ich habe dies Alles studirt, als ich einmal neben den geheimen Memoiren eines Diplomaten lag, dann habe ich mich in diesem Zweig der Wissenschaft vervollkommt, als ich einem Abgeordneten diente, den das Volk zweimal mit Guirlanden und Jubelrufen empfangen hatte und dessen Brüder, Vettern, Neffen, Großneffen, Söhne und Schwiegersöhne die einträglichsten Stellen im Lande bekleideten – natürlich nur aus Hingebung für das große Ganze! Auch ich wünschte den Kreis meiner Thätigkeit zu erweitern – das Schicksal dachte anders, ich hatte kein Glück! – Doch war es nicht von meinen Freuden, daß ich sprechen wollte? Ja, von meinen Freuden!

Noch einmal sollte meine Schönheit, die doch schon recht abgenutzt war, einen meiner Herren vor einer ungerechten Kränkung retten. Die unschuldigen, einfachen Trommelschläge eines Jahrmarktskünstlers hatten uns verführt, es war das Orchester einer Hundekomödie.²¹ „Ich gebe Ihnen meinen letzten und schönsten Groschen,“ sagte der Schüler, welcher die Ehre hatte, mich zu besitzen, und drehte seine Tasche um; ich rollte auf den Tisch mit tausend Brotkrümeln, die seit vierzehn Tagen meine einzige Gesellschaft gewesen waren! Während einer Viertelstunde hörte ich den Trommelwirbel, von den regelmäßigen Worten begleitet: „Immer herein, immer herein, schöne Herren und Damen; die Vorstellung beginnt, zwei gute Groschen der

erste, einen der zweite Platz, immer herein, schöne Damen, immer herein!"; dann, wie der Chor einer griechischen Tragödie, hörte ich hinter dem rothen verschossenen Vorhang das Gemurmel der Ungeduld von Seiten der Zuschauer, die schon seit einer halben Stunde die ihren zukünftigen Thaten entgegenschlafenden Helden bewunderten, denn wie der Soldat im Felde, hatten diese Schauspieler wider Willen keine andere Wahl als die, welche ihre Feinde ihnen ließen; sie stahlen ihre Ruhe, selbst wenn es fünf Minuten waren, weder ihr Schlaf noch ihre Mahlzeit erfreuten sich irgend einer Regel. Vorne an lag ein großer Pudel mit rundem Federhut, neben ihm sah man eine Uniform, die den ehrlichen Träger derselben zur Hälfte bedeckte, er spielte ohne Zweifel die Rollen der gutmüthigen Bauern, der tugendhaften Tölpel, die jener braven, im täglichen Leben höchst unbequemen Leute. Ein bescheidener Dachshund mit Schleppe und blumengeschmücktem Haupt vergaß seine Toilette und allen irdischen Leichtsinn und träumte von einer frischen Wurst, deren Duft ihm von außen in die Nase stieg – süßer Traum, o, stört ihn nicht! Ach, dieser Duft, dieser Traum war das Einzige, was ihm die Erde an Genüssen bot! Eben führte man den Schlafenden einen Cameraden zu, einen jungen Herrn mit polnischer Mütze,²² den Degen an der Seite, die Lanze in der Hand, die Nase in der Luft, mit unternehmendem Ausdruck und den burschikosen Bewegungen der Frechheit – es war Milord Affe, der Sieger, der Held des Schauspiels, das nun beginnen sollte. Plötzlich schrie eine wüthende Stimme: „Sie haben nicht bezahlt.“ Die Schuldigen erblaßten beim Anblick der weiblichen Furie, die blitzenden Auges, mit drohend erhobenem Arm hereinstürzte. Nur mein Herr sah ihr mit dem Ausdruck des guten Gewissens entgegen und sagte: „Entsinnen Sie sich nicht des neuen Groschens, den ich Ihnen gab? Wie werde ich mich von Ihnen schimpfen lassen?!“ Damit erhob er sich würdevoll und ging zur Thür hinaus.

Was soll ich euch noch mehr von meinem abenteuerlichen Leben erzählen? Es hätte mich zum Menschenfeind gemacht, ich hätte gelernt, die Menschen zu verachten, wenn ich sie weiter auf der Bühne des öffentlichen Lebens gesehen hätte, wo Selbstsucht, Eitelkeit und Geiz sich ein Stelldichein geben; aber ich sah tiefer ins Leben, ich sah Gelehrte, die einem Gedanken ihr Dasein opferten, Künstler, die nicht um die Gunst der Höfe buhlten, Frauen, deren Interesse weit über Putz und Tand hinausging, und diese sah ich erhaben über das Unglück, ohne Vorwurf gegen das Leben, ohne Verachtung gegen ihre Genossen. Und ich sah – laßt mich erzählen:

Eine arme Frau hatte mich ihrem Pathchen²³ geschenkt, ihr verbietend, mich ihren Eltern zu verrathen. Ich war der erste, größte Besitz des armen Tagelöhnerkindes,²⁴ den sie sorgfältig in einem Winkel der Hütte versteckte. Täglich, wenn sie allein war, holte sie mich, sah mich zärtlich an, wischte mich sorgfältig mit ihrem geflickten Hemdchen ab, das durch die Löcher ihres blauen Röckchens sah, und machte dann ihre Zukunftspläne: auf dem Marke giebt es Ohringe für einen Groschen, und ein schönes gelbes Band hatte sie gesehen, und einen großen Kuchen, oder dreißig Birnen, oder – dann seufzte sie, denn ihr Vater kam vom Wald zurück, blaß, müde, ernst; nach zwölf Stunden Arbeit hatte er nicht eine Birne, nicht ein Glas Bier, nicht einmal Brot genug, und wenn er sich aufs Stroh niederlegte, durfte er sich nicht einmal ausstrecken, aus Angst, das kleine Kind zu stoßen, mit dem er sein Bett theilte; und wenn es kalt war, zog er die dünne Decke nicht über sich – er würde sie den Seinen nehmen, und Morgens ging er wieder an die mühevollen Arbeit! Wenn er sie nur fand, dann beklagte er sich nicht! Welche Kette von Entbehrungen, welche Gewohnheit, zu leiden und zu sorgen, liegt in den vier Worten: er beklagte sich nicht! Sie kennen kein anderes Leben, sie wissen nicht, wie es möglich ist, nicht zu hungern und nicht zu frieren! Ich dachte an die Zimmer der Reichen, an jene Kuchen, die man aus

Langerweile, aus Zerstretheit nimmt, die man kostet und fortwirft, an jene Freuden, die man ähnlich behandelt, an jene Tücher und Mäntel und Pelze, mit denen man eine Gesundheit beschützt, von der nicht die Nahrung, der Unterhalt, das Leben einer ganzen Familie abhängt; und ich dachte jener Mutter, die kein Stückchen Brot, kein Rökchen für ihr weinendes Kind besaß – da schien es mir, daß alle anderen Leiden dieser Welt nichts als Luxusleiden sind – vielleicht hatte ich Unrecht – ihr müßt die Gedanken von einem Stückchen Metall nicht mit demselben Maßstab wie die der Menschen messen!

Wenn ihr euch von der Armuth meiner Tagelöhnerfamilie einen Begriff machen könnt, so müßt ihr verstehen, was ich dem kleinen Mädchen war: eine Hoffnung, ein Schatz, ein Talisman. Ein Groschen ist so viel für den, der nur einen einzigen hat! Eines Tages kam sie aus der Schule zurück, fand die Mutter in Thränen, den Vater ohne Arbeit, die Kinder verschüchtert im Winkel; sie hatten kein Brot – schon gestern hatten die Nachbarn es ihnen gegeben, heute war ihre Barmherzigkeit erschöpft. Die Mutter hatte mit den Kindern im Walde Erdbeeren gesucht, um sie auf dem Markt zu verkaufen; das war verboten, der Förster hatte sie überrascht, ihnen die Töpfchen abgenommen und ihnen – solch braver Mann! – aus Mitleid die Strafe erlassen! Das Alles war sehr einfach, man sprach nicht darüber – es war so, es mußte wohl so sein! Meine kleine Herrin näherte sich meinem Versteck, sie wurde blaß und roth; der Kampf dauerte eine Minute – die Pathe, der Markt, der geliebte Groschen, ihr einziger Groschen! Der reiche Mann, der sein halbes Vermögen den Armen, die Nonne, die ihre heiligste Reliquie, das junge Mädchen, das sein liebstes Andenken hingiebt, zeigten keine reinere Hingebung, keine tiefere Liebe als meine Herrin, wie sie nach mir faßte, zur Hütte hinausflog und triumphirend mit einem Brot zurückkam. Ich stellte mir ihre Zufriedenheit, den Kuß der Eltern, die Freude der Geschwister vor und wünschte wohl, sie als Besitzerin von vielen Millionen Groschen

wiederzusehen. – Ich bin grau und schmutzig, und doch bin ich von Silber: gebt euch die Mühe, mich reinzuwaschen, so seht ihr's gleich. Mit den Menschen ist es ähnlich – aber es ist Niemand da, der sich die Mühe giebt.

Hier wurde der unermüdliche Erzähler unterbrochen, es brach eine Revolution unter den Groschen und Pfennigen aus, und da unser Groschen als guter Bürger die Ruhe und die Ordnung liebte, wollte er die Aufrührer um keinen Preis aufwiegeln und schwieg; die Geschichte, welche noch von seinem Muth erzählt, den er im Schmelzofen zeigte, versichert, daß sie mangelhafter Zeugnisse wegen von seiner Umgestaltung und seinem weiteren Lebenslauf in der neuen Form nichts mehr zu sagen weiß.

Anmerkungen

- 1 Wie der im Vorwort abgedruckte Brief von Gustedt an ihre Enkelin erläutert, hatte die Bestandsbildnerin selbst ihre Tagebücher und Briefe angesichts der klassischen Literatur als nicht mehr lesenswert befunden und körbeweise verbrannt, was im Umkehrschluss ihre Einschätzung einer gewissen literarischen Qualität des übergebenen Konvoluts nahelegt. Für ihre Enkelin, die spätere Journalistin und Frauenrechtlerin Lily Braun (geb. Kretschmann), stellte die postume Herausgabe der großmütterlichen Schriften, welche sie mit einer kulturhistorisch informierten biographischen Skizze versah, ihr schriftstellerisches Debüt dar. Lily von Kretschman[n]: „Biographische Skizze.“ In: Dies. (Hg.): *Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt*. Braunschweig: George Westermann 1892, 1–39. Zur Verifizierung der Autorschaft siehe Anm. 6. Den Hinweis auf diesen Text verdanken wir Francesca Fabbri.
- 2 Kretschman[n]: *Aus Goethes Freundeskreise*, 203, 261.
- 3 Vgl. Anne Fuchs: „Jenny Katharine von Gustedt, geb. Rabe von Pappenheim (1811–1890).“ In: Stefanie Freyer, Katrin Horn, Nicole Grochowina (Hg.): *FrauenGestalten Weimar-Jena um 1800. Ein bio-bibliographisches Lexikon*. Heidelberg: Winter 2009, 178–181, hier 179.
- 4 Jenny von Gustedt: „Luise und Maria Pawlowna. Groß-Herzoginnen von Sachsen-Weimar (1887).“ In: Kretschman[n]: *Aus Goethes Freundeskreise*, 126–136, hier 135.
- 5 Ebd. Siehe zu diesen literarisch produktiven Kontexten: Joachim Berger: *Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739–1807). Denk- und Handlungsräume einer ‚aufgeklärten‘ Herzogin*. Heidelberg: Winter 2002; Francesca Fabbri (Hg.): *Ottilie von Goethe. Mut zum Chaos. Ein Ausstellungsbuch*. (Schätze aus dem Goethe- und Schiller-Archiv, Bd. 6). Wiesbaden: Weimarer Verlagsgesellschaft 2022. Gustedt war als Französischlehrerin von Ottilie von Goethes Kindern und Gast ihres Salons häufig im Goethehaus und verfasste einige Beiträge zum *Chaos*. Vgl. Fuchs: „Jenny von Gustedt“, 179f.
- 6 Gustedt: „Luise und Maria Pawlowna“, 135. Dieser gesellige Produktionskontext wirft die Frage nach der Autorschaft auf. In dem schon zitierten Brief innerhalb der biographischen Skizze schreibt Gustedt: „Die Aufsätze aus Wilhelmsthal hatten persönliche Beziehungen und gehören in die Kategorie getrockneter, gepreßter Blumen mit leisem Duft und matter Farbe.“ (Kretschman[n]: *Aus Goethes Freundeskreise*, 4.) Dieser Rekurs auf eine Andenkenpraxis schließt die Möglichkeit ein, dass es sich bei den Texten um Gaben anderer Autorinnen, nicht um eigene Produkte handelt. Den ersten Fall legt die in dieser Rubrik befindliche, nicht datierte Erzählung *Memoiren eines Handschuhs* nahe, welche eine frühere Version oder auch eine verkürzte Adaption der gleichnamigen Erzählung von Amalie Winter (d. i. Amalie von Gross, geb. von Seebach, 1802–1879) zu sein scheint, vgl. Textfassung und Einleitung im vorliegenden Band. Amalie von Gross nahm aktiv am kulturellen Leben am Hof und in Goethes Haus, insbesondere an Ottilie von Goethes Salon, teil, so dass die Weitergabe der Handschuh-Erzählung in diesem Kreis nicht unwahrscheinlich ist. Zwischen Ottilie von Goethe und Jenny von Gustedt sind neben der persönlichen Bekanntschaft auch andere Produktionsbeziehungen dokumentiert; so ist unter Gustedts Namen ein auf 1836 datierter Aufsatz *Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim*

- und Charlotte von Stieglitz überliefert (ebd., 35–55), der in zeitlicher und inhaltlicher Nähe zu zwei vergleichbaren Dreierporträts von Karl Gutzkow (1835) und Ottilie von Goethe (1839) steht. Vgl. Yvonne Pietsch: „Ottilie von Goethe und Bettina von Arnim. Weibliche Selbstinszenierung und gegenseitige Zuschreibung.“ In: Fabbri: *Ottilie von Goethe*, 85–89, hier 88f.
- 7 Eine Auswahl von 16 Geld-Erzählungen aus den Jahren 1753 bis 1826 ist im Eröffnungsband der einschlägigen Anthologie unter dem Titel *Money* versammelt. Liz Bellamy (Hg.): *British It-Narratives, 1750–1830*. Bd. 1. London: Pickering & Chatto 2012. Das Muster der Geld-Erzählung wird an den früheren Exemplaren von Gildon und Addison entwickelt. Liz Bellamy: „Introduction.“ In: Ebd., xli–lv, hier xlii. Zur englischsprachigen Vorgeschichte der Münz-Erzählungs-Konjunktur mit Beginn des 18. Jahrhunderts ist eine Verserzählung in Ich-Form aus dem frühen 17. Jahrhundert zu ergänzen: John Taylor: *A shilling or The travailes of twelve-pence*. London: Edward Alde for Henry Gosson 1621.
 - 8 Diese frühen Gelderzählungen hängen möglicherweise mit der populären Verhandlung des Münzwesens in Flugblättern zusammen, wie es etwa ein Stuttgarter Exemplar *Ein neues Gespräch von dem jetzigen unträglichen Gelt auffffsteigen und elenden Zustand im Müntzwesen* (um 1565) belegt. Für diesen Hinweis danken wir Susanne Reichlin.
 - 9 Kommentierte Neudrucke der Gelderzählungen vom *Doppelbatzen* sowie vom *Sechser* finden sich im ersten sowie im vorliegenden Band der *Dinggeschichten I und II*.
 - 10 Als mobile Figur und Erzählinstanz kann Geld nicht nur Warenzirkulation und Konsumentenmilieus erschließen, sondern auch die um 1800 mit dem Gelddiskurs verbundenen veränderten Gefühlsökonomien und Erzählformen. Vgl. Bellamy: „Introduction“; Patricia Rodrigues: „Gildon’s Golden Spies. Or, Minting Remarks on Modern Societies.“ In: *Revista Canaria de Estudios Ingleses*, 79 (2019), 103–122; Deirdre Lynch: „Personal Effects and Sentimental Fictions.“ In: Mark Blackwell (Hg.): *The Secret Life of Things. Animals, Objects, and It-Narratives in Eighteenth-Century England*. Lewisburg: Bucknell University Press 2007, 63–91, hier 72–82; Christopher Flint: „Speaking Objects. The Circulation of Stories in Eighteenth-Century Prose Fiction.“ In: Ebd. 162–186, hier 175–180.
 - 11 Das Geld-Motiv in der Komödie ist nicht allein in der Typenzeichnung des Geizigen oder Habgierigen interessant. Darüber hinaus wird Geld in der „Strukturhomologie von Komödienhandlung und Geldfunktion“ dramatisch relevant, wie Daniel Fuldas einschlägige Studie zeigt, denn Tausch und Täuschung sowie der rasche Wechsel der Geschehnisse und Geschäfte sind Elemente, die nicht nur die Gattungskonvention, sondern ebenso den entstehenden „Marktglauben“ bestimmen. Anders als bei den Dingerzählungen erhalten Münzen oder Wertpapiere in Komödien jedoch keinen Figuren-Status und sind vergleichsweise selten als Objekte der Requisite auf der Bühne präsent, vielmehr zeichnet sich das Geld in der Komödienhandlung zunehmend dadurch aus, dass es unsichtbar im Hintergrund arbeitet. Daniel Fulda: *Schau-Spiele des Geldes. Die Komödie und die Entstehung der Marktgesellschaft von Shakespeare bis Lessing*. Tübingen: Niemeyer 2005, 19–32, 513–522.
 - 12 Das jahrelange Ausscheren aus der Zirkulation ist ein Bruch mit dem Muster der Geld-Erzählung, welches die englischsprachige Forschung herausgearbeitet hat: „[M]oney

- is never at home except in the state of circulation“ (Lynch: „Personal Effects“, 75). „Hoarding and avarice are the ultimate crimes, because they prevent money from wandering.“ (Bellamy: „Introduction“, xlii).
- 13 Christina Lupton: „Authors, It-Narratives, and Objectification in the Eighteenth Century.“ In: *Novel. A Forum on Fiction*, Bd. 39, Nr. 3 (2006), 402–420, hier 403.
 - 14 Referiert wird hier auch auf das biblische Gleichnis vom verlorenen Groschen, in welchem das wiedergefundene Geldstück mit dem geläuterten Sünder gleichgesetzt wird (Lk 15,8).
 - 15 Wie in der Einleitung erläutert, gibt sich das Geldstück hier als Guter Groschen zu erkennen, der 1/24 Reichstaler bzw. 12 Pfennigen entspricht. Während der Zeit der Groschen-Erzählungen kursieren parallel bereits die neuen, auf das Dezimalsystem umgestellten Silbergroschen. Daher werden auch die im Folgenden genannten „Sechspfennig[e]“ (was einem halben Guten Groschen entspricht) eingeschmolzen, während alle auf die Auferstehung als „Fünfgroschenstücke“ hoffen, was dem neuen System, also einem Sechstel Silbergroschen entspricht.
 - 16 Siehe Anm. 15.
 - 17 Eine immer brennende Lampe, das sogenannte ewige Licht, findet sich in katholischen Kirchen, um an die Anwesenheit Gottes zu erinnern. In diesem Kontext wird deutlich, dass die Todkranke ihr Schlafzimmer zu einer Andachtskapelle umfunktionierte hat.
 - 18 Kandelaber sind Kerzenständer, die u. a. auf dem Altar stehen und hier im Sinne des mobilen sakralen Geräts von den Priestern ins Sterbezimmer verbracht werden, wo sie während der Totenwache in Gebrauch sind.
 - 19 Der Groschen wird mit einem Pfennig über seinem Barwert eingelöst (siehe Anm. 15). In der aufklärerischen Ästhetik ist das Schöne mit dem Nützlichen verknüpft, so scheint hier die Favorisierung des Nützlichen durch den „Judenknaben“ im Vergleich zur Favorisierung des Schönen durch seinen „christlichen Kameraden“ auf den ersten Blick nicht antijüdisch konnotiert. Jedoch bezieht sich das Nützliche auf die 10% Gewinn, es geht also zunächst allein um die Akkumulation von Geld, denn was der „Judenknabe“ mit dem Gewinn macht, bleibt offen, während sein „christlicher Kamerad“ den eingetauschten Guten Groschen als Liebesgabe einsetzt. Diese Differenzierung wird dadurch verstärkt, dass bereits in der Vorgeschichte die andächtige Würdigung des Groschens durch eine todkranke Christin erfolgte, das Schöne also auch mit dem religiös Guten und Wahren verknüpft wird.
 - 20 Hier werden die alten, noch in Umlauf befindlichen Währungen in die ständische Gesellschaftsordnung übersetzt. Während der „Biergroschen“ die im Preis enthaltene Alkoholsteuer meint und somit auf den Wirtshauskontext verweist, ist der „Achtgroschen“ ein Vertreter der auslaufenden Ära des Guten Groschens und hat den Wert eines Drittels von einem Taler. Während in der Sphäre der Silbermünzen zwischen Groschen und Taler die Kleinadeligen genannt sind, werden die Goldmünzen entsprechend ihrer Prägezeit sowie ihrer Namensgeber als italienischen Herzöge und französische Könige tituliert.

- 21 Hundekomödien und Affentheater bezeichneten eine im 19. Jahrhundert entstehende Unterhaltungsform insbesondere im Kontext von Jahrmärkten, in denen durch dressierte und kostümierte Tiere kleine Bühnenstücke vorgeführt wurden.
- 22 Die polnische Mütze (auch *Konfederatka*) wurde als Kleidungsstück von polnischen Kleinadeligen eingeführt, welche sich in der Frage einer Verbindung mit Russland gegen ihren König richteten. Insofern ist dem Affen in seiner offenkundigen Instrumentalisierung durch den menschlichen Theatermacher ein gewisses Standesbewusstsein aufgesetzt, das sich auch in seiner Performance zeigt.
- 23 Patenkind.
- 24 Tagelöhner waren zumeist ungelernte, keiner Zunft angeschlossene Handarbeiter, die für Tagelohn arbeiteten und kaum die Chance hatten, Rücklagen zu bilden, um etwa mit Landbesitz eine eigene wirtschaftliche Existenz aufzubauen, geschweige denn eine Absicherung für den Krankenfall vorzunehmen. Tagelöhnerfamilien lebten folglich sprichwörtlich von der Hand in den Mund und waren stets von Hunger, Krankheit und Obdachlosigkeit bedroht. Dass Jenny von Gustedt sich für verarmte Familien, insbesondere uneheliche und verwaiste Kinder engagierte, zeigt sich bereits in ihren Erinnerungen an die Weimarer Zeit (vgl. Kretschman[n]: *Aus Goethes Freundeskreise*). An ihrer späteren Wirkungsstätte nahm sie Zöglinge in ihr Gutshaus auf und gründete ein sogenanntes Rettungshaus für Alleinerziehende. Dabei zielte sie ausdrücklich nicht auf individuell vergebene Almosen und traditionelle paternalistische Fürsorge, sondern auf die Institutionalisierung von sozialer Gerechtigkeit, wie sie später in einem Aufsatz erläutert. Gustedt: „Aus meinen Ideen, die Reorganisation des Staates nach 1848 betreffend.“ In: Kretschman[n]: *Aus Goethes Freundeskreise*, 497–504.

AMALIE WINTER [D. I. AMALIE VON GROSS]

Memoiren eines Handschuhs (1837)

Bei Dingerzählungen stellt die anonyme Veröffentlichung den Normalfall dar, nur selten sind die Verfasser:innen eindeutig zu ermitteln. Zu den Ausnahmen gehören die Texte der Autorin Amalie von Gross, geb. von Seebach (1802–1879). Unter dem Pseudonym Amalie Winter veröffentlichte sie mehrere It-Narratives, von denen die *Memoiren einer Berliner Puppe* und die *Memoiren eines bleiernen Soldaten* annähernd Romanlänge aufweisen.¹ Titel und Objektauswahl deuten dabei an, was die Adressierung in Untertitel und Vorwort bestätigt: Es handelt sich um didaktische Literatur „für Kinder [...] und für deren Mütter“.² Die Erzählung aus der Sicht des Spielzeugs soll im jungen Publikum Empathie wecken, das erwünschte Resultat ist ein achtsamer Umgang sowohl mit Dingen als auch mit Menschen.³ Befördert wird diese Perspektivierung dadurch, dass die Objekte als Ebenbild des Menschen gestaltet und in ihrer Verwendungslogik auf Identifikation und Gefühlsprojektion ausgerichtet sind. In den Texten besteht demnach eine langanhaltende, enge emotionale Bindung zwischen den menschlichen Figuren und den dinglichen Erzählern. Der Verzicht auf einen häufigen Wechsel der Besitzer:innen bricht dabei mit bereits etablierten Genrekonventionen. An die Stelle einer Vielfalt sozialer Typen oder überzeichneter Stereotype treten namentlich unterschiedene Figuren mit individueller Charakterzeichnung. Der Fokus wird von humoristischen Karikaturen und Gesellschaftskritik auf Introspektion und die Entfaltung zwischenmenschlicher Beziehungen verlagert.

Diese Beobachtung trifft auch auf die *Memoiren eines Handschuhs* zu. Die Erzählung wurde 1837 zunächst fortsetzungsweise in der *Zeitung für die elegante Welt* veröffentlicht, ein Jahr später erfolgte die Aufnahme in den zweiten Band der Novellensammlung *Deutsche Lebensbilder*.⁴ Die beiden Versionen sind annähernd identisch, unterscheiden sich nur durch minimale Fehlerkorrekturen und werden eindeutig mit dem Pseudonym Amalie Winter verknüpft. Es existiert jedoch noch eine weitere, stark gekürzte und teilweise veränderte Textfassung aus dem 1892 publizierten Nachlass Jenny von Gustedts (1811–1890).⁵ Dort subsumiert die Herausgeberin Lily von Kretschmann (1865–1916) die Erzählung ebenso wie eine weitere mit dem Titel *Aus dem Leben eines Groschens* unter die Rubrik „Wilhelmsthaler Vorlesungen“. Hierin liegt ein Indiz für die besondere Entstehungssituation der Texte: Sie entstammen dem produktiven Miteinander verschiedener Schriftstellerinnen und Kulturschaffender aus dem mitteldeutschen Raum.⁶ Amalie von Gross wuchs ebenso wie Jenny von Gustedt im Umfeld der Weimarer Hofgesellschaft auf und leitete phasenweise selbst einen literarisch-musikalischen Salon.⁷ Beide Autorinnen

waren in das kulturelle Leben Weimars integriert und wirkten an der durch Otilie von Goethe (1796–1872) herausgegebenen Zeitschrift *Chaos* mit.⁸ Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass auch die *Memoiren eines Handschuhs* in geselliger Runde vorgelesen, besprochen, abgeschrieben oder gemeinschaftlich überarbeitet wurden. Hierfür spricht eine Briefpassage Gustedts, die in der ihrem Nachlass vorangestellten biographischen Skizze zitiert wird: „Die Aufsätze aus Wilhelmsthal hatten persönliche Beziehungen und gehören in die Kategorie getrockneter, gepreßter Blumen mit leisem Duft und matter Farbe.“⁹ Statt Autonomie und Urheberschaft hervorzuheben, wird hier auf die vielhändige und vielstimmige Rezeptionspraxis verwiesen. Bei der 1892 publizierten alternativen Fassung des Handschuh-Texts ist demnach nicht zwangsläufig von einer Fehlzuschreibung durch Gustedts Nachlassverwalterin auszugehen. Vielmehr wäre der These von einer geteilten Autorschaft oder zumindest von Synergieeffekten innerhalb der von beiden Schriftstellerinnen frequentierten literarischen Zirkel nachzugehen.

Während der Text selbst eine vielschichtige Entstehungsgeschichte aufweist, wird die Produktion seines dinglichen Erzählers darin eher beiläufig geschildert. Die Machart des Handschuhs bleibt weitgehend unklar und kann nur implizit erschlossen werden: Er ist weiß, zart und enganliegend, wird bei offiziellen Anlässen getragen und ist nicht für den Winter geeignet. Nach der Herstellung durch einen Meister und die „Erziehung“ durch die Nadelstiche einer Näherin wird er von einem Diensthofen direkt zu seinem späteren Eigentümer getragen. Es handelt sich ab diesem Zeitpunkt in doppeltem Sinne um einen individuellen, persönlichen Gegenstand. Zum einen wird das Kleidungsstück zuweilen *pars pro toto* mit seinem einzigen Träger identifiziert und dient nach dessen Tod als Andenken.¹⁰ Zum anderen verfügt der Handschuh über ein Bewusstsein seiner selbst. In einer überbordenden Fülle von Adjektiven charakterisiert er sich als sentimental, melancholisch, gefühlvoll, schwärmerisch, tugendhaft, leidenschaftlich, erfahren, philosophisch und behauptet, „ein in der Logik erfahrener Handschuh“ zu sein. Er grenzt sich klar von seinem „Gefährten, dem Handschuh zur linken Hand“ ab. Werden sie in einer Szene getrennt, entstehen dadurch zwei voneinander unabhängige Perspektiven und Wissensstände, die nach der Wiedervereinigung abgeglichen werden.

Erzählperspektive und Handlung sind jedoch nicht nur vom genuin dualen Wesen des Kleidungsstücks geprägt.¹¹ Dem Objekt ‚Handschuh‘ werden im Sinne einer zweiten Haut besonders häufig „Symbolkraft und Fetischcharakter“ zugeschrieben.¹² Er diente in Mittelalter und Früher Neuzeit als Amtszeichen von Geistlichen oder weltlichen Herrschern und wurde in der Literatur gleichermaßen als Fehdehandschuh wie Liebespfand inszeniert. Der Sitz an der menschlichen Hand verschafft ihm einen Sonderstatus, da er hier offen sichtbar ist und beständig in Interaktion mit seiner Umwelt tritt. In den *Memoiren eines Handschuhs* wird der Dingerzähler weitaus sensibler geschildert als sein Besitzer. Er steht in unmittelbarem Kontakt zu den menschlichen Figuren, was ihm differenzierte Rückschlüsse zu deren Charakter, sozialem Status und aktueller Gefühlslage ermöglicht. Hinzu treten implizite Hinweise auf die „elaborierte Etikette des Handschuhtragens, die ihren Höhepunkt in den bürgerlichen Konventionen des 19. Jahrhunderts fand“.¹³ So

sorgt sich der Handschuh angesichts häufigen Händeschüttelns um sein reinweißes Aussehen, wird in abgenutztem Zustand nur noch für Spaziergänge statt zu förmlichen Anlässen getragen und fürchtet einen sozialen Abstieg angesichts seines materiellen Verfalls. Zentrales Thema des Textes bilden jedoch weder Kleiderordnungen noch gesellschaftliche Normen. Leitmotivisch tritt stattdessen ein anderes Accessoire der Hand in Erscheinung: der Ehering als „die Gränze eines Paradieses oder die Mauer einer Hölle“. Der Handschuh kommentiert die Lebensentscheidungen und Persönlichkeitsentwicklungen seines Besitzers mit einem vergleichsweise hohen Reflexionsgrad. Thematisiert wird insbesondere der geschlechtsspezifisch unterschiedliche Umgang mit der unglücklichen Liebe: Während der Herr von R. seinen Leidenschaften nachgibt und an seinem scheinbar unerfüllbaren Ideal romantischer Zweisamkeit scheitert, strebt Gabriele nach der Verwirklichung zeitgenössischer Ideale von Tugend und Weiblichkeit.¹⁴ Der männlichen Selbst- und Gefühlszentrierung werden weibliches Pflicht- und Verantwortungsbewusstsein gegenübergestellt, innerhalb der traditionellen Geschlechterrollen nutzt die Frauenfigur ihren vergleichsweise engen Handlungsspielraum voll aus.¹⁵ So wahrt Gabriele vermittels des Handschuhs das Andenken an den von ihr unglücklich Geliebten, ihre Tatkraft wird jedoch vom aufgewählten Innenleben kaum gehemmt. Sie widmet sich weiterhin ihrer Mutterrolle, der Haushaltung, weiblicher Geselligkeit, Armenfürsorge und Frömmigkeit. Gezeigt wird hier kein *Happy End*, wohl aber ein *Virtuous End*.

Einleitung und Anmerkungen: Johanna Wildenauer

Quellen: Amalie Winter [d. i. Amalie von Gross]: „Memoiren eines Handschuhs.“ In: *Zeitung für die Elegante Welt*, 37. Jahrgang. Leipzig: Verlag von Leopold Voss 1837, 993–1004.

Memoiren eines Handschuhs

I. Die Thräne

Die Welt that sich mir auf in einem kleinen, engen, dunklen Kaufladen. Da gab eine geübte Scheere mir eine elegante Gestalt, und das Schicksal verlieh mir ein anspruchsloses, aber schneeweißes Äußere. Der Dämmerchein meiner ersten Wohnung hinterließ einen unauslöschlichen Eindruck auf meinen Charakter, und bildete mich für mein ganzes Leben zu einem sentimental, melancholischen Handschuh.

Eine gebieterische Stimme ließ sich hören, und meine feine, zarte Haut erzitterte kurz nach meiner Geburt. Ich fühlte mich vom Meister ergriffen, hinweggerissen vom Tische und durch die Luft geschleudert. Die Schürze eines hübschen Mädchens nahm mich auf; sanft wurde ich getragen, und man gönnte mir Zeit zur Betrachtung. Ich sah zum ersten Male eine enge Straße und ein kleines Stückchen Himmel, es war aber ein schöner blauer Himmel. Dann sah ich aber auch zum ersten Male ein weibliches Gesicht, und das war eben so schön wie der Himmel! Und ich vergaß die dichte Atmosphäre meiner Wiege und die groben Züge meines Meisters und die rauhe Stimme, die mich erschreckt.

Ich befand mich nicht weit von der Erde, daraus schloß ich, daß meine jetzige Herrin auf einem Schemel sitze, und daraus schloß ich wieder, daß sie nicht sehr groß sein müsse. Ihr kleiner Fuß schaute unter dem faltenreichen Röckchen hervor; er war in grüne Pantoffeln gekleidet – ihr blaues Halstuch war auf der Brust gekreuzt, wie es bei den Bürgermädchen Sitte ist; ihr Haar war gescheitelt und bildete auf dem Wirbel ein Krönchen. Ich konnte es nicht lassen, ich mußte immer ihr Gesicht anschauen. Es war so sanft, die Stirn so heiter, der Mund so

unschuldig. Die blauen Augen, die den Himmel suchten, entrissen mich meiner Kindheit wie durch einen Zauberschlag; ich wußte tausend Dinge, die ich nie gelernt hatte – ich ward auf einmal ein philosophischer und gefühlvoller Handschuh.

Jedoch meine äußere Erziehung machte keine Fortschritte, das junge Mädchen blickte immer hinauf nach dem Stückchen Himmel, und ihre Hände beschäftigten sich nicht mit mir. Und doch war sie allein – kein Geräusch konnte sie zerstreuen. Ich sah sie noch an, als eine plötzliche Röthe ihre Züge übergöß – ich fühlte die Schläge ihres Herzens, dann ergriffen mich die kleinen Hände und durchstachen meine Finger so schnell und oft mit der Nadel, daß ich ganz betäubt wurde. Das dauerte aber nicht lange, bald gönnte man mir wieder Ruhe, und ich hörte nur noch das Flüstern zweier Stimmen, einer sanften, weichen, und einer tieferen, die jedoch nicht so rauh war, wie die des Meisters; sie gehörte einem jungen Soldaten, der den andern Tag in den Krieg ziehen sollte. Er sprach Worte des Abschieds; – das Lebewohl durchzitterte auch mich. – Meine Gebieterin sprach gar nichts; – ihr Busen hob sich, und ein Beben ergoß sich durch alle Glieder. Der junge Mann ging, und sie sah ihm nach bis ans Ende der Straße, dann sah sie aber wieder das Stückchen Himmel an, als sei es ihr einziges Erbtheil, und das letzte Vermächtniß des Geliebten. Dann rann eine große Thräne herab auf ihre Wangen – und fiel auf mich.

Die Menschen sind gewohnt, Thränen zu sehen, – denn man sagt, es gäbe deren sehr viel in der Welt. Sie können wohl ungerührt vorüber gehen vor dem Weinenden. Aber ich armer Handschuh hatte noch keine Thränen gesehen, und die erste, die ich sah, fiel auf mich! O, wie sie brannte! Sie schien mir eine heilige Taufe zu sein und von trüber Vorbedeutung für meine Zukunft. – Ich hatte lange Zeit, darüber nachzudenken, denn kaum war ich vollendet, so ertönte die Stimme meines Meisters, wieder ergriff mich seine rauhe Hand, mit dreiundzwanzig Leidensgefährten wurde ich zusammengebunden, in viele

Hüllen geschlagen und in die Dunkelheit gebannt. Da gab es keinen Himmel, keine Luft, kein schönes Weib – und keine Thräne! Ich verlor sogar das Maß der Zeit.

II. Der Ball

Die Dunkelheit und der tiefe Frieden meines Kerkers hatten den Hang zum Nachdenken in mir entwickelt, so daß ich nach langer Gefangenschaft als ein beobachtender und als ein in der Logik erfahrener Handschuh hervorgezogen wurde, und das Tageslicht wieder erblickte. Wohl erkannte ich meine schöne Erzieherin in dem Ladenmädchen wieder, die Thränen aber, deren Spuren ich trug, und die ich nicht vergessen konnte, hatte sie längst vergessen. Das Auge hatte die Unschuld verloren und die Wange das Roth, und ein reich gekleideter Diener durfte ihr einen Kuß rauben. Ohne Bedauern verließ ich sie, und war nicht wenig empört, als der Diener sich unterstand, ihr die Hand, die mich ihm reichte, zu drücken; denn ich war ein schwärmerischer tugendhafter Handschuh.

Ich befand mich bald in einem eleganten Zimmer. Eine geistreiche Unordnung schien darin zu herrschen, Bücher und Flinten, Kleidungsstücke und Eßwaaren, Geld und angefangene Briefe, Hunde und Vögel, alles fand sich hier durch einander, daraus schloß ich: *daß ich in eine Junggesellenwirthschaft gerathen sei*. Meine Bande wurden gelöst, ein Paar meiner Gefährten wurden gewählt, und im Nu war einer davon bis an die Fingerspitze gesprengt; daraus schloß ich, *daß mein Herr nicht sehr vorsichtig sei*. Dann nahm er mich, probirte mich sorgsam an, daraus schloß ich, *daß er vernünftig sei und die Erfahrung nütze*. – Seine Hände waren weich, keine Spur von Tinte, nicht die kleinste Härte, nur der Duft wohlriechender Seife – daraus schloß ich, *daß er kein Geschäftsmann sei*. Ohne Einwendung bezahlte er beide Paar

Handschuhe und gab den zerrissenen zurück; *er war also reich!* Er gab ein großes Stück Geld hin, das den Werth der Handschuhe überstieg, und ließ sich nichts herausgeben; *er war also freigebig.* Er bestellte sechs Dutzend Handschuhe auf einmal – *er war also verschwenderisch.* Ein Freund trat ein, um Abschied zu nehmen; er reiste nach K. – K. war nur drei Stunden entfernt. – Mein Herr lächelte und sprach von einem kleinen Ausfluge nach Indien, den er zu machen gedenke – daraus schloß ich, *daß er ein Engländer sei.* Im Laufe des Gespräches kam die Rede auf die Mißbräuche der Welt und die Übel der Erde. Mein Herr sprach davon, die Menschheit zu verbessern, und Europa und die Regierungen auch – daraus schloß ich, *daß er noch nicht zwanzig Jahr alt sei.* Sein Bedienter trat ein, um ihm zu melden, daß der Ball um acht Uhr angefangen, und daß es schon neun Uhr sei. – Der junge Mann blätterte noch in einem Buche, leerte ruhig ein Glas Wein, schlüpfte seine Finger in die meinigen, ohne Eile, ohne Ungeduld, und glättete alle meine Falten, ehe er die Stube verließ. – Daraus schloß ich, *daß sein Herz noch frei sei.*

Ich kannte also meinen Herrn so ziemlich, als ich in dem hellerleuchteten Saale ankam. Hätte ich noch einen Zweifel gehabt über die Nation, der er angehörte, so kam ich hier bald zur Gewißheit auf meine eigenen Unkosten, die *shake hands* nahmen kein Ende und erfüllten mich jeden Augenblick mit Besorgniß für die Weiße meiner zarten Haut. Über den tiefen Frieden seines Herzens wurden meine Vermuthungen auch bestätigt, denn nur nach den ersten Tönen der Musik verließ er die Ecke der Console,¹⁶ um eine Tänzerin aufzufordern, und sein Herz schlug dann nur heftiger durch die Bewegung des Tanzes.

Lichter, Blumen und Uniformen, leuchtende Augen und Musik, alles betäubte mich. Ich sehnte mich nach der engen Straße und dem kleinen Stückchen Himmel. Mein Herr aber sehnte sich nach nichts. Er tanzte, aber nicht alle Tänze, er sprach, aber nicht den ganzen Abend, er war zufrieden, aber ohne Übermaß. Er war zu jung, um sich

zu langweilen, zu eitel, um nicht Vergnügen zu finden, und doch hatte er zu viel Herz, um glücklich zu sein in dieser Gleichgültigkeit. Zuweilen, wenn er sich ausruhte und aus einer Fenstervertiefung die frohen Paare vorübertanzen sah, da schaute ich ihn an, und in seinen tiefliegenden Augen, in seiner hohen, von dichten Augenbrauen umschatteten Stirn las ich eine stürmische Zukunft; dieser Frieden der Gefühle konnte ihn nicht immer beglücken, und schwere düstere Gedanken harrten sein. Ein junges Paar, das oft an uns vorübergeschwebt, stand nun vor uns. Der Jüngling flüsterte einige Worte und seine Gefährtin wandte uns ihr schönes Gesicht zu. – Es mußten trostlose, hoffnungslose Worte gewesen sein, Worte des Entsagens. Denn eine Thräne entfiel dem Auge und rollte auf die Blumen herab, die sie am Busen trug. Also wieder eine Thräne! Abermals ein Lebewohl, wie im engen Gäßchen! Aber hier wölbte sich nicht der Himmel über die Weinenden. – In Tanzmusik und Putz und blendende Lichter hatte sich die Verzweiflung gehüllt: die Natter unter Rosen. Dem Lebewohl mußte ein gleichgültiges Wort folgen, der Thräne ein erzwungenes Lächeln. –

Der Zufall hatte meinen Herrn eingeweiht in dieses Geheimniß der Liebe und des Schmerzes. Ich sah ihn erleichen beim Anblick der fallenden Thräne. – Er liebte zwar nicht, aber die Liebe war ein Theil seiner Seele. Er war für die Liebe geboren, vom Himmel selbst hatte er das Verständniß der Liebe empfangen, und dieser Schmerz des jungen Mädchens, dieser Tod mitten im Leben, diese Trennung im Augenblicke der schönsten Vereinigung ließ ihn erzittern. Er faltete krampfhaft die Hände, wie im Kampfe gegen eine innere Bewegung, schlüpfte leise hinter den dichten Vorhängen hinweg, und entfernte sich, ohne von dem jungen Paare bemerkt zu werden. Ich liebte die Triebfeder dieser einfachen Handlung, ich liebte diese Äußerung seines Gemüths, ich liebte meinen Herrn von ganzer Seele!

Nach dem Tanzen folgte das Souper. Meinem Gefährten, dem Handschuh zur linken Hand, trug man auf, einen Platz zu hüten, ich und mein Herr wir holten einen Stuhl. – Wir fanden am Tische das junge Mädchen mit dem schweren Herzen und den feuchten Augen; ängstlich schaute sie meinen Herrn an. Der eine Platz neben ihr war durch einen Fremden eingenommen, der unsrige wäre auch schon besetzt gewesen, hätte ihn nicht der Handschuh als das Eigenthum eines Andern bezeichnet. Der junge Mann stand in der Nähe, und auf seinen Zügen lagerte sich die Resignation. Dem Besitz hatte er schon entsagt, aber auch die letzte Stunde aufgeben zu müssen, den bittersüßen Trank eines letzten Gesprächs der Liebe von den Lippen geraubt zu sehen im Moment, wo man ihn schon zu erreichen glaubte, das schmerzte. Ich und mein Herr wir verstanden die Beiden; der Handschuh wurde aufgehoben, wie wenn er nur aus Zufall dahin gefallen wäre, und mein Herr war ohne Platz. – Er weidete sich noch an dem dankbaren Blick des Mädchens, an dem frohen des Jünglings, denn er dachte an sich selbst.

Dafür wurden wir auch belohnt. – Die Nachbarschaft, die der Zufall uns gab, wäre nicht zu theuer erkaufte gewesen durch die Intrigue eines ganzen Abends. – Es war ein Mädchen, schlank und jung, anmuthig und schön, heiter und ernst. Ich ruhte während des Soupers zwischen ihr und meinem Herrn, konnte sie also beobachten. Ich sah das sanft belebte Auge, die Locken, die der Tanz in liebliche Verwirrung gebracht, die Rosenknospe, die sich auf die Schläfe gesenkt und sich an die Wangen anschmiegte, wie wenn diese die erblühte Rose sei, der sie angehörte. Jetzt meinte ich, müsse es geschehen sein um das Herz meines Herrn. Ich war aber ein gar zu leidenschaftlicher Handschuh, und mein Herr war ein Engländer, ein ruhiger, bedächtiger Engländer. Er unterhielt sich sehr gut, aber er liebte nicht! – Er schenkte ihr Wein ein, er bot ihr von allen Gerichten, gewöhnlich

aber verlangte er von andern Schüsseln als sie, und aß auch von andern. – Er sah die Blumen, die sie getragen, neben ihr liegen, und fühlte keinen Wunsch, sie zu besitzen. Er trank ihre Gesundheit, aber sah sie an mit der gewöhnlichen Galanterie. Kein Stillschweigen folgte dieser Handlung, die so rührend und ergreifend sein kann, wenn sie ein geheimes Rendezvous ist der innigsten sehrendsten Gedanken. Kein langes Gespräch, kein langes Schweigen, nicht einmal Engagements für den nächsten Ball, nicht einmal die Bitte um den sechsten Walzer! – und sie dagegen! – sie war ganz Leben, ganz Wohlwollen! die personificirte Jugend der Seele und des Körpers, keine Verlegenheit, keine Verwirrung. Sie war am Ende des Soupers eben so heiter als am Anfange desselben.

Ich gesteh' es, das betrübte mich. Ich flehte das Schicksal an, daß die Beiden nie mit bitterer Reue dieser Stunde gedenken möchten, wo sie das große Loos, das höchste Glück auf Erden, in den Händen gehabt, und es uneröffnet von sich gewiesen. –

Ich war ein philosophischer, erfahrener, gefühlvoller und beobachtender Handschuh, und so las ich denn in den Zügen, in dem Ausdruck, in der Stimme des jungen Mädchens mehr als das Gewöhnliche, und sie schien mir geschaffen für meinen Herrn.

Ich war sehr schlechter Laune den ganzen Abend und wollte nichts mehr sehen. – Mein Herr reichte die Hand an viele Damen, um ihnen in den Wagen zu helfen. Braune und Blonde, Alte und Junge, Hübsche und Garstige. Auch die Tischnachbarin, die ich so liebte, schlüpfte vorbei, sie berührte leise die dargereichte Hand, denn leicht wie ein Zephyr¹⁷ bedurfte sie keiner Hülfe. – Was hätte ich nicht hier um einen Händedruck gegeben!

Nach dem guten Abendessen schlief mein Herr vortrefflich. Ich fühlte mich aber in einen dunklen Koffer geworfen mit noch andern Kleidungsstücken, dieser wurde in einen Winkel geschoben, und ich hatte

wieder Muße, mich in der Philosophie und in der Logik noch mehr zu vervollkommen; denn die Jahre strichen über mich hin, ohne daß sich die geringste Veränderung in meinem Schicksal zutrug. – Ich schien vergessen.

III. Die Theegesellschaft

Schon hatte ich mich in meine ewige Gefangenschaft ergeben. Es war die Resignation, auf welche der Mensch so stolz ist, die er sich als Verdienst anrechnet, und nach der er doch nur erst greift, wenn der ganze Zug von Hoffnungen an ihm vorüber gezogen, und keine ihm liebend die rettende Hand geboten.

Eines Tages erhielt mein unbewegliches Gefängniß einen Stoß, der mich aus meinem Nachdenken erweckte. Der Deckel hob sich, ich sah das Tageslicht wieder und auch die Züge meines Herrn. Die zwanzig Jahre waren ausgelöscht aus seinem Antlitz, und ich konnte daraus auf die Länge meiner Gefangenschaft schließen, denn die Zeit hatte dem jungen Manne den Stempel der Reife aufgedrückt. Meine Vorgefühle waren zur Wirklichkeit geworden. In seinem Auge wohnte nicht mehr die Ahnung der Liebe und des Schmerzes, ich las die Gegenwart deutlicher darin, als ich die Zukunft gelesen hatte, und der schmerzliche Zug um den Mund, dieses Freimaurerzeichen der Unglücklichen, an dem die Geprüften sich erkennen, dieser mußte durch neues Weh erst kürzlich tiefer gefurcht worden sein. O, wie freute ich mich, die geliebten Züge wieder zu sehen. – Mein Herr durchkreuzte die Stube mit festen, großen Schritten, dann nahm er ein Buch, er eröffnete es, und doch las er nicht. Der Bediente meldete, daß ihm noch zwei Minuten blieben bis zur Stunde der Einladung; das schien ihn einer Bürde zu entheben! Er kleidete sich an, und zwar mit einer Thätigkeit und Geschäftigkeit, die ihn den Moment zwischen

Einsamkeit und Gesellschaft nicht fühlen ließen. Er war auch dieses Mal unpünktlich, wie vor zehn Jahren, aber es war nicht die Unpünktlichkeit der Gleichgültigkeit, es war eine Unpünktlichkeit aus Berechnung, er wollte die eigene Ungeduld betrügen, er wollte den schweren Schritt der Zeit nicht fühlen, deshalb beschäftigte er sich mit tausend Dingen, um sich dann auf einmal die Überraschung machen zu können, daß es Zeit zur Toilette sei. – Diese nahm dann seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und so blieb ihm nicht eine der peinlichen Minuten des Erwartens.

An der Hand fühlte ich keine andere Veränderung, als am vierten Finger einen goldenen Reif, der meine zarte Haut dehnte und verletzte. – Ich litt und verwünschte den Ring. – Ich hatte meine Gedanken darüber, daß er so klein sei und doch so mächtig, so bescheiden und so gebieterisch, die Gränze eines Paradieses oder die Mauer einer Hölle. So kam ich in den Kreis der Gesellschaft. – Das erste Antlitz, welches ich erblickte, war jenes, welches ich nie vergessen hätte; wie sollte ich auch! Männer mögen leicht das Liebliche und Schöne vergessen, und das Geliebte wohl auch, denn neue Eindrücke verwischen die alten. – Aber ich armer Handschuh hatte in meiner Dunkelheit keine neuen Eindrücke gehabt, ich konnte nichts vergessen, und so erkannte ich gleich die anmuthige Gestalt unserer einstigen Tischnachbarin. Sie ruhte in einem Sessel, der Arm war nachlässig auf die Lehne gestützt, und von ihrer Hand glänzte mir auch ein goldener Reif entgegen. Da schaute ich ihr in die Augen und sah kein Glück darin, und eine innere Stimme sagte mir: in ihrem Ringe stehen nicht dieselben Namen, wie in dem meines Herrn, aber sie sind eingegraben in die Herzen! Wehe! wehe! wenn Herz und Ring nicht übereinstimmen!

Ein Stuhl neben ihr war frei; ich fühlte den Kampf meines Herrn; er glättete meine Falten und sagte manch gleichgültiges Wort; dann nahm er seinen ganzen Muth zusammen und ging gerade auf den

Stuhl zu. Er nahm Platz. – Die junge Frau war leicht erröthet, als wir eintraten, dann hatte sie mit unruhiger Lebendigkeit gesprochen, hatte aber öfters den Faden der Rede verloren, und am Ende es für besser befunden, nur zuzuhören. Auch heftete sie mit großer Anstrengung das Auge auf den Erzähler. Im Eifer, diesem ihre Aufmerksamkeit zu beweisen, vergaß sie, daß ein menschliches Auge zuweilen sich bewegt, sich wendet, blinzelt, und sie starrte ihn an, daß es beinahe lächerlich war. Endlich schloß das Gespräch ein; es erfolgte ein Schweigen, das dem Fächer und den Spitzen der Dame nicht sehr heilsam war. – Nun kamen wir zum guten Abend. – Dann sprachen wir von Büchern, von geborgten, wiedergegebenen, gelesenen und ungelesenen. Alles ging gut, und ich war beinahe beruhigt. Ich meinte, dieser geistige Verkehr sei doch auch eine Art von Glück, und die Stirn dieser Frau war so rein, daß es schien, als könne sie nicht den Gedanken an Unrecht beherbergen. Welcher Reiz lag in der Unterhaltung dieser beiden edlen und geprüften Wesen. Sie hatten in ihren Herzen den Schlüssel zur ganzen Welt; sie kannten das Gewicht der menschlichen Thräne, sie kannten alle Himmelsfreuden, deren die Menschenbrust fähig, und ihre Seelen gaben sich ein Rendezvous in dem höchsten Interesse, begegneten sich in den heiligsten Gefühlen. Aber als sie vorüber war, die kurze Frist, die der Anstand ihnen gestattete zur Unterredung, als die nahe Trennung sich ihnen durch ein schmerzliches Schweigen kund gab, da litt ich wieder mit den Beiden. – Ich hatte zwar in der Ferne, an eine Säule gestützt, eine große bleiche, magere Gestalt gesehen; der Gram hatte ihre Blässe ins Gelbe schattirt; sie schien sehr unglücklich, und ich ahnete, das müsse die Gemahlin meines Herrn sein. Auch sah ich aus einer Fenstervertiefung ein Paar dunkle grollende Männeraugen auf uns gerichtet. Es war der eifersüchtige Gatte. Doch die beiden Liebenden standen mir näher, und ihnen gehörte vor Allen mein Mitleid. Die junge Frau rollte ihre Spitzen, und mein Herr vergaß sich einen Moment, er sah

sie an, sie erwiderte nicht den Blick, aber sie fühlte ihn bis in die tiefste Seele hinein, und hohe Röthe durchströmte ihr Antlitz.

Den übrigen Theil des Abends sah ich noch der Frauen viele, aber nur im Vorübergehen. – Männer sah ich aber von einem gewissen Alter, mit denen wir uns unterhielten. Dann kam die Stunde des Aufbruchs. Mein Herr half vier oder fünf Shawls¹⁸ umthun, dadurch erlangte er das Recht, auch ihr den Shawl um die Schultern zu legen, ihr, die er so gern geschützt hätte vor äußerem und innerem Erkälten. Auch half er ihr in den Wagen. Die Hände berührten sich, ich empfand ein süßes Weh, wie ein elektrischer Schlag, der sich mir mittheilte, ein Zittern, ein Bangen. – Das mußte auch eine Sprache der menschlichen Liebe sein, eben so gut wie Worte und Blicke, nur absichtloser, unberechneter, wenn auch nicht unschuldiger. – Sie fuhren dahin, jedes nach einer andern Seite, jedes mit einem andern Gefährten, jedes in ein anderes Haus!

Lange hörte ich noch die schweren Schritte meines Herrn, der bis in die tiefste Nacht hinein sein trauriges Gemach durchwandelte. Vor zehn Jahren hatte er besser geschlafen.

IV. Der Besuch

Nach einigen Tagen wurde ich wieder meiner Ruhe entrissen und meine Dienste wurden verlangt. Wir machten einen Besuch. Der Bediente meldete meinen Herrn; dieser ging unruhig im Vorzimmer auf und ab, in der Ungewißheit, ob er angenommen werde. Endlich traten wir ein. Das traulichste Boudoir¹⁹ nahm uns auf, und unsere Geliebte empfing uns mit der ganzen Würde einer Hausfrau. Es waren noch einige andere Damen zugegen, denn mein Herr wurde nie allein vorgelassen. Er war sehr gesprächig, geistreich, liebenswürdig und schien zufrieden. Als aber die andern Besuchenden sich entfernten,

da zauderte er; er begleitete sie bis an die Thür, dann kam er zurück und stützte sich auf das Kamin, ihr gegenüber. Die Scene war ganz verändert, die Atmosphäre war schwül, die Luft gewitterschwer, ein unbegreiflich schöner Zauber ergoß sich über die ganze Umgebung, und doch war der Schmerz vorherrschend. Es war ein beglückendes Weh, ein trauriges Glück! Sie sprach einige Worte. Er hörte sie nicht. Dann folgte wieder Stille; er sah sie an mit einem Blicke, der ihr in die tiefste Seele drang. Sie fühlte, daß er alles vergaß: die Menschen, die Gesetze, die Welt und den Himmel. Sie sehnte sich nach Schutz, und bei dem einzigen Manne, den sie liebte, konnte sie jetzt keinen Schutz suchen. Eine tödtliche Angst ergriff sie; ihr Herz schlug, die reine Seele erzitterte vor dem unheimlichen Blick der Leidenschaft. „Gabriele!“ rief er, „Du liebst mich nicht!“ – Das war zu viel für die Arme! Er war ja ihr einziger Gedanke gewesen, Tage und Nächte hindurch. Sein Bild hatte sie überall begleitet, für ihn lebte sie, seine Achtung war das Ziel ihres Strebens; ihre Kinder erzog sie, damit er sie einst lieben könne, die Bücher las sie für ihn, seinetwegen war sie mit allen andern Menschen freundlich, damit diese ihn und sie nicht so streng tadeln möchten, und seinetwegen war sie schön und liebenswürdig in Gesellschaft, damit er stolz sein könne auf seine Freundin. Er war ihre Seligkeit, er war ihre Verzweiflung! Und nun glaubte er nicht einmal an ihre Liebe, und diesen harten Zweifel sprach er aus mit der weichsten Stimme. Zum ersten Male hörte sie ihren Namen, Gabriele, von seinen Lippen (ich hatte denselben schon oft gehört). Zum ersten Male entströmte ihm das Du. Dieses Wort, das den Stempel der Legitimität trägt; dieses Wort, das eine heilige Weihe ist, und doch erst der Weihe bedarf, um heilig zu sein.

Gabriele wollte ihren Platz verlassen, doch fühlte sie, daß ihre Füße sie nicht tragen könnten; erstickende Hitze empfand sie; da faltete sie die Hände zum Gebet: „Schütze mich Gott vor dem Unrecht!“ Und dieses Unrecht umgab sie mit Engelsfittichen! – Da hörte sie kleine

Schritte im Vorzimmer, es war ihr Kind; sie rief, es kam und sie fühlte sich gerettet. Sie drückte die Kleine an das Herz und bedeckte sie mit heißen Küssen. Sie that ihr Fragen und horchte ihrem Geplauder. Mein Herr stand noch immer unbeweglich und stumm. Plötzlich ergriff er den Hut und verließ das Zimmer.

Mein Gefährte erzählte mir später, daß er eine ganze Stunde in den Wäldern herumgeirrt sei – heftige Worte ausgesprochen habe und Verwünschungen gegen Leben, gegen Menschen, gegen Tugend, gegen Kinder und vor Allen gegen den Ring, das Zeichen eines verhaßten Bundes. Es war die Leidenschaft in ihrer höchsten Wuth, der rasende Orkan, der alles niederreißt.

Ich war beim schnellen Weggehen auf die Erde gefallen und von meinem Herrn vergessen worden. Lange blieb ich unbemerkt liegen. Ich sah, wie die Augen der jungen Frau auf dem geliebten Manne ruhten, ihm folgten, bis er verschwand, sich dann lange thränenlos und unbeweglich auf die Thür hefteten, die sich hinter ihm geschlossen; dann sank sie zurück in den Lehnstuhl; lange noch starrte sie vor sich hin in tiefen Gedanken. – Endlich fand sie Thränen und Schluchzen und Seufzen. „Großer Gott, wie bin ich doch so unglücklich!“ rief sie, und sie sank auf die Knie und hob den Blick gen Himmel. „Habe Erbarmen!“ rief sie, „schütze mich, behüte mich, tröste mich! Erbarmen! Erbarmen!“ wiederholte sie noch oft, und Alles, was das Frauenherz umfaßte, an Glauben, Liebe, Schmerz und Hoffnung, sprach sie aus in diesem Gebete, das sich durch die ganze Tonleiter des Wehs hindurchrang, um zum Himmel zu dringen. Und der Himmel erhörte das Flehen. Sanfter flossen ihre Thränen, ruhiger schlug ihr Herz, und die Gedanken kehrten wieder. Durch Gottes Gnade erhob sie sich getröstet und gerüstet zum irdischen Schmerz. Aber sie wollte allein leiden, die anderen Menschen sollten glücklich sein, für diese wollte sie Freude und Genuß. Sie rief ihr Kind: „kaufe dir

Spielzeug und lade die Freundinnen ein und sei vergnügt – sei glücklich, mein Kind.“ – Froh hüpfte die Kleine dahin, bereit, den willkommenen Befehl zu erfüllen. Den Dienstboten gab sie Urlaub, Billets ins Theater, denn man gab ein neues Stück. Dann nahm sie Hut und Shawl; da sah sie mich auf der Erde liegen und zitterte bei meinem Anblick. – Wie eine heilige Reliquie betrachtete sie mich, drückte mich an ihre Lippen und an ihr Herz. Und auf diesem Herzen ließ sie mich ruhen. Ich begleitete sie in eine kleine dunkle Stube, schmutzig und arm war die Umgebung. Am Krankenbett einer alten Frau spricht sie Worte des Trostes, liest ihr vor aus der Bibel, verspricht ihr Wein und stärkende Suppe, giebt ihr Geld, und der Segen der Armuth begleitet sie und Gotteslohn wird ihr verheißen.

So kehrte sie heim. Friede hatte sich niedergesenkt in ihr Gemüth, ihre Brust hatte sich erweitert durch den Gedanken an Gott; ihre Schritte waren ruhig, gemessen, und der Schmerz nahm sanftere Farben an. Wohl wohnte die Liebe noch in ihr, es war aber die Liebe in ihrer ganzen Reinheit, mit ihrem himmlischen Gefolge von Mitleid und Güte, von Tugend und Mildthätigkeit, mit der Sehnsucht, sich in eine höhere Sphäre zu erheben, gut zu sein, vollkommen zu werden.

V. Der Spaziergang

Am andern Morgen gelangte ich wieder zu meinem Gefährten und zu meinem Herrn. Ich war aber nicht mehr jung, nicht mehr frisch genug zur Gesellschaft und zu Besuchen, und brachte den Winter in einem Schubfach zu, mit noch andern meiner Art, die nicht mehr neu waren. Zum Spaziergang wurde ich hervorgeholt und der Frühling befreite mich. Ich sah Luft und Himmel wieder an einem der schönsten Sonntage. Alles athmete Liebe um mich her, Freude und Leben. Aber mein Herr fühlte es nicht; er ging allein, seine Züge

waren starr und sein Blick that mir so weh. Zuweilen zog er die Augenbrauen zusammen, sein Mund schloß sich, er faltete krampfhaft die Hände oder ballte die Fäuste; dann lehnte er sich wieder an einen Baum, die Gegenstände, auf welchen sein Auge ruhte, sah er aber nicht. Dann eilte er weiter. – Wir waren bis in die Mitte eines dichten Tannenwaldes gedrungen, die majestätischen Bäume erhoben ihre Wipfel gen Himmel, stark und gerade, wie das gute Gewissen. Wir athmeten das heilsame Aroma des Nadelholzes und das junge frische Moos breitete sich zu den Füßen meines Herrn, als wolle es ihm das Gehen erleichtern. Die Strahlen der untergehenden Sonne umspielten die Stämme der Riesen des Waldes, und durchschimmerten das helle Laub der jungen Birken, welches einer grünen Wolke glich, die sich um einen weißen Zauberstab gelegt. Lange Lichtstreifen ergossen sich mit einer Art von Wollust auf dem Rasen des engen Thals, das sich an den Berg anlehnte, und bildeten so einen auffallenden Contrast mit dem Dunkel der Tanne.

War es Zufall oder Berechnung, Gabriele war vor uns, sie ruhte auf ihrem Shawl, den sie auf den Rasen gebreitet hatte, und lehnte sich an den Fichtenstamm hinter ihr. – Ihre Hände waren auf ihrem Schooß gefaltet. Sie war nicht allein. Man sprach zu ihr, sie hörte zu oder schien zuzuhören. – Sie schwieg und schaute in das Thal hinein, als sei es ihre Zukunft. Ihr Auge war umschattet von dichten Wimpern und von tiefen Gefühlen. Sie schlug den Blick auf gen Himmel, Glaube und Hoffnung leuchteten daraus, und Ergebung in den Willen Gottes. Ihr Mund war halb geöffnet wie bei dem Kinde, das die erste Frage nach Gott an die Mutter richtet. Der Strahl der Abendsonne, der sie beleuchtete, konnte nicht reiner sein, wie die reine Seele dieser Frau.

War es vielleicht dieser reine Strahl der scheidenden Sonne, der sie mit solcher Purpurröthe²⁰ übergöß, als wir uns näherten! O nein, die

Freude kam aus ihrem Herzen. – Ein solches himmlisches Lächeln vermag die Natur nicht hervorzubringen – nicht der Strahl der Sonne – nur der Strahl aus der inneren Seele.

Während eines Moments vergaß mein Herr Alles; die Interessen der Welt und ihre Ketten. – Aller Kummer trat zurück in dieser heiligen Nähe. – Sünde, Reue, Unrecht warfen nicht den leisesten Schatten zwischen ihm und ihr; die Liebe der Engel hatte ihren Heiligenschein um diese beiden geschlungen; Gott segnete und die Menschen hatten keine Stimme mehr.²¹

Sie wandelten zusammen in diesem freundlichen Thale auf dem jungen Rasen und hörten nicht die Gespräche ihrer Gefährten, aber sie selbst sprachen wenig. Eine schöne Stunde war so verstrichen und die Zeit der Trennung nahte. – Da wurde mein Herr wieder traurig, und der Schmerz ergoß sich wieder über seine Züge. Gabriele sah ihn an, die tiefe Melancholie des Freundes erschreckte sie. – Sie standen am Ende des Waldes – vor ihnen that sich ein liebliches Thal auf, die Sonne beleuchtete es, und die Natur war so reich und so schön. – „Wie groß ist Gott!“ rief Gabriele, „wie gütig ist er, wie liebend!“ Aber sie fand kein Echo mehr in des Freundes Brust, denn er war düsterer als je. „Es ist derselbe Gott, der Dich für einen Andern schuf, als für mich,“ sagte er dumpf vor sich hin. – Seine Gefährtin war verstummt, keinen Vorwurf, keine Ermahnung konnten die Lippen stammeln, die Gedanken hatten sich versteinert. – Eine tiefe Stille folgte diesen schrecklichen Worten. Sie wandelten neben einander. Gabriele litt ohne zu wissen, daß sie lebe, und sie erhob ihr Haupt erst wieder, als sie bemerkte, daß der Rasen unter ihren Füßen verschwunden war und den Steinen der Straße Platz gemacht hatte.

VI. Die Häuslichkeit

Selbst zum Spaziergang war ich nicht mehr tauglich, und alt und traurig zog ich mich mit meinen Erfahrungen zurück in eine Ecke des Schubfachs. Am ersten eines Monats wurde ich wieder herausgezogen; mein Herr hatte viel Geld zu zahlen und bediente sich meiner zu diesem schmutzigen Geschäft. Die Uhr schlug zwölf, er war im Schlafrock und schien eben das Bette verlassen zu haben, in dem er keine Ruhe gefunden hatte. Seine Wangen waren blaß und tiefliegend seine Augen; die Stube war nur oberflächlich aufgeräumt, man sah Spuren von einem gehaltenen Gastmahl, Spieltische, angebrochene Bouteillen, und Gläser. – Ich war nicht zufrieden mit dem, was ich sah; alles zeigte mir, daß mein Herr einen Weg eingeschlagen, den ich tadeln mußte, der mir nicht angemessen schien der hohen Stellung, die der Mensch in Gottes Schöpfung einzunehmen hat. Die Schwäche schien mir hier vorzuherrschen; das Thier regte sich im Tempel Gottes. Das that mir weh.

Ein Dutzend Rechnungen waren auf den Tisch gestreut; mein Herr ordnete sie und zahlte auf jede den Betrag. Da gingen große Summen durch meine Finger, für Tafelzeug, für Austern aus Hamburg, und Pasteten aus Straßburg und vor allen für Wein. Auch 200 Fr.²² zahlte er für ein Geburtstagsgeschenk seiner Gemahlin, es schien, als tilge er diese Schuld mit einigem Unwillen. Dann packte er eine Rolle Goldstücke und legte diese bei Seite, zufällig auf den Spieltisch, das mochte wohl für diese Zahlung der angemessenste Platz sein! Dem Kammerdiener übergab er die bezahlten Rechnungen. Als dieser sich darauf entfernen wollte, wandte er an der Thür wieder um: „Ich vergaß dem gnädigen Herrn zu sagen, daß der Baron M. (das war der Gemahl von Gabriele) heute früh eine Abschiedskarte gesandt hat, er ist diese Nacht mit seiner Frau Gemahlin abgereist, da ihr Sohn in der

Pension erkrankt ist. Es that ihm sehr leid, den gnädigen Herrn nicht mehr zu sehen, die Abreise kam aber zu schnell.“

Mein Herr war allein. Die Adern seiner Stirn schlugen unter meinen Fingern, sein Athem war schwer, und nach einem schrecklichen Kampf mit seiner männlichen Natur deckten heiße Thränen seine Wangen. Er erhob sich. Er maß das Zimmer mit langen Schritten; er sprach vor sich hin. „Gabrielens Schmerz! ihre Mutterangst! eine Trennung, eine Abwesenheit! und für mich! eine Visitenkarte!“ Mehrermal schlug er sich an die Brust, die ein grausamer Schmerz erdrückte. – Dann umspielte ein bitteres ironisches Lächeln seine Lippen. Er zog die Schelle. „Die Herren, welche gestern Abend bei mir waren, sollen heute wieder geladen werden! man Sorge für ein gutes Souper und für guten Wein.“

Ich schauderte. Mein Herr war verloren, die Heiligkeit der Liebe war geschwunden, es blieb nur noch die Leidenschaft. Der Schmerz hatte seine Majestät verloren, er trug nur noch die schrecklichen Züge der Verzweiflung.

Das war nicht mehr der starke Mann, der mit dem Schicksale kämpft, das war nicht mehr die göttliche Seele, die dem Unglück zuruft: nimm hin mein irdisches Leben! ich bin größer und ewiger als Du! Es war nicht mehr das ritterliche Herz, das im Zweikampf mit dem Unglück die Lanze neigt in ehrerbietiger Begrüßung und sich dann aufrichtet zum Kampf auf Leben und Tod mit einem geachteten Gegner. Es war der arme Sterbliche, der zitterte, die Zähne knirschte und dem sich nahenden Ungeheuer die letzten Blumen seiner Seele noch hinwirft, und sich feige verkriecht hinter dem schwachen Schilde von thierischen Genüssen. –

VII. Die Jagd

Noch einmal weckte man mich aus meinem Scheintode. Ich sah meinen Herrn in Jagdkleidung. Er ging allein, düster und still. Die Sonne war kaum aufgegangen. – Er setzte sich unter denselben Baum, unter welchem einst Gabriele saß. Zwei Stunden blieb er so in tiefem Nachdenken versunken. Er wartete – auf was? – auf einen Freund, auf einen Hirsch, oder auf einen tröstlichen Gedanken. Endlich schritt ein Hirsch daher in anmuthiger Majestät. Mein Herr wollte losdrücken, da sah er aber die Hirschkuh ganz nahe bei ihm, und er senkte das Gewehr.

Plötzlich aber erschien ein anderer Hirsch. Dieser nahm eine kriegerische Stellung an, der Kampf sollte beginnen. Mit dem lebendigsten Interesse, mit bebendem Gefühl, als stände eine große Sache auf dem Spiele, prüfte mein Herr, auf wessen Seite das Weibchen sich wenden würde, dann sauste die Kugel, und der Nebenbuhler, den sie nicht erwählt, fiel vom tödtlichen Blei. – Eine wilde Freude glänzte dann in meines Herrn Auge. „Bin ich nicht eine gute Vorsehung?“ rief er, „ich tödte das Unglück, ich schone die Liebe!“ Ein düsterer Gedanke folgte diesen Worten: „Wie wenn man seine eigene Vorsehung sein könnte, für sich selbst diese mitleidige Handlung ausüben?“

Der Egoismus hatte mit einem dichten Schleier sich um seine Seele gelagert. Er erfaßte jetzt nichts, als sich selbst – sich ganz allein. *Seinen* Kummer, *seinen* Schmerz, *seine* Erleichterung, *sein* Herz, *seine* irdische Zukunft. – Er dachte nicht an das Frauenherz, das er brach, nicht der edlen Seele, die Gott ihm einst abfordern werde, nicht der jungen Wesen, die er in die Welt gesetzt, und die der Himmel ihm anvertraut, nicht der Schmerzen, die er noch lindern konnte. Auch der tiefen Geheimnisse der Zukunft dachte er nicht. Diese Zukunft zerriß er mit

unheiliger Hand. – Er riß ein Stück von meinem Gefährten und lud damit die Flinte. Ein Schuß ertönte und hallte wieder in dem Walde.

Man erzählte in der Stadt, daß beim Herabsteigen von einem Berge die Flinte des Herrn von R. losgegangen sei, und durch einen unbegreiflichen Zufall habe die Kugel das Herz tödtlich getroffen. Man beklagte seine Frau und seine Kinder. Man sprach von seiner Jugend, seinem Vermögen, seiner Lage und seinem Glück. Dann sprach man von seinen letzten Stunden, seinem Begräbniß, seinem Testament und seiner Erbschaft. – Und dann sprach man gar nicht mehr von ihm.

Ich war allein geblieben auf dem Moos; man hatte den Körper meines Herrn hinweggetragen und mich vergessen. Ich dachte der Thräne, die meine Kindheit begrüßt. Die Menschen wissen nicht, wie glücklich sie sind, daß sie selbst die Thränen weinen können, die spülen am Ende doch den eigenen Schmerz hinweg, und den fremden wohl auch. –

Es war Nacht, ich hörte schwache, leise Schritte; dann fühlte ich mich gehoben und krampfhaft gedrückt an einen Frauenmund. Dann fand ich mich wieder in dem Boudoir, das ein Besuch mir unvergeßlich gemacht; ich war mit Gabrielen allein. Großer Gott! welch ein Abgrund von Schmerz! – Im Stillen hatte sie geliebt, gelitten – und gerungen, und sie hatte den Kampf ausgehalten. *Seine Liebe, seine Freundschaft, seine Achtung und seine Leiden* hatten ihr Muth verliehen. Sie hatte diesen Mann geliebt wie die Tugend, wie die Kraft, wie ihren Traum von Glück! – Sie hatte in den Tagen des Schmerzes im Gedanken die Knie vor ihm gebeugt, und der vertrauende Blick ihrer Seele hatte auf seinen geliebten Zügen geruht, und sie hatte sich gesagt: „er verläßt dich nicht!“ – Und nun war sie allein, und er hatte sie doch verlassen! – Ihre Liebe vermochte man nicht zu täuschen, sie kannte die Hand, die die unselige Kugel gesendet in das Herz, das sie für ihr Eigenthum gehalten. – Der Glaube an seine Tugend, an seine göttliche Größe, war die unsichtbare Kirche gewesen, in die sie sich geflüchtet hatte mit

ihren Thränen und ihrer Liebe; diese fand sie nicht mehr in der Alltagswelt, sie konnte sie im ganzen Universum nicht mehr suchen, sie fand sie selbst nicht mehr fleckenlos im Heiligthum ihres Herzens, wo sie sein Bild so fromm verehrt. –

Keine Feder vermag die Stunden des Schmerzes zu schildern, deren Zeuge ich war. Herzzerreißend war der Anblick. – Ich hatte gemeint, die menschliche Thräne sei das traurigste, doch noch trauriger war jenes Schweigen, jener unbewegliche Blick und jene Marmorstellungen. Dann der Nachklang von den Worten: „es ist derselbe Gott, der Dich für einen Andern schuf!“ – Dann das Gebet zu diesem strengen Gott, dann die Erschöpfung der Glieder, dann die Pflichten der Hausfrau und Mutter, und dann noch die Rücksichten für die Gesellschaft, welche der armen Frau das Recht nicht zugestand, betrübt zu sein. – Und diese Nächte! – und dieses Erwachen! – O, selbst im Grabe hätte dieser Mann Mitleid haben müssen mit dem großen Schmerz. – Wehe dem, der im Kampf mit dem Leben unterliegt! wehe dem, der aus den Trümmern seines Herzens sich nicht einen Tempel aufbauen kann! Wehe dem, der nur den eigenen Schmerz versteht! Und wehe dem, der mit seinem Glücke stirbt und meint, er habe Alles verloren, wenn er für *sich selbst* nichts mehr zu erwarten hat.

Gabriele faßte das Leben anders auf. Sie litt. In ihrem Herzen vereinigten sich die Leidenschaftlichkeit des Südens und die Tiefe des Nordens, um sie ganz durchempfinden zu lassen, was der Schmerz sei. – Aber in einer heiligen Stunde hatte sie dem Unglück gesagt: „ich trotze Dir.“ – Sie hatte alles verloren, alle Freude, und alle Hoffnung auf Freude. Die Farben des Lebens waren verblichen, die Sonne war ihr untergegangen und Mond und Sterne und die Himmelslichter alle, und doch sagte sie zu dem Unglück: „ich trotze Dir. Ich will Dich bekämpfen in den Herzen meiner Kinder, in allen Gestalten will ich Dich bekämpfen, und mit allen Waffen, mit Gedanken, Worten und Thaten.“ –

Und Gabriele hielt Wort. Nur einmal erzitterte sie noch, wie bei einer großen Ironie des Schicksals. – Noch war kein Jahr verstrichen, da wurde sie Witwe; auch die Gemahlin des Selbstmörders starb bald darauf. – Das wäre die Morgenröthe gewesen für Glück und Freude. – Doch es sollte nicht sein! – Gabriele wandelte unter den Menschen mit dem Heiligenschein des unheilbaren Wehs; dieser Heiligenschein, den die Unglücklichen ehren aus Mitgefühl, und die übrige Menschheit aus Instinct. Sie zog sich zurück von der Welt, die ihr nichts mehr bieten konnte, und nichts von ihr verlangen. Aber in ihrer Einsamkeit trocknete jeder Tag eine ihrer Thränen und verwischte einen kleinen Theil ihres Schmerzes. Das *Ich*, das *Mein*, das für *Mich* war schon seit lange aus ihrer Seele gestrichen. Sie wollte Glück befördern und Gutes stiften. Gleichviel für wen! für sich oder für Andere; sie stammten ja alle von Gott.

Doch unbeweglich und ewig wohnte ein Bild in ihrem Herzen. – Es war das Bild meines Herrn. Sie verdoppelte ihre Anstrengungen, sie sorgte für ihre Kinder und für die Waisen des Mannes, den sie geliebt. – „Ich löste meine und seine Aufgabe,“ sagte sie dann. „Großer Gott, großer Gott, vergib ihm!“

Anmerkungen

- 1 Amalie Winter [d. i. Amalie von Gross]: *Memoiren einer Berliner Puppe für Kinder von fünf bis zehn Jahren und für deren Mütter*. Leipzig: Baumgärtner's Buchhandlung 1840; Dies.: *Memoiren eines bleiernen Soldaten für Knaben von 8 bis 10 Jahren*. Leipzig: Baumgärtner's Buchhandlung 1840.
- 2 Winter: *Memoiren einer Puppe*, Titelblatt. Die Autorin begründet in der Vorrede ihre Eignung als Verfasserin von Kinderliteratur ausdrücklich mit praktisch-mütterlicher Expertise: „Ich war immer der Meinung, daß nur Mütter die Bücher für Kinder schreiben sollten, da die Mütter am Besten im Stande sind den Scherz und den Ernst des Kinderlebens zu verstehen.“, ebd., o. S. Die später verfassten pädagogischen Schriften Amalie Winters folgen ebenfalls einem praxisorientierten, erfahrungsbasierten Ansatz. Dies.: *Die Klein-Kinder-Schule. Anleitung für Lehrer, Aufseherinnen und bei Verwahranstalten thätige Frauen, sowie für Kinderwärterinnen, zu einer zweckmäss. Beschäftigung der Kinder vom 2. bis 7. Jahre*. Leipzig: Baumgärtner's Buchhandlung 1846; Dies.: *Die Kindesseele in ihrer tiefinnersten Ergründung, in ihrer zartesten Entwicklung und in ihrer vorbereitenden Erziehung durch die Verwahr- u. Kleinkinderschulen u. besonders in Beziehung auf Verpflegung, Unterricht, Überwachung u. s. w. Nach langjähr. Erfahrungen u. mit Beziehung der französ. Schrift d. Fräuleins Charpentier*. Weimar: Voigt 1855.
- 3 Diese Analogie wird explizit thematisiert, wenn das Bettelmädchen Paula zu ihrer Gönnerin Melanie sagt: „Sie waren immer so gut für Ihre Puppe, und da meinte ich gleich, Sie könnten nicht hartherzig gegen Menschen sein.“, Winter: *Memoiren einer Puppe*, 34.
- 4 Amalie Winter [d. i. Amalie von Gross]: „Memoiren eines Handschuhs.“ In: *Zeitung für die Elegante Welt*, 37. Jahrgang. Leipzig: Verlag von Leopold Voss 1837, 993–1004; Dies.: *Deutsche Lebensbilder. Novellen*, 2 Bde. Leipzig: Carl Focke 1838. Die Grundlage des folgenden Transkripts bildet die Erstveröffentlichung.
- 5 Lily von Kretschman[n] (Hg.): *Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt*. Braunschweig: George Westermann 1892, 217–237. Auf die Spur der Handschuhmemoiren brachte uns Francesca Fabbri, der wir diese Textfassung verdanken.
- 6 Vgl. die Einleitung zu *Aus dem Leben eines Groschens* im vorliegenden Band.
- 7 Hendrikje Carius: „Amalie Karoline Henriette Charlotte Friederike Luise Freifrau von Gross, geb. von Seebach (1802–1879).“ In: Stefanie Freyer, Katrin Horn, Nicole Grochowina (Hg.): *FrauenGestalten Weimar-Jena um 1800. Ein bio-bibliographisches Lexikon*. Heidelberg: Winter 2009, 175–178, hier 176.
- 8 Anne Fuchs: „Ottilie Wilhelmine Ernestine Henriette von Goethe, geb. von Pogwisch (1796–1872).“ In: Freyer, Horn, Grochowina: *FrauenGestalten*, 156–162, hier 157.
- 9 Kretschman[n]: *Aus Goethes Freundeskreise*, 4.
- 10 Der Handschuh wurde in der Forschung bereits als „Objekt und Indikator unausgesprochener Leidenschaften“ sowie als Mittel des Affektschutzes durch Verhüllung identifiziert, Esther Kilchmann: „Der Handschuh. Ein Accessoire der Leidenschaft.“ In: Corina Caduff, Anne-Kathrin Reulecke und Ulrike Vedder (Hg.): *Passionen. Objekte – Schauplätze – Denkstile*. München: Wilhelm Fink Verlag 2010, 275–283, hier 277.

- Vertiefend zu diesem Thema siehe Anne Green: *Gloves. An intimate history*. London: Reaktion 2021.
- 11 Zum Handschuh als stets paarweise existierendes „Bindungswesen“ vgl. Novina Göhlsdorf: „Immer in Beziehung. Der Handschuh.“ In: Christine Kutschbach und Falko Schmieder (Hg.): *Von Kopf bis Fuß. Bausteine zu einer Kulturgeschichte der Kleidung*. Berlin: Kulturverlag Kadmos 2015, 278–286, hier 278.
 - 12 Göhlsdorf: „Handschuh“, 279.
 - 13 Inez Florschütz (Hg.): *Der Handschuh. Mehr als ein Mode-Accessoire – The Glove. More than fashion*. Stuttgart: Arnoldsche Verlagsanstalt 2022, 140.
 - 14 Einen ähnlichen Schwerpunkt legte die zeitgenössische Rezeption. So ist in einer Buchankündigung zu den *Deutschen Lebensbildern* etwa zu lesen, es handele sich um „eine Sammlung Novellen, welche jeden Gebildeten und vorzüglich den zarten Sinn edler Frauen gewiß sehr ansprechen werden.“, Anonym: „Intelligenz-Blatt Nro. 22 (Mittwoch, 4. Juli 1838).“ In: *Morgenblatt für gebildete Leser*, 32. Jahrgang. Stuttgart, Tübingen: Cotta'sche Verlagsbuchhandlung 1838, 85–88, hier 86, Hervorhebung im Original.
 - 15 Vgl. hierzu Carius' Ausführungen über die Autorin: „Zu einem zentralen Thema wurde für sie die literarische Beschreibung der Ambivalenzen, in denen sich Frauen zwischen dem Anspruch auf einen selbstbestimmten Lebensentwurf und den gesellschaftlichen Anforderungen befanden.“ Carius: „Amalie von Gross“, 175.
 - 16 Aus dem Französischen: Bezeichnet entweder einen tragenden Wandvorsprung oder ein Möbelstück (Konsole, Wandtischchen).
 - 17 Aus dem Griechischen: Personifikation des Westwindes als männliche Gottheit, die mit Jugend und Frühling verbunden sowie teilweise als homosexuell adressiert wurde. Durch diesen Vergleich wird die Tischnachbarin nicht nur mit Leichtigkeit und antikisierender Schönheit assoziiert, sondern ihr wird zugleich eine stärkere Agency als den übrigen Ballteilnehmerinnen zugeschrieben. Dies korrespondiert mit ihrer später geschilderten selbstbestimmten Rolle, in der sie bei aller vermeintlichen Passivität Unabhängigkeit bewahrt und nach selbst gewählten Wertvorstellungen handelt.
 - 18 Ein meist viereckiges Umschlagtuch, das diagonal gefaltet sowohl als modisches Accessoire als auch zum Schutz vor Kälte verwendet wurde. Die Bezeichnung ist aus dem Persischen entlehnt und bis heute im englischen Sprachraum gebräuchlich.
 - 19 Aus dem Französischen: Bezeichnung für die privaten Räumlichkeiten einer Dame, die entweder als Rückzugsort oder wie hier als intimes Empfangszimmer genutzt werden konnten.
 - 20 Die Kostbarkeit des Purpurfarbstoffs führte frühzeitig zu der Zuschreibung eines hohen symbolischen Werts. So wird die Farbe seit der Antike mit Priesterwürde und Ruhm assoziiert. In der christlichen Ikonographie kamen Assoziationen wie Majestät, Demut, Passion und Buße hinzu. Dass die „Purpurröthe“ hier mit dem Attribut der Reinheit und mit einem „himmlische[n] Lächeln“ verbunden wird, deutet auf die religiös gefärbte Idealisierung Gabrielees durch ihren Geliebten hin. In der Verbindung von Lichtstrahl, geschilderter Mimik und Farbgebung nähert sich die Szene traditionellen Madonnendarstellungen an. Nichtsdestotrotz wird hier zunächst eine irdische

(Selbst-)Inszenierung von Weiblichkeit beschrieben, in der Natur und Kunst sowie Schein und Sein gegeneinander ausgespielt werden.

- 21 Diese Passage enthält eine subtile Anspielung auf den Bibelvers: „So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ (Lutherbibel, Mt 19,6). Die ästhetisch-religiöse Überhöhung der dargestellten Liebesbeziehung wird im weiteren Textverlauf durch die mit dem Selbstmord des Mannes erfolgende finale Trennung sowie den pragmatischen Umgang Gabrieleles mit ihrem Schicksal konterkariert.
- 22 Gemeint sind vermutlich Francs (bzw. Franken), die 1795 als nationale Währung in Frankreich eingeführt wurden und hier als weiterer Hinweis auf den verschwenderischen Import von Luxusgütern gelesen werden könnten. Alternativ kommt die preußische Goldmünze Friedrich d'or in Betracht, die zeitgleich im Umlauf war.

ANONYM

Komische Beobachtungen eines devalvirten Sechlers, während seines Aufenthaltes im Monde. Zum Troste und Scherze der Erdbewohner von ihm selbst niedergeschrieben (1839)

Die anonym erschienene Erzählung wird durch ein Vorwort seitens des „Verfassers“ amodert, der sich als „Nicht-Ich“ ausweist. Diese subjektphilosophische Markierung ist als Hinweis darauf zu lesen, dass der Text als vielstimmiges Geflecht ohne eine stabile Erzählinstanz verstanden werden will. Wie der Titel ankündigt, ist von Hartgeld die Rede. Ein Sechler ist eine Silbermünze im Wert von sechs Kreuzern,¹ bei der Erzählinstanz handelt es sich um ein „devalvirtes“, d. h. ein im Kurswert gesunkenes Exemplar.² Die Erzählung setzt mit dem Faktum dieser Entwertung ein, wodurch deutlich wird, dass der Geldwert der Münze nicht mehr durch ihren Materialwert gedeckt ist. Denn der „Abschlag“ ist ein virtueller Effekt des Marktes, der pekuniäre „Körper blieb unbeschädigt“. Die neu gefertigte, versilberte Münze übt dennoch einen unterschwellig ästhetischen Reiz auf die Zahlungsempfänger aus und verbindet sich motivisch mit dem Schauplatz des Geschehens, dem silbrig glänzenden Mond. Dort wird das irdische Zahlungsmittel problemlos akzeptiert, denn es verkehrt inmitten weiterer Münzsysteme aus dem europäischen Raum wie Florin, Gulden oder Groschen.

Die *Beobachtungen eines devalvirten Sechlers* positionieren sich am Ende einer bereits auslaufenden Konjunktur von Gelderzählungen.³ Mit Blick auf die Genre-Konvention fällt auf, dass sich die Fiktionalisierung nicht allein auf die Sprachfähigkeit des Dings bezieht, sondern auch auf den phantastischen Schauplatz mit seinem unzeitgemäß anmutenden Lokalkolorit. Die Ortswahl sowie die „barocken Namen der Mond-Bewohner“ werden gleich im ersten Satz als darstellungspolitische Entscheidung ausgewiesen, „[u]m auf Erden mit Niemande[m] in Collisionen zu kommen“. Die Ankunft des Sechlers auf dem Mond verbleibt zunächst im Phantastischen, indem eine Schlaraffenlandszenerie entfaltet wird. Diese steht in einer auffälligen Spannung zum Zahlungsmittel, denn wenn Trauben und Schinken an den Büschen wachsen, ist der Handel mit Lebensmitteln nicht erforderlich. Doch bereits beim ersten Kontakt mit den „Mondesiern“ auf einem Maskenball ist

offenkundig auch Geld im Spiel, so dass die extraterrestrische Wanderung des Sechser beginnen kann. Das menschliche Personal der Erzählung ist mit seinen sprechenden Namen der Typenkomödie verpflichtet. Gemäß der komödiantischen Geschlechternormen sind Männer zumeist nach ihren Professionen, Frauen nach ihren Passionen gezeichnet, so Bäcker Zwackteig oder Leichenbeseher Seifenschäum, Frau von Punschqualm oder Frau von Nudelwalker. In diesem auf den ersten Blick vormodernen Milieu werden kleinere und größere finanzielle Vergehen vom Betrug bis zum Bankrott geschildert, die den Münzverkehr betreffen und nicht über Wertpapiere inszeniert werden. Dafür, dass es sich um eine bewusst anachronistisch gehaltene Diegese handelt, spricht der explizite Hinweis, dass der „mondesische“ Personenverkehr trotz der praktizierten Luftfahrt per Heißluftballon auf die Kutsche angewiesen ist, da es noch keine Eisenbahn gibt. Diese Darstellungsstrategie akzentuiert im Abgleich mit dem lebensweltlichen Erfahrungsraum der 1830er Jahre, dass das menschliche Verhalten unter den veränderten Konsumbedingungen gleich geblieben ist. Doch wird die barock-sinnliche Völlerei von gediegener Hausmannskost mit dem Wechsel der Moden in anderen Warensegmenten kontrastiert. Hier nämlich zählt weniger die substanzielle Qualität, sondern vielmehr der Zeitindex des Neuen, wobei der Genuss der Konsumgüter hinter deren Außenwahrnehmung als symbolisches Kapital zurücktritt.

Die Dingerzählung präsentiert sich selbst als Symptom des Buchkonsums und schöpft die Lizenz des komischen Genres zum Plagieren voll aus. Dass sie sich ungeniert an anderen Texten bedient, wird durch entsprechende Verweise ausgestellt. So ist allein die Analogie des Titels *Komische Beobachtungen eines devalvirten Sechser* zur zweibändigen, romanhaften Dingerzählung *Komische Schicksale eines Fünf-Gulden-Scheins* (1817) von Franz Rittler (1782–1837) offenkundig,⁴ von dem sie neben zahlreichen Typen, etwa den Herren und Damen Wurstlieb, Rostriegel oder Röchelbein auch die Plotstruktur übernimmt. Die Figuren zeigen ihre Laster im Umgang mit Geld, konkret Betrug im Verkaufs- und Verwaltungsgeschäft sowie auf dem Bildungs- und Heilkunst-Markt. Dieser Plot ist durchsetzt mit textbestimmenden Zitaten des modekritischen komischen Epos *Die Stuziade oder der Perückenkrieg* (1802–1808) des protestantischen Schriftstellers Gottfried Jakob Schaller (1762–1831).⁵ Ausgestellt ist eingangs die in den entscheidenden Passagen wörtlich zitierte Selbstwidmung mit satirischem Bezug auf Johann Gottlieb Fichtes transzendentalphilosophische Terminologie. Zudem wird der „Perückenkrieg“ zusammen mit dem „Mondesischen Befreiungskampf“ explizit als unmittelbare Vorgeschichte der Mond-Diegese genannt. Getilgt werden lediglich kritische Spitzen gegen das Papsttum, misogynie Passagen aber werden seitenlang übernommen. Zudem wird ein längerer Dialog über das Geld aus Friedrich Maximilian Klingers (1752–1831) *Reisen vor der Sündfluth* (1795) in die Monderzählung montiert. Die zitierten Passagen machen fast die Hälfte der gesamten Erzählung aus. Da die Prätexte bereits mehrere Jahrzehnte alt sind und deren Autoren nicht mehr leben, zugleich aber Hinweise auf die Quellen gesetzt werden, lässt sich die Sechser-Erzählung als lustvolle Revitalisierung von ‚devalvirter‘ Literatur verstehen. Durch

die zahlreichen heterogenen Texteingänge wirkt die Handlung mitunter unzusammenhängend und die Erzählweise ist von häufigen Ton- und Rhythmuswechseln geprägt.⁶ Genau diese Machart jedoch inszeniert Situativität und Oralität.

Trotz des Rückgriffs auf ein geradezu nostalgisches Zahlungsmittel und bei aller Inszenierung vormoderner Patina in der Darstellung, ist doch die Konstellation von „theure[r] Ichheit“ und „Reichthum“ als „höchste[r] Tugend“ anschlussfähig für die sich etablierende Konsumgesellschaft. Die moderne Zuspitzung besteht darin, dass die vormodernen Figurentypen eine neue Dimension von entgrenztem Egoismus in Szene setzen, der sich im beschleunigten Tempo des Akkulierens und Verausgabens von Geld realisiert. Dass der *devalvirte Sechser* vergleichsweise günstig, nämlich für genau sechs Kreuzer angeboten wird, exponiert kalauernd die Frage nach dem Zeitwert von Literatur.⁷

Einleitung und Anmerkungen: Christiane Holm

Quelle: Anonym: *Komische Beobachtungen eines devalvirten Sechzers, während seines Aufenthaltes im Monde. Zum Troste und Scherze der Erdbewohner von ihm selbst niedergeschrieben*. Augsburg: Lampart u. Comp / Luzern: Gebrüder Räder 1839.

Komische Beobachtungen eines devalvirten Sechlers während seines Aufenthaltes im Monde. Zum Troste und Scherze der Erdbewohner von ihm selbst niedergeschrieben

Vorwort

Um auf Erden mit Niemanden in Collisionen zu kommen, habe ich so barocke Namen der Mond-Bewohner gewählt. Denn von den Erd-Bewohnern gilt ja die Zeichnung Keinem; und darum muß man selbst Vermuthungen zu entfernen suchen; weil oft der sich kratzt, den es juckt, und der gekratzt wird, den es nicht juckt. Weil es aber auf Erden Mode ist, alle Geistes-Produkte Jemanden zu widmen, ich verlassener, verachteter Wanderer aber wenige gute Freunde habe: so widme ich diese meine erste Schrift

Dir, o theuerstes Ich!

Fängt ja die Liebe immer vom theuren Ich an, kehrt immer wieder auf das theure Ich zurück, und dreht sich immer um das theure Ich herum. Du theures Ich! bist der Philosophen, Juristen und Moralisten *Schiboeth*,⁸ ihr A und O, und ihr Aushängeschild „*Zur Selbstverläugnung*“, um die Vorübergehenden einzuladen, damit die theure *Ichheit* ihren Lohn dahin nehme. Somit bin ich mit der devotesten und scheinbarsten Ent-Ichung – Zärtlich geliebte und hochgeschätzte *Ichheit*!

Dero treuergebenster Freund und Diener, und selbst

wenn es seyn muß, gehorsamstes

*Nicht-Ich.*⁹

Der Verfasser.

Es war einmal, da war das Schlagen Mode – da gab es Schläge jeder Art, doch keiner schmerzte mehr, denn der – sonst bei Lebensmitteln willkommene – Abschlag; dieweil er mich traf, der ich dessen Schwere tief empfand. Ich zwar verlor nichts durch dieses Verhängniß; mein Körper blieb unbeschädigt, aber ein Drittheil meines Werthes sank in sein Chaos zurück.¹⁰ Ich war in dieser verhängnißvollen Stunde gerade mit andern meiner unglücklichen Kameraden in der Börse eines Herrn von Knopfloch, Herr von und zu Bügeleisen und Bocksberg, der seiner Gnädigen einen Gefallen, und seinen Gläubigern einen Streich zu spielen, per Extra-Lohnkutscher nach Peking fiakisirte,¹¹ um da in der Messe ausgebreitete Geschäfte zu machen. Da ward eben ausgerufen und an allen Strassen-Gassen- und Gäßchenecken angeschlagen, daß heute Abend der große Luftballon des berühmten Luftseglers *Windhose* aufsteigen werde. Herr von Knopfloch, mein Besitzer, der ein Freund alles Luftartigen war, und selbst goldene Berge und Schlösser in der Luft und seinem Gehirn besaß, wollte bei dem großartigen Schauspiele nicht fehlen. Wie gewöhnlich, um, wenn auch kein Luftballon steigt, doch in die Taschen zu steigen und den Leuten um ihr Geld blauen Nebel und Dunst vorzumachen, wurde eingesammelt, und ich flog aus der Börse meines Herrn auf den Teller des Einsammlers, der heute meistens mit herabgewürdigten Sechsern beglückt wurde. Weil ich ganz neu war, und mich daher durch meine Reinheit und Weiße vor meinen andern Colleggen auszeichnete, wurde ich in die Tasche des Luftseglers selbst spedirt, und war so glücklich, aus diesen Nebelregionen in den reinen Aether mich emporzuschwingen. Mit der Schnelle einer jungen Schnecke langten wir, ich und mein neuer Herr, hoch in dem Aether an, als wir von einem Vogelfänger aus dem Monde, der ebenfalls eine Luftfahrt machte, gleichsam gekappert und nach den Silberregionen des schmachttenden Mondes geschleppt wurden. Mir war dieß ein erwünschter Moment. Denn dort oben hatte ich Hoffnung, wenn

nicht zu höherm, doch zu meinem vorigen Werthe zu avanciren. Nach einer halben Stunde langten wir in Mondesia, der Hauptstadt in Luna an. Welch herrlicher Anblick! Alle Gassen waren mit Schmalz und Butter gepflästert, die Häuser mit Fladen und Marzipan gedeckt; statt der Fensterladen dienten Lebkuchen, statt Mauerkitt und Mörtel Dragand, und zu den Quadern waren Zuckerkandi auserlesen. Das Feld war mit Bratwurstflechten, groß und klein, verzäunt; die einzelnen Gärtchen durch Zuckerhüte umsteinet, und die Hasen legten darin tausendfarbige Ostereier. An den Schleebüschen blinkten die schönsten Trauben, an jedem Reise tausend Huzelschnitz, so groß wie Westphäler Schinken. Jede Hecke war voll von Pariser und Indischer Confitur, und in den Sümpfen duftete Syrop. Die Disteln trugen Obst mit kupferrothen Wangen und goldene und silberne Nüsse jeder Art. Statt von Thau zitterten die Halme vom feinsten Draget, und Manna fiel, daß man eine halbe Welt mit laxiren könnte. Da Öl zur Beleuchtung der Stadt fehlte, so steckte jeder einen Stern in seine Lampe. Wer war glücklicher als ich!? Ein vornehmer Bewohner des Mondes erhielt mich noch denselben Abend von dem Vogelfänger, der mich Jenem als eine Seltenheit übersandte. Mit meinem Besitzer hatte ich nun die Gelegenheit, heute Nacht einem Mondballe beizuwohnen, wo Männer und Frauen in der eigenthümlichen Pracht und Kleidung erschienen. An der Spitze des Zuges stand der Führer des Kirmesballes: nach ihm folgte seine Urgroßmutter *à la* Cybele, dann seine Gattin *à la* Juno, welche aber überall herumblickte, um den neuesten Putz der Frauen zu beäuglein, und dann zu Haus durch süße Worte und Schmeichelei den Hosensack des Graubarts auszu-leeren. Die Vierte im Zuge war des Vaters schönes Töchterlein, *à la* Venus, die von Cicisbeen¹² gesehen werden wollte. Hinter ihr schlich die von der Magd zur Gesellschaftsdame emporgeschwungene Schwägerin, *à la* Ceres, das Lockenhaar mit Waizengarben gekrönt und gähnend; dann die seufzende Jungfer Base *à la* Hebe; neben ihnen

hüpfte und sprang der Hausfreund *à la Amor*, pfiff und sang, und schoß mit seinen Herzens- und Augenpfeilen. In einer Nebenkneipe saßen die Mitglieder der Gesellschaft beim Bier und waren bacchantenmäßig lustig. Man zechte in *dulci júbilo*,¹³ spielte theils Domino, theils auf der Dame. Der Ballant¹⁴ erschien in bis unters Kinn umzwicktem Bart, die zärtliche Gattin mit auf den Rücken geschobenem Hintern, Apollo mit rundem Hut und Pantalons, ein Anderer in meilenlangen Schnabelschuhen, Herr Momus mit kurzem Haar *à la Titus*; mit *Eau de mille fleurs* (Tausendblumen-Wasser) überwürzt die Schönste des Balles; Herr Bacchus, dessen Backen nicht zum großen Tone taugen wollten, hatte sich durch einen Blutwurm sein Gesicht so weiß saugen lassen, wie die Kreide; denn im Monde ist die Blässe des Siechthums Modewitz, und die Gesundheit Schande. Mehrere Galane erschienen in Hosen, wie das Weiß im Ei um den Dotter, und trugen die Ridicule (Hanslächerlich)¹⁵ ihrer Lieben in Händen. Ein Amorjünger hatte sich mit Zinnober die Augenreife mahlen lassen; die keusche Diana trug einen langen Rock, als wäre sie bestellt, die Auskehrerin der Arbeit zu entheben. Nachdem Alles versammelt war, setzte man sich zur Tafel. Da gab es köstliche Bissen. Zuerst kam eine Schüssel Fleischsuppe; die Brocken schwammen darin herum so groß, wie einst die Abukirer Flotte¹⁶ im Mittelmeer. Die Suppe war kräftig, so vernahm ich von allen Seiten, und mußte es seyn; denn man hatte ja dazu das Mark genommen von allen jenen Stieren, welche im Perückenkrieg¹⁷ die Mäckler für das empfangene Geld – nicht geliefert hatten. Als Rindfleisch lag der Behemoth¹⁸ auf einer goldenen Platte; auch wurde Sauerkraut mit einem in Eliesers Fett gebratenen Kalbe vorgesetzt; die Karpfen lieferte der Rhein, die Forellen die Rhone *à Conto*; als *Boeuf à la mode* sollte Behemoths Weibchen, die Kuh, so seit der Schöpfung in ihrem Schmalz geschmoren, dienen; doch weil das Fleisch schon etwas übel roch, nahm der Koch 300 Schock frisch eingebeizter Stutzer. Die Schnepfen

flogen fett gespickt herum, und legten ihren Dreck auf den Teller. Statt der Salmen krümmte sich Leviathan,¹⁹ meisterlich blau abgesotten, im Essig. Confekt gab es jeder Art. Das Mahl dauerte über zwei Stunden, und dann begann der Tanz, der bis zum andern Morgen währte, und mir in der Tasche meines Besitzers einige Augenblicke Ruhe vergönnte. Denn der Lavendelgeist und die Gerüche von tausend Balsamwasser, welche den Saal durchwürzten, wirkten so schädlich auf mich, daß ich in eine kurze Ohnmacht versank, und am andern Tage mich in der Börse der Männin meines bisherigen Besitzers befand, die ihm im Schlafe mich aus der Börse praktiziert hatte. Allein nur wenige Stunden ward mir vergönnt, in dem Börschen der keuschen Susanna zu prangen, als ich mit einigen im Monde gangbaren Münzen zum

Kaufmann oder eigentlich *Krämer*, Herrn von *Pfeffermandel* spedirt wurde, um gegen ein halb Pfund Kaffee ausgetauscht zu werden. Dieser war ein guter Biedermann. Er genoß die Achtung und die Liebe der ganzen Stadt, und ein mit goldener Treue ihm zuvorkommendes junges Weibchen, welche ihren greisen, halberblendeten Gatten so innig liebte, daß sie zur Herstellung des Lichtes jährlich eine Reise ins Marsbad²⁰ unternahm, würzte seine Tage. Neben dem Laden befand sich ein kleines Gewölbe. Da stieß ein Junge getrocknetes Brod, um dadurch dem Pfeffer seine Schärfe zu nehmen, und die Magd trocknete Kaffeesatz, um ihn unter die Cigorien zu mischen. Kaum war der Herr Prinzipal aus dem Laden, als der fleißige Junge mich, ohne es zu wollen, meiner Haft befreite, um mich mit andern dieser Woche *per fas* und *nefas*²¹ eroberten Münzen bei einem Glase Nektar und Dominospiel, während sein Herr den Tempel besuchte, zu verthun, um, wie er sagte, den Brodpulverstaub hinabzuwaschen. So kam ich am andern Morgen zu Herrn von *Sauerampfer*, einem wackern Manne, der es durch seinen Fleiß und zwölfjährigen Dienst als Keller²² so weit gebracht hatte, daß er seinem bisherigen Herrn sein ganzes Anwesen

baar abkaufen konnte, als Letzterer vor Noth und durch allmähliges Hinunterkommen sich seines väterlichen Erbes entäußern mußte. Der Mann hatte einen zahlreichen Besuch. Denn aus Einem Fasse liefen bei ihm alle Sorten Weine, und eine Spielgesellschaft fand sich tagnächtlich bei ihm ein, um am Morgen leichter von dannen zu gehen. Das Karten- und Billardgeld trug, weil er selbst mitspielte, täglich zwar nicht über 20 fl.²³ aber der Gewinnst in Kippe war desto bedeutender. Er ward bald ein überaus wohlhabender Mann, zumal da er seit einigen Jahren die Erfindung gemacht, aus Colofonium, Quasia und andern Wurzeln ein betäubendes, magenschwächendes Getränk zu brauen, deßgleichen man noch nie getrunken. Das Gewirre und Getümmel machte mir ganz bange, und ich war entzückt, gleich am andern Morgen zu

Herrn von *Wurstlieb*, einem reichen Metzger geschickt zu werden. Weil der Herr und die Frau vom gestrigen Balle erst ausschliessen, und *Nazi*, der Gehilfe, die Bank erst um acht Uhr öffnete, mußte ich über eine Stunde in den niedlichen Händchen der schönen Köchin, welche aus dem Uranus gebürtig, aber diesen Planetendialekt und die Tracht davon klimatisirt hatte, warten. Endlich erschien Herr *Nazi*, und entschuldigte sich bei der Schönen, die sich bald zufrieden gab, als ihr *Nazi* das schönste Fleisch und zwar ohne Zuwage aushaute, und so gut wog, daß ein Übergewicht da war, was ihr ein paar Kreuzer Agio²⁴ eintrug. Sonst gab nämlich der Gehilfe Allen, die täglich nicht über 3 Pf.²⁵ brauchten, mehr Zuwage als Fleisch, und war deßhalb nicht gut im Renomé. Doch auf dem blutigen Teller behagte mir nicht, und ich durfte von Glück sagen, schon nach einer Viertel-Stunde in den Besitz einer andern Köchin zu kommen, welche mich, ich weiß nicht aus Vorliebe zu mir, oder um ihrer Frau kein böses Blut zu machen, in ihr Kämmerlein einquartirte. Hier wurde ich unter dem Strohsacke in einen Strumpf versteckt, um Nachts um 12 Uhr mit

einigen andern ersparten Kreuzern und unbedeutenden Gegenständen an Herrn von *Rostriegel*, ihren Geliebten und ihre Stütze verabreicht zu werden. Dieser hatte früher als Gemeiner gedient, und bei einer Bravour nächtlichen Angriffes eine schöne Narbe sich erobert. Mit meinem neuen Besitzer kam ich nun am andern Tage ins *Theater*. Weil im Monde immer gleich mehrere Stücke auf einem und demselben Zettel angekündigt werden, um durch diese Ersparniß das Theater, diese ehrwürdige Reliquie ehemaligen Gemeinsinnes und Kunstliebe, zu unterhalten, so las mein Herr Besitzer folgende Stücke vom Blatt weg: „Heute *Maria Studtgard*, morgen *Johanna von Sansfako*, übermorgen *Menschenfraß und Reiß*.“²⁶ Ich spazierte nun an die Kasse des Einnehmers, und durch diesen an *Kretchen*, welche ihrer Jugend und Einfalt wegen stets unschuldige Rollen spielte, obgleich die böse Welt ihr nachredete, ihre Unschuld wäre mit dem ersten Vorhang gefallen, was doch schon über 20 Sommer wäre. Mit dieser Blauäugigen schlich ich mich in ihr nett möblirtes Zimmer, das von allen Arten Parfümerien duftete. Hier wurde ich auf den Kasten platziert. Neben mir lagen goldene Ohrenbehänge von *Semilor*,²⁷ silberne Gefäße von *Argentau*,²⁸ seidene Bänder von Baumwolle, zehn Romane, ein gutes und ein ungeflicktes Hemde, vier Fächer, 25 Pantoffel, ein paar Schuhe mit abgeschnittenen daran genähten Strümpfen im Zusammenhang, ein Dutzend Unschlitt-Kerzen, welche ihr Geliebter ihr in der Rocktasche überbracht, ein Sackkalender mit verschuldeten Noten u. s. w. Doch auf alle diese Kostbarkeiten achtete ich weniger, als auf ihre alabasternen Zähne, welche sie jetzt nebst einem Auge und der halben Hülle ihres Körpers metamorphosisch von sich legte, um sich allein leichter in den Eiderdunen bewegen zu können.²⁹ So etwas war mir in der sublunarischen Welt noch nicht vorgekommen, und ich wünschte nur dieser Zauberhöhle der mondischen Circe zu entkommen, um nicht etwa in eine werthlose Sache verzaubert zu werden. Denn von Zauber sprachen auch

die vielen Porträts, todte Reliquien ehemaliger Verehrer. Mein Wunsch ging in Erfüllung. Schon mit frühem Morgen klopfte Herr von *Lückerleder*, einst Mitglied des liederlichen Kleeblattes und Günstling des bösen Geistes, *Lumpazivagabundus*,³⁰ aber aus Ärger, der schaulustigen Welt zur Erbauung und nicht zur Verabscheuung gedient zu haben, in den Mond versetzt, und forderte 18 kr.³¹ für geflickte Pantoffel; und ich fuhr wie ein guter Geist in die leere Tasche des kupfernarbigen Sohnes des Crispinus. Dieser eilte – nicht nach Hause, wo ein fleißiger Geselle die unglückliche Meisterin durch Arbeit unterhielt und tröstete, – sondern in eine Brantweinkneipe, wo der Auswurf der Mondraçe versammelt war, und bei diesem tödlichen Getränke die milden Gaben verpraßte, welche die getäuschte Wohlthätigkeit diesen Unwürdigen gespendet hatte. Es war eine wahre Zigeunergesellschaft,³² welcher ein stelzfüssiger Musikant Tänze vorfidelte, während eine alte Alraune einem Graukopf die Karten schlug. Mir wurde ganz unheimlich in dieser wahren Unzucht- und Räuberhöhle, und eilte freudig aus den Händen des Herrn von *Feldkümmel* zu Herrn von *Zwackteig*, einem Bäcker in der Leichtbrodergasse, welchem ein Papagei durch sein unzeitiges Plaudern, „*Kammer leicht Brod*“ um 300 Rögglein oder Wuseln³³ gebracht hatte. Doch Herr von *Zwackteig* war ein wohlhabender Mann, und berühmt, weil keiner die Braten und Gänse weicher und stärker ausbriet, als er, und ziemlich auch nach der Mode seine Waare lieferte. Doch mußte ich bemerken, daß er zweierlei Brode buck, großes und gewichtiges für den Laden und das Gegentheil, um sie seinen Contos³⁴ und andern frühen oder späten Abnehmern zu überlassen. Gegen Mittag kam ich in die Hände seines Veters, Herr von

Mehlwurm, eines reichen Müllers, der den Wünschen seiner Contos im wirklichen Sinne des Wortes entgegen kam, und durch seinen aufgeräumten Sinn zu einem schönen Vermögen gelangte. Mit diesem und einem Melber, der kein Kunstmehl, sondern Luftmehl

ausmaß, hatte ich das Glück in die nahe Provinzialstadt zu fahren, und kam dadurch in die Hände eines Herrn von *Haberstroh*, welcher uns mit seinen 4 besten Pferden, wie er selbst betheuerte, transportirte. Der Müller meinte, die Pferde gehören in die Anatomie, weil man selbe an ihnen von außen studiren könnte, der Melber aber glaubte, ein Schäffler habe sie in der Kost gehabt oder sein Meisterstück daran gemacht. Diese Äußerungen schmerzten freilich den feingebildeten v. *Haberstroh*, und er betheuerte, daß er seine Pferde täglich mit gutem Stroh und Heublumen darauf füttere, und kein Pferd kaufe, welches nicht durch wenigstens 20 jährigen Dienst bewiesen hätte, daß es ausdauern könne. Von Eisenbahnen nämlich weiß man im Monde nichts; doch beabsichtigt ein durch seine und Anderer Fallimente³⁵ reich gewordener Handelsmann, ehemals Lieferant im Mondesischen Befreiungskampfe, und jetzt durch das gerettete Kapital seiner Frau, welcher die bösen Leute alle elterliche Aussteuer absprechen, neu etablirt, eine Bahn von Gummilastikon, und hofft seine Aktien bald an Mann zu bringen, was ihm noch mehr am Herzen liegt, als die Gummibahn selbst. Auf dem Wege packte der Kutscher eine Frau auf, welche mit Schachteln, Hüten und anderen Kleinigkeiten den größten Theil des engen Kutschenraumes einnahm; und auf dem Bock nahm ein Sohn Israels, vom Stamme Juda, Platz. Beim *ledernen Handschuh*, in der Peitschengasse fuhr der Kutscher an, wohin er *ex composito*³⁶ alle Reisende brachte, dafür aber zahlfrei war, und dabei frischen Braten und selbst gebratene Hühner erhielt, während die geprellten Passagiere um ihr theures Geld aufgewärmtes Brätle und eine blinde Suppe bekamen. Nachdem Herr von *Haberstroh* sich gemüthlich erfrischt hatte, ging er in das s. g. Fingergäßchen, wo eine alte Freundin von ihm wohnte, die er Kleinigkeiten halber fleißig besuchte. Da war gerade die alte Hexe zugegen, welche ich in der Brantweinkneipe gesehen, und schlug, zwei schwarze Katzen auf dem Rücken, Karten. Ein junger Bauer, dem ein Quacksalber seine

junge Frau durch den Tod entrissen, und die Folge und das Opfer seiner Afterkunst durch seinen Vetter Herr von *Seifenschaum*, der die Leichenbeschau hatte, glücklich bedeckt, und dem ein Schäfer seine Pferde todt kurirt hatte, war eben zugegen, und ließ sich seine Zukunft aus Händen und Karten wahrsagen. Daß die Alte ihm lauter Glück prophezeite, werden meine Leser nicht bezweifeln, aber daß sich der Mann so betrügen ließ, daß er eine Summe zur Erhebung eines Schatzes in seinem Hause her gab, hätte ich nicht geglaubt. Überhaupt fand ich in diesem Hause eine Familie, wie sie die Schwalben und Tauben nicht schöner zusammentragen könnten. Das Haupt dieser Familie lebt vom Kitten und Reinigen alter Pfeifenköpfe, Vögelabrichten und verdient sich als Weiner bei Leichenzügen, wo er als sogenannter Heiliger mitgeht, manchen Kreuzer; dabei handelt er auch mit Sacktüchern und Dosen, die er im Gedränge findet. Die alte Mutter bettelt, die jüngste Tochter hat Kuchen feil, und spielt beir Nacht Harfen in den Wirthshäusern; der Sohn war bei Meister Tagdieb im Faullenzergäßchen in Arbeit, weil er aber wegen seiner schwachen Gesundheit das schwere Handwerk eines Haftenmachers nicht erlernen mochte, so lebt er jetzt von Nichtsthun und trinkt sein Glas Bier dazu; die älteste Tochter wohnt bei einem jungen Arzte, um sich magnetisiren zu lassen; denn sie ist, leider! somnambulisch, und hofft erst nach neun Monaten zur vollen *Clairvoyence* (Hellsehung) zu gelangen. Zudem erhält die Mutter von verschiedenen Damen Besuch, theils um Bestellungen, theils um Versorgungen zu machen. Herr von *Haberstroh* ließ mich hier in dieser Natterhöhle, aus welcher mich endlich ein junges Kind befreite, das mich zum Conditor brachte, um der Alten, wie sie sagte, Guts zu holen. Hier fand ich eine angenehme Herberge. Frau von *Punschqualm* lebt ganz glücklich mit ihrem Manne, und dieser würde sie nicht um ein Dutzend andere gegeben haben; nur hat sie den verzeihlichen Fehler, daß, wenn ihr Mann ihr nur ein Wörtchen widerspricht, demselben Flaschen, Gläser

und Topf, Schüsseln, Besen, ein Bund Schlüssel und selbst der Pantoffel ums Genick schwirren. Doch dieses war er schon gewohnt. Nur schreckte dieses Benehmen, das bald ruchbar wurde, und viele andere weibliche Tugenden manchen Mond-Mann von dem Glücke der Ehe ab, und machte ihn zum *Hagestolzen*. Es sey mir nur gegönnt, hier kurz die Tugenden der jungfräulichen Schönen des Mondes zu schildern, um zu zeigen, wie weit sie von den braven Liebenswürdigen dieser Erde abstechen.³⁷ Sie duften zwar wie Lilien und glühen wie die Rosen, und singen wie die Vögelchen, trotz wälschen Virtuosen. Auch sprechen Viele gar gelehrt, frühzeitig schon sehr aufgeklärt, durch ächte *Modeweisheit*. Beinah noch Kinder haben sie die Kenntniß von *Matronen*; in Sachen – allein wie man – Kohl oder Kraut zum Tisch bereitet, oder baut, das übersteigt ihr Wissen. Zwar bildeten die Grazien, so scheints, ihr Purpurmündchen. Man sieht an ihren Fingerchen kein Schwülchen und kein Schründchen, auch ist ihr Patschgen weiß wie Schnee, durchkreuzt von Adern, blau wie Schlee und zart und weich wie Sammet. Sie sind gar brav und gescheid, das Hütchen neu bebändern, das Werktags- wie das Sonntagskleid stets nach den Moden ändern; Buchstaben sticken, Blümchen nähen, die Tour in krause Löckchen drehen, dieß ist und bleibt ihr Arbeit. Um neun Uhr früh umgaukelt sie Herr Schlafgott noch im Bettchen, – drauf huldigt man der Galantrie bis zehn Uhr am Toilettchen, liest dann mit einem Cicisbee Romänchen auf dem Kanapee, und weint ein süß Duettchen. Drückt sich die Hand und seufzt und sinkt sich zärtlich an den Busen, versteht den Dichter. Es schellt zu Tisch. – Man setzt sich dran, *lobt* oder *schilt* den Koch, und kann kein armes Würstchen braten. Nach Tische putzt man sich heraus nach Art der Sybariten,³⁸ leert dem Papa die Börse aus, und gibt und macht Visiten; durchhechelt da zuerst die Welt und opfert das – erkargte Geld der Wirthschaft – dann den Karten. Mit Schauspiel, mit Konzert und Ball wird meist die Nacht vertrieben. Da lernen dann die Schönen all zwar liebeln, nur nicht –

lieben. Und dort giebt's Männer, die im Weib oft mehr, als süßen *Zeitvertreib*, – suchen. Erwägend also, daß im Monde Jungfern mehr, als sonst Matronen wissen; allein da sie von *Mutterpflicht*, *Beruf des Weibs* und *Wirthschaft* – nicht das *ABC* verstehen; daß ihre ganze Thätigkeit in Modetändeleien, und ihre Hauptbelesenheit in süßen Faseleien der Dachstubschreiberzunft besteht, die ihnen Kopf und Herz verdreht, und das Gefühl *verbuttert*. Erwägend daß ihr Hang zum Spiel, ihr Luxus ohne Schranken, durch den in kurzer Zeit so viel der besten Häuser sanken kurz! daß ihr *Thun* und *Nichtsthun* schon zum voraus, im verlorenen Sohn des Ehemanns Porträt zeichnet. Erwägend ferner, daß die Mondwelt zwar manche Mädchenseele, die noch auf Ehr und Tugend hält und ihre Pflicht kennt, zähle, und daß durch einen Hauptbeschluß auch manche Unschuld leiden muß, haben die mehreren Männer festgesetzt nicht mehr zu freien. – Und freiet einer oder eine, so zählet dort ein jeder Stand die Treue zu den Scherzen. Man schwört sich wohl Treu mit der Hand, allein nicht mit dem Herzen, und denkt, man sey der Liebe Pflicht ja Allen schuldig, und verspricht sie Einem so für – Alle. Man denkts nicht nur, man sagt sichs auch ohne alle Komplimente. Und weh der Zimpe,³⁹ die zum Brauch des Monds sich nicht bekennte! Mit Fingern wiese man auf sie, hieß sie *Lukretia* und – wie die Scheltwörter alle lauten. Das Brautpaar schließt den Ehepakt der Form nach, zwar gebräuchlich; macht aber vorher den Kontrakt, (und diesen hält man treulich!) „Daß, ist man einmal Mann und Weib, sich jedes seinen Zeitvertreib Selbst – nach Belieben suche. Zwang, heißt es, ziemt dem Sklaven nur, und Fesseln schlägt die Treue: Veränderung herrscht in der Natur, Veränderung liebt der Freie. Hinweg daher mit jeder Pflicht, die uns mit einem Zentnergewicht so einen Schlagbaum vorschiebt.“ Genug man lebt im Ehestand im Monde ohne Schranken. Dieß hat man dort der *Kontreband-Philosophie*⁴⁰ zu danken! Mit offenen Augen sieht man nichts, nichts mit der besten Brille, nichts bei dem Schein des hellsten Lichts.

Wird dann des Mannes Weib, Mama, Glück wünschen ihm die Damen. Flugs borgt der artige Papa dem Kindlein seinen Namen, den ihm auch sein Papa geborgt, und nennt's nun sein, ganz unbesorgt, woher der Storch es brächte. Macht Monsieur, wenn er kann und mag, galante Nachtvisiten, so läßt Madam bei lichtem Tag Galane zu sich bitten; und keinem wüchse, wenn es sogar auch wüßte, was geschieht, auf's Haar darob ein graues Härchen.

Doch wird der Hagestolz von den Frauen verachtet; und derjenige glücklich gepriesen, der ein Weibchen sich nimmt. Denn ein altes Lied eines verewigten Monddichters geht durch aller Mädchen Mund, und ich will hier einige Strophen daraus niederschreiben; sie lauten also:⁴¹

„Wohl Dir, mein Freund, daß Du Valet⁴²
Dem Cölibat gegeben.
Als Myops⁴³ strauchelt, wie er geht,
Der Hagestolz durchs Leben.
Ein Weib nur macht, um hell zu seh'n,
Was sie sieht, und ihr nach zu gehen,
Die Haar' ihm aus den Augen.

An ihrer Seite bleibt er fein
In dem bestimmten Gleise,
Und stößt den Fuß an keinen Stein
Auf seiner Lebensreise.
Sie selbst, die Gute, geht voran,
Und führt, daß er nicht stolpern kann,
Ihn sittlich bei der - *Nase*.

Der Jüngling fehlt bald hier, bald dort
Durch seiner Jugend Feuer:
Oft wird ihm ein zu rasches Wort
Zur Unzeit gar zu theuer.
Dieß wiederfährt im Ehstand nicht:
Hier lernt er, wenn sein Weibchen spricht,
Die große Kunst zu *schweigen*.
Die Geistesgegenwart gebricht

Dem Jüngling mannigfaltig;
Doch welcher Ehemann lernt sie nicht?
Denn Beispiel lehrt gewaltig.
Das Weib steht sich stets zu Gebot,
Und hilft sich flugs aus jeder Noth
Durch Vapeurs⁴⁴ oder Thränen.

Der Jüngling, sagt das Alter, gleicht
Dem leichten Schmetterlinge.
Wahr ist der Vorwurf. Denn nicht leicht
Bleibt er bei einem Dinge.
Beharrlichkeit und festen Sinn.
Lehrt ihn indeß – welch ein Gewinn! –
Des lieben Weibs *Caprice*.

Verdrossen wankt der Hagestolz
Zu den Berufsgeschäften,
Ist fauler oft, als faules Holz,
und schlaff an Muth und Kräften.
Ein Weib nur macht ihn brav und kühn:
rastlose Thätigkeit lehrt ihn
Ihr nimmer müdes – *Zünglein*,

Vermengt mit Freud und Leid ist hier
Des Lebens kurze Weile.
Ein treues Weib verlobt sich dir
In redlich gleichem Theile.
Sie schwörts und hält ob ihrem Eid:
Nimmst Du nur, Freund, auf dich das Leid,
Die *Freude* nimmt sie gerne.

Noch mehr! Allein trägst Du die Last
Von Dir und Deinem Werke
Im Hagenstolzen thum, und hast
Oft kaum fürs Eine Stärke.
Bist Du mit einem Weib beglückt,
So trägt sie, ohne daß sie's drückt,
Dich selbst mit deiner Bürde.
Im Ehstand darfst du Hof und Haus,

Und Gut *allein* verwalten
Und, als Herr, Jahr ein und aus,
Nach *ihrem* Willen schalten.
Vom Regiment behält sie sich
Nichts weiter vor, als lediglich
Die *Hosen* und *Pantoffeln*.

Für's Gute, Schöne hat das Weib
Die feinsten, schärfsten Blicke.
Nur *sie* weiß, was zum schönen Leib
Sich auch am schönsten schicke.
Stets auf den neuesten Geschmack
Wird sie dich weisen – nur den Sack
Vergiß nicht, ihr zu spicken.

Wohl ist der Jüngling drauf erpicht,
Daß er sich reinlich putze;
Doch niemals wäscht er sein Gesicht
Ganz völlig rein vom Schmutze;
Dem Ehemann aber weiß die Frau,
Wenn er sich kaum *versieht*, genau
Den ganzen *Kopf* zu waschen.

Die Klage, daß Gerechtigkeit
So selten sei im Lande,
Wird oft gehört zu unsrer Zeit,
Doch nie im Ehestande.
Recht findet jeder Ehemann
Bei einem lieben Ehgespan:
Denn sie hats immer *volllauf*.

Nothwendig muß dem Cölibat
Des Lebens Würze fehlen;
Denn wo noch durft ein Lunakrat
Auf Glück und Freundschaft zählen?
Ein schönes Weib schafft uns dieß Glück:
Sie schafft uns eine Republik
Von lauter – *guten Freunden*,
Der Frau, die ihren Ehemann

Nach Würde schätzt, ists wenig,
Wenn sie nur Herr ihn nennen kann –
Ihr Herz macht ihn zum König.
Ein Diadem von sechzehn End
Aus Herr Aktäons Parke krönt
Den blindgeliebten Gatten.⁴⁵

Sieh! Hagestolz, so herrlich hast
Du es in g'sunden Tagen,
Als Ehmann. Selbst des Alters Last
Darfst Du allein nicht tragen.
Denn wirst du schwach, und matt und grau
So überläßt die junge Frau,
Was dir zu schwer wird, Jüngern.

Erkrankst Du, wird das fromme Weib
Gott deinen Geist vertrauen,
Und, noch beim Leben, für den Leib
Im Friedhof Fried erschauen.
Stirb ruhig. Selbst fürs Haus bestellt
Sie, eh du stirbst, daß es nicht fällt,
Schon deinen Stellvertreter. –

Doch wie will Löschpapiergenie
Durchsichtig und wie Kleie
Zermalmt durch die Galanterie,
Noch Zärtlichkeit und Treue?
So ein Gerippe, das *zerliebt*
Und *halbentmuskelt*, fast zerstiebt,
Kann Liebe – Liebe fordern?

Denn bringt Frau Lucina je
So grabemorschen Sündern
Den Stuhl ins Haus ... Jemine!
Dann Gnade Gott den Kindern!
Wurmstichig, wie sie selber sind
Kann immer halbtodt, so ein Kind
Nicht leben und nicht sterben.
Es sey indeß, daß die vom Weib

Zu Fleisch und Bein und Marke
Erebtte Kraft im Kindesleib
Und nach und nach erstarke:
O so verkrummt doch Herz und Geist,
Wie mancher Seelenzwerge beweist,
Im Kind – *ad patris instar.*“⁴⁶

Zwei Tage war ich bei Frau von *Punschqualm*, wo die schöne Welt sich täglich versammelt, und ich nach vielen Erfahrungen an Herrn von *Waisenmark*, einen wohlthätigen frommen Mann, seines Glaubens ein Kornkipperer und Trandler,⁴⁷ als rückständige Schuld bezahlt wurde. Seine Gattin war eine ehrwürdige älterliche Matrone, ein wahrhaftes Buch von *Notis Variorum*,⁴⁸ die Tochter eines Holz- und Salzversilbers, eine geborne *Rammelsack*, welche ihm nebst verlornen Jugend und Schönheit eine halbe Million Thaler, so sie theils ererbt, theils durch jugendliche Aufopferung erworben, zugebracht hatte. Jeden Abend besuchte dieser Mann die Versammlung der sogenannten Auserwählten, und sein Pharisäergesicht stach ganz sonderbar ab gegen die rothen Kupferfarben seiner Sektebrüder.⁴⁹ Hier wurde ich in eine eiserne Geldkiste geworfen, worin theils nicht mehr gangbare, theils herabgewürdigte Münzen aufgeschichtet lagen. Zu diesen zu kommen – wollte ich mir verboten. Doch ich sollte auch hier die Gedanken und das Treiben der Mondbewohner in ihrer Blösse kennen lernen.

Schon des andern Tages um 8 Uhr Morgens stand Herr von *Waisenmark* auf und kleidete sich an, um ja bei Zeit zu den wichtigen Geschäften des Tages zu kommen. Gegen halb neun Uhr umrangen eine Menge Hilfesuchende das große Haus dieses Menschenfreundes, wie ihn einige bestochene, und schuldende Zeitungsschreiber nannten, um kleine Sümmchen von ihm zu borgen, zu welchem Werke der Barmherzigkeit er und seine Enehälfte stets bereit waren. Und dabei beweisen sie die größte Uneigennützigkeit. Herr von *Waisenmark* und

Besitzer zu *Wittwenblut* nahm nämlich – gegen ein hinlängliches Unterpfund nie mehr als zwei Groschen vom Gulden wöchentlich, und borgte, um die Leute nicht so saumselig und liederlich zu machen, nicht länger als auf einen Monat, war aber so billig und gewissenhaft, um den Armen das Zurückzahlen des kleinen Darlehens zu erleichtern, die Interessen alle mal auf 14 Tage vorhinein abzuziehen. Da wurden nun die Küsten geöffnet und sämtliche hier aufbewahrten einst gangbaren, nun aber devalvirten Münzen für voll geliehen, gegen eine Quittung, das Anlehen in gutem Gelde empfangen zu haben. Ich schwitzte bei diesem Anblick des Wuchers Thränen des Mitleids und der Wehmuth, und sehnte mich aus dieser Pumphöhle erlöset zu werden. Mein Wunsch ward erhört. Ein Studiosus, welcher durch anhaltenden Fleiß und löbliches Betragen in der Gesellschaftskneipe die sauer verdienten und am Mund ersparten Groschen seiner Eltern und Geschwister auf jegliche Weise an sich zu locken wußte, brachte eben ein neues Wörterbuch, das ihm seine Eltern um 14 fl. gekauft und zur Beförderung seines Fortganges und Nahrungsquelle für seinen Geist geschickt hatten. Weil aber dieser Sohn der Musen mehr Drang und Sehnsucht nach Trinkquellen hatte, so wollte er sich diese Quelle dadurch öffnen, daß er das Wörterbuch versilberte und, nach eigenem Ausdruck – braun färbte. Denn solch ein Buch deuchte ihm ein unnützes Möbel, weil er durch längern Fleiß und Übung sich eine solche *Copia Verborum dic*⁵⁰ von Kneipausdrücken erworben hatte, daß er sich alles Nachschlagens enthalten durfte. Herr von *Waisenmark* lehnte ihm 3 fl. darauf, und so kam ich in die Hände eines ächten Tagdiebes, der aber auch die Nacht nicht dem Spiele entziehen wollte. Drei Stunden that ich gut bei diesem Jungen, als ich durch Billardspiel in die Hände eines Schriftstellers, der erst vor Kurzem aus dem Uranus angekommen war, und sich durch Lieferung von Artikeln in die neu erscheinende *Sieben-Schwaben Zeitung*⁵¹ ein schönes Honorar verdiente. Dieser hatte

eben durch sein Genie und durch eine moralische Abhandlung über Findelkinder vieler Augen auf sich gezogen, und zumal die Vorliebe einer gewissen Frau von *Nudelwalker*. Diese war eben Wittwe, eine betagte, mannstolle Wittwe, mit einem Fuße schon im Grabe, aber noch träumend von den Tändeleien der Liebe. Diese war fest überzeugt durch das vor 40 Jahren Mode gewesene Winseln, Schmachten, Gurren, Seufzen und durch Beweise einer zärtlichen Sorgfalt, die sich sogar auf das Geschenk eines pelznen Brustflecks, wollener Unterkleider, eines zinnernen Bettwärmers und parfumirter Fäustlinge bei rauher Witterung erstreckte, das Herz dieses auf Bildung Anspruch machenden jungen Mannes zu rühren. Und sie hatte Gegenliebe gefunden. Seit einigen Tagen hörte man sie nur die Worte zu einander sprechen: „O Geckenstand meiner Lippe! O i hau die liab! Magst mi? O mohn hami!“ Nur wohnten sie in zwei zu weit von einander entlegenen Gassen, und dieß machte in der sechzigjährigen Holden den Wunsch rege, der Geckenstand ihrer Lippe möchte eine näher gelegene Wohnung beziehen. Herr von *Versivex* säumte nicht, und fand zum Glücke eine freie Wohnung an der Stelle, wo er wünschte. Er nahm sie in Augenschein. Das Zimmer war herrlich möblirt, und er miethete es um monatlich 18 fl. So kam ich als sogenanntes Dran- oder Drauf-Geld, auch Leihkauf betitelt, an die Hände der Frau von *Röchelbein*, gebornen von *Knochensauger*. Aber wie staunte der junge Mann, als er das Zimmer wirklich bezog? Der schöne Sekretär, ein unentbehrliches Möbel für den Literaten, um die Arbeiten den neugierigen Augen zu verbergen, war indeß verschwunden, und als er sich darüber befremdend äußerte, erhielt er von der gnädigen Megära, die dieß Zimmer als Entreprise ihres Nadelgeldes vermietete, die kurze Antwort, er habe das Zimmer, nicht aber die Möbel gemiethet. Wolle er Möbel, so wolle ihm die Frau einen Kasten für monatlich 4 fl. von einem Trandler besorgen. Der verliebte *Vis a vis* Wohner mußte also vorlieb nehmen, und Madame

von *Röchelbein* ließ ihm einen alten Rumpelkasten aus der Rüstkammer unter dem Dache herbeischaffen. Ihr Gemahl war selten zu Hause, indem ihn wichtige Geschäfte in andere Häusern abhielten, zumal da ein gewisser Herr von *Wanzenfett* von ihm beauftragt war, alle geringhaltigen, durchlöcherten und herabgewürdigten Münzsorten um billiges Geld einzusammeln, sie zu durchbleien, abzuschleifen und so in Rollen unter einigen vollgiltigen Sorten den Arbeitsleuten und andern ärmern Leuten zu verabreichen, worin ihm seine Frau nichts nachgab, welche lieber die ganze Summe in 2/3 werthen Stücken für vollgiltig bezahlen, als das Gerücht hören wollte, daß sie in der Zahlung abbreche. Weil gerade das Monat aus, und dem Herrn Hauslehrer, weiland Direktor einer *ABC* Anstalt, das Instruktionsgeld für die dem jungen Herrn v. *Röchelbein* gegebenen Stunden zu bezahlen war, gelangte ich in die eitle Börse des Herrn von *Stundenmager*, welcher so eben Unterricht gab, und den jungen Zögling mit folgenden, theils moralischen, theils wissenschaftlichen Vorkenntnissen und Lehren, wie sie Herr und Frau von *Röchelbein* und ihre ganze Sippschaft vorgeschrieben hatten, bekannt machte. Der Unterricht begann folgender Massen:⁵²

Lehrer: „Was ist das höchste Gut, wornach der Mensch zu streben hat?“ - Schüler: „Das Gold.“ - L.: „Warum ist es das Gold?“ - Sch.: „Weil dadurch allein der Mondbewohner zu den Mitteln der wahren Glückseligkeit, der Achtung unter seinen Mitbürgern, dem Genusse aller Dinge, und zu der wahren Vollkommenheit gelangen kann.“ - L.: „Was muß also der Zweck eines vernünftigen Wesens in diesem kurzen mühseligen Leben seyn?“ - Sch.: „Gold zu erwerben.“ - L.: „Recht gut, mein Sohn! Aber sind, um Gold zu erwerben, auch alle Mittel gleich gut und erlaubt?“ - Sch.: „Gleich gut sind sie alle, wenn sie den Hauptzweck erfüllen; aber nicht alle erlaubt.“ - L.: „Was also hat der Verständige dabei zu beobachten?“ - Sch.: „Wenn er sich durch das Gesetz verbotener Mittel bedient, so muß er darauf sehen,

es entweder heimlich oder doch so zu thun, daß das Gesetz in dem ihn treffenden Fall nicht gelte, wenigstens darauf nicht anwendbar sey.“ - L.: „Vortrefflich, mein Sohn! darf man wohl um des Goldeswillen auch Mord begehen?“ - Sch.: „Nein, und zwar um seines eigenen Bestens willen nicht, weil sonst keiner seines Goldes unter den Mitbürgern lange sicher wäre.“ - L.: „Was ist die höchste Tugend?“ - Sch.: „Reichthum.“ - L.: „Was ist die größte Schmach, das größte Laster?“ - Sch.: „Armuth.“ - L.: „Wie nennt man das Ding, das kein Gold hat?“ - Sch.: „Werthlos. Man zählt es auch gar nicht unter die Dinge oder Wesen, man nennt es nur ein Werkzeug in den Händen dessen, der Gold hat. Viele sprechen ihm sogar die Vernunft ab.“ - L.: „Und das mit Recht, mein Sohn. Was ist nun der, so Gold hat?“ - Sch.: „Alles! er ist vernünftig, beliebt, schön, witzig, vollkommen. Er ist ein Weiser.“ - L.: „So ist es! Suche es zu werden, wie es dein Vater hier ist. Wem nun unter allen Geschaffenen gehörte die vorzüglichste Achtung?“ - Sch.: „dem Golde.“ - L.: „Warum?“ - Sch.: „weil es das Vollkommenste der Schöpfung ist, und allein seinem Besitzer alle Vollkommenheit ertheilt.“ - L.: „Was ist das Gold?“ - Sch.: „Der Gott, den wir anbeten.“ - L.: „Warum beten wir ihn an?“ - Sch.: „Weil nur er glücklich macht, und der Mensch für das Glück geboren ist.“ - L.: „Sage du! gibt es ausser ihm noch andere Götter?“ - Sch.: „Ja!“ - L.: „Muß man sie auch verehren?“ - Sch.: „Schaden kann es weiter nicht.“

Da seufzte der arme Instruktor, nahm sein Monatsgeld in die Hand, und betete also: „Gold, du Herrlicher, Trefflicher! Der du unter dem sichtbaren Erschaffenen glänzt, wie die Sonne an dem Gewölbe des Himmels, wenn du sie beim Anbruche des Tages mit deinem schönen, strahlenden Gewande bekleidest! Ohne dich sinkt sie in schwarze Dunkelheit, und sobald du ihr das geliehene Gewand abziehst, hört sie auf zu sein, und gleicht dem elenden Menschen, der keine Gnade vor deinen Augen gefunden hat. Doch damit wir dich

auch bei dunkler Nacht verehren können, und dich immer vor Augen haben mögen, übergoldest du die unzähligen Gestirne mit deinem Glanze. Ach warum können wir nicht zu der Sonne und zu den Gestirnen hinauf fliegen, um ihnen die uns so nöthige, und ihnen so unnöthige kostbare Bekleidung zu rauben. Deinen Günstling umgaukelt die Freude des Lebens. Du bist sein Gott, und deine Tochter, die Wollust, seine Göttin. Ihm blüht das zarte Mädchen zur Jungfrau auf; er löset sie von dem Stengel der Unschuld ab, die schöne Blume, an dem sie ihn die Mutter um deinetwillen aufgezogen und bewacht hat. Die Erde trägt ihm Früchte, das Meer nährt ihm köstliche Fische, der Wald geschmackvolles Wild, und die Luft ist für ihn mit Vögeln bevölkert. Ach nur eine Klage bleibt deinen Günstlingen übrig, daß sie der Sinnen nicht mehrere haben, und daß sie durch den Genuß ihren Reiz und ihre Kraft verlieren. Allein auch alsdann noch tröstet sie dein herrlicher, blendender Glanz. Denn du verleihst ihnen Alles. O Gold, du mühsame Jagd des Menschengeschlechts! dir verkaufen die Jungfrau und die Matrone die Keuschheit! der Denker die Wahrheit! Um deines Glanzes willen läßt sich der Verständige von Dummkopf verachten, und schmeichelt ihm noch! um deines Glanzes willen beugt der Stolze den Nacken, und übt seine Zunge im glatten Spiel der Schmeicheleien! Um deines Glanzes willen verkaufe ich dieser Familie und anderen Bürgern dieser Stadt die Tage meines Lebens, und doch fliehst du mich, und mein Gewinn ist hartes Brod, und das bloße, farblose geschmacklose Wasser. – O du entfernst selbst die schwarzen Schrecken des Todes, dem deine Günstlinge allein nicht entfliehen können, und säßen sie auch in dem Mittelpunkt deiner Herrlichkeit. Sie müssen sterben, wie wir Elende es müssen, und von deinem Glanze geschieden, in die dunkle Finsterniß wandeln.“

So betete der Unglückliche, als er vom Schlage gerührt umsank, und ich glücklich seiner Hand entfiel, um wieder auf die Erde herabzukommen, und diesem elenden Jammerthale im Monde zu entfliehen. Ich flog nieder und sang also:⁵³

„Der Reichthum leb! er lebe hoch!
Denn er ist heute Mode.
Und wär' ers nicht, gefällt mir doch
Die neueste Methode,
Schnell reich zu werden sonder Müh.
Zum Besen mit der Industrie
Und dem Geplack der Alten.
Gold löscht des Busens ew'ge Glut,
Und tödtet, was kein Mittel thut,
Des innern Wurms Gestalten. -“

Anmerkungen

- 1 Ein Sechser bezeichnet eine Silbermünze von sechs Kreuzern, eine Währung, die im südlichen deutschsprachigen Raum, dem Erscheinungsort der Erzählung, gängig war. Ein Reichsgulden hatte den Wert von 60 Kreuzern, so dass ein Sechser das Zehntel eines Guldens bezeichnete. In der vorliegenden Erzählung finden sich ausschließlich Silbermünzen, neben Kreuzern und Gulden auch Groschen.
- 2 Dass ein „devalvirte[r]“ ein „herabgewürdigte[r]“ Sechser ist, wird bezeichnenderweise im Klammerzusatz der Werbeanzeige des Neudrucks vermerkt. Offenkundig konnte man nicht voraussetzen, dass allen zeitungslisenden Zeitgenossen dieser Begriff geläufig war. [„Annonce: *Komische Beobachtungen eines devalvirten (herabgewürdigten) Sechzers*“]. In: *Augsburger Tagblatt* (20.6.1839), Nr. 167, 778.
- 3 Zur Konjunktur der Gelderzählungen im langen 18. Jahrhundert sowie zum Modellcharakter des Geldes für das Genre siehe die Einleitung zu *Aus dem Leben eines Grosschens* im vorliegenden Band.
- 4 [Franz Rittler]: *Komische Schicksale eines Fünf-Gulden-Scheins auf seinen Wanderungen durch Wien und die Umgebungen, zur Zeit des Congresses. Ein satyrisches Gemälde aus den wirklichen Leben gezeichnet von Zoilus Wahrhold*. Brünn: J. G. Traßler 1817; [Franz Rittler]: *Wanderungen durch Wien und die Umgebungen, zur Zeit des Congresses. Ein satyrisches Gemälde nach dem wirklichen Leben entworfen von einem Fünf-Gulden-Schein als Fortsetzung seiner komischen Schicksale. Herausgegeben von Purus Putus Sycophante*. Brünn: J. G. Traßler 1818. Ein direkter intertextueller Verweis auf Rittlers Gelderzählung erfolgt gleich im ersten Satz: „[...] weil oft der sich kratzt, den es juckt, und der gekratzt wird, den es nicht juckt“, was sich auf das dem ersten Band vorangestellte Motto aus Shakespeares Hamlet bezieht „Wen es juckt, der kratze sich“. Diese Markierung reflektiert den plagiierten Umgang mit dem Prätext, wobei den „Collisionen“ durch die Verlegung auf den Mond aus dem Weg gegangen wird.
- 5 [Gottfried Jakob Schaller]: *Die Stuziade oder der Perückenkrieg*. Drei Theile. Straßburg: Johann Heinrich Silbermann 1802, 1804, 1808. Das Versepos schließt an die damalige Politisierung des Perücken-Diskurse an, etwa an Friedrich Nicolais Untersuchung *Über den Gebrauch der falschen Haare und Perucken in alten und neuen Zeiten* (1801), wonach die Perücken nicht nur modisch, sondern auch leiblich die aufrührerischen Naturhaare der Regimekritiker zu bändigen versuchen. Vgl. Nicole Tiedemann: *Haar-Kunst. Zur Geschichte und Bedeutung eines menschlichen Schmuckstücks*. Weimar u. a.: Böhlau 2007, 145.
- 6 Neben wortgetreu aus Schallers *Stuziade* importierten Liedstrophen zielen auch die mehr oder weniger stark in den Prosatext übersetzten Passagen mit ihren Endreimen und Assonanzen auf Sangbarkeit. Auch die typographischen Hervorhebungen von einzelnen Worten in ihrer Ausrichtung auf einen mündlichen Vortrag wurden übernommen.
- 7 In einer werbenden Bekanntmachung der Sechser-Erzählung mit Probeabdruck im *Augsburger Tagblatt* in der Rubrik „Hiesiges“ heißt es: „Das ganze aus dem Mond-(?)Leben gegriffene Gemälde ist eine humoristische Zwerchfellerschütterung und für jeden, auch für Geldwucherer, (über welche in dieser Pieçe namentlich die Geißel der Satyre geschwunden ist,) wegen seines geringen Preises von 6 kr. leicht anschaffbar.“ [„Bekanntmachung der *Komischen Beobachtungen eines devalvirten Sechzers*“]. In:

Augsburger Tagblatt (18.6.1839), Nr. 165, 764f. Die schon erwähnte Annonce in der zwei Tage später erscheinenden Ausgabe bestätigt den Kaufpreis von „6 kr.“. Ebd. (20.6.1839), Nr. 167, 778.

- 8 Sprachliches Erkennungszeichen einer sozialen Gruppe. Hier verbindet das Schibboleth „Ich“ Denksysteme, die sich durch stark differierende Subjektauffassung auszeichnen (das Erkenntnissubjekt, die Rechtsperson, der moralische Mensch).
- 9 Das Vorwort positioniert den Text in enger intertextueller Beziehung zu Schallers komischem Epos *Die Stuziade oder der Perückenkrieg* (vgl. Anm. 5). Nach der Widmungspassage folgt es fast wörtlich dem Prätext, auffällig ist dabei die Erweiterung der in der Vorlage adressierten „Philosophen“ um „Juristen“ und „Moralisten“. Dadurch wird die explizite Referenz auf die Subjektphilosophie Johann Gottlieb Fichtes, konkret die Unterscheidung zwischen „Ich“ und „Nicht-Ich“, um eine allgemeinere Auffassung von Egoismus erweitert, welche weniger auf Fragen der Erkenntnis, als vielmehr auf handlungsleitende Prinzipien fokussiert.
- 10 Erhält nicht eine Ware, sondern ein Tauschmittel Abschlag, wird es ‚günstiger‘, verliert also an Kurswert. Dies wird bereits in der Überschrift angezeigt, da es sich bei dem Protagonisten um einen „devalvirten“, also um einen abgewerteten Sechser handelt. Siehe auch Einleitung zum vorliegenden Text und Anm. 1.
- 11 Nach der französischen Bezeichnung Pékin auch im deutschsprachigen Raum des 19. Jahrhunderts noch gebräuchlicher Name für Peking/Beijing. Bei der Verbform fia-kisiren handelt es sich um eine Wortschöpfung, die sich von Fia-ker, einer Mietkutsche, ableitet.
- 12 Cicisbeo, aus dem Italienischen: Galan, Hausfreund.
- 13 Aus dem Lateinischen: in süßer Freude. Es handelt sich um den Titel eines bekannten, vornehmlich im katholischen Raum gebräuchlichen Kirchenliedes. In der Verbindung von Gotteslob und Trinklied wird das in der Essensszene eingesetzte karnevaleske Prinzip der Kontrafaktur anmoderiert.
- 14 Aus dem Französischen: der Tanzende.
- 15 Ein am Handgelenk getragenes beutelförmiges Handtäschchen, das ursprünglich für Handarbeiten gedacht war und Ende des 18. Jahrhunderts in der Damenmode aufkam, um die figurbetonten Schnitte von Innentaschen zu befreien. Die Bezeichnung *Ridicule* leitet sich von *Réticule* ab, was sich auf die netzförmige Machart bezieht, und verschiebt den Akzent dabei auf das Komische (franz. *ridicule*: lächerlich), da die Kombination von eleganter Mode mit Handarbeitsbeuteln zunächst als befremdlich galt. Die Reaktualisierung der lächerlichen Konnotation des längst etablierten *Accessoires* wird ins Komödiantische gewendet durch die falsche Übersetzung als „Hanslächerlich“ i. S. v. Hanswurst.
- 16 Gemeint ist die Britische Flotte, welche 1798 die Seeschlacht von Abukir gegen die napoleonischen Streitkräfte gewann. Die Mischung von ereignisgeschichtlichen mit biblischen Anspielungen trägt eine gewaltsame Ebene in das Festmahl hinein.
- 17 Expliziter intertextueller Hinweis auf Schallers *Die Stuziade oder der Perückenkrieg*. Siehe auch die Einleitung zum vorliegenden Text.
- 18 Biblisches Landungeheuer, das Heu frisst „wie ein Ochse“. Hiob 24,10 (Lutherbibel). Siehe auch Anm. 13 und 19.

- 19 Biblisches Wasserungeheuer, „eine gewundene Schlange“ und „Drache im Meer“. Jes. 27,1 (Lutherbibel). Siehe auch Anm. 13 und 18.
- 20 Die klangliche Anlehnung ruft den damals modischen Kurort Marienbad auf, in dem sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts die zahlungskräftige mitteleuropäische Elite versammelte und der als Partnerbörse galt.
- 21 Redewendung *per fas et nefas* aus dem Lateinischen: erlaubt und unerlaubt.
- 22 Berufsbezeichnung eines Verwaltungsangestellten, der für einen weltlichen oder kirchlichen Grundbesitzer die Abgaben der Lehnsleute einholt.
- 23 Die Abkürzung fl. geht zurück auf den Florenus, eine im 13. Jahrhundert geprägte Florentiner Goldmünze, aus der sich verschiedene Formen des Guldens entwickelten. Dabei setzten sich zunehmend Silberäquivalente durch, die bis ins 19. Jahrhundert geprägt wurden. Gulden waren im internationalen Handel angesehen, da werthaltige Münzformen. Beim Bemühen um Vereinheitlichung der differenten Silber- und Goldvarianten spielte der Erscheinungsort der vorliegenden Publikation eine historische Rolle, da in der Augsburger Münzordnung von 1559 der Wert eines Reichsguldens mit 60 Kreuzern festgelegt wurde. Siehe auch Anm. 1.
- 24 Agio ist ein Begriff aus Geldwechsel und Aktienhandel, der den Gewinn bezeichnet, der sich aus der Differenz von Nennwert und Kurswert ergibt. Hier ist gemeint, dass die Köchin mehr Fleisch für ihr Geld bekommt, da die sogenannte Zuwage, das geschätzte Gewicht von Knochen, abgezogen wird, obwohl es sich um knochenloses Fleisch handelt, was der Einkäuferin die Möglichkeit gibt, das gesparte Geld gegenüber ihren Arbeitgebern einzubehalten.
- 25 Pf. bezeichnet hier die Gewichtseinheit Pfund.
- 26 Angespielt wird auf Friedrich Schillers *Maria Stuart* (1801) sowie August von Kotzebues *Johanna von Montfaucon* (1800) und *Menschenhaß und Reue* (1790). Damit wird die leere Formelhaftigkeit der Klassiker auf den Spielplänen vorgeführt, welche das Theater, wie eingangs betont, als Bildungs-Reliquie erscheinen lassen. Mit der im Folgenden verspotteten Schauspielerin ist möglicherweise Sophie Schröder (1781–1868) gemeint, welche als Repräsentantin der klassischen Schauspielschule eng mit Kotzebue zusammengearbeitet hatte und noch während den 1830ern als über Fünfzigjährige in Bühnenklassikern von Kotzebue und Schiller auftrat. Dafür, dass es sich um eine tagesaktuelle Anspielung handelte, spricht, dass ausgerechnet diese Passage als Leseprobe im *Augsburger Tagblatt* abgedruckt wurde, siehe dazu auch Anm. 7.
- 27 Semilor (von französisch *semi d'or*) bezeichnet ein Kunstgold von minderer Legierung.
- 28 Das französische *argenteau* bezeichnet ein Kunstsilber von minderer Legierung.
- 29 Der Schönheitsbetrug bezieht seine zentralen Motive von der Dramenfigur der Küniginde, der Antagonistin der Titelheldin in Heinrich von Kleists Erfolgsstück *Das Käthchen von Heilbronn* (1810). Hier sind zudem die eingangs dargestellten „Kostbarkeiten“ der falschen Schönen als Materialsurrogate ausgewiesen.
- 30 Lückerleder wird als Figur mit einer nebulösen theatralen Vorgeschichte in Verbindung mit der damals beliebten Komödie von Nestroy vorgestellt, in der sie namentlich nicht auftaucht. Vgl. Johann Nestroy: *Der böse Geist Lumpacivagabundus*

oder *Das liederliche Kleeblatt: Zauberposse mit Gesang in drei Aufzügen*. Wien: J. B. Wallishausser 1835.

- 31 Die Abkürzung kr. steht für Kreuzer. Zu der hier verhandelten Währung siehe auch Anm. 1 und 23.
- 32 Diese Fremdbezeichnung für Sinti und Roma wurde bereits um 1800 diffamierend verwendet. Nach Johann Christoph Adelung ist es „der Nahme eines herum streifenden ausländischen Gesindels, welches bald nach dem Anfange des 15ten Jahrh. in Deutschland und dem westlichen Europa bekannt ward, aus den östlichen Gegenden kam“. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, Bd. 4. Ausg. letzter Hand. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1801, Sp. 1716.
- 33 Röttlein bezeichnen eine fränkische Brötchenspezialität, Wusele die kleinen Brötchen, die während der Fastnachtszeit im schwäbischen Munderkingen gebacken werden. Beide Brötchenformen sollen anzeigen, wie groß die Luftkammern sind, die der Bäcker in seinem Brot einkalkuliert, um seinen Gewinn zu steigern.
- 34 Hier offenkundig im Sinne von Kunde oder Schuldner gebraucht, vermutlich sind zahlungsunfähige Kunden gemeint, die vor und nach den Geschäftszeiten (minderwertige) Backwaren abholen.
- 35 Bankrotte.
- 36 Aus dem Lateinischen: nach Verabredung.
- 37 Die nun folgende Passage ist im Original mit einem Anführungszeichen eingeleitet, ein entsprechender Abschluss fehlt jedoch. Markiert ist damit gemäß der typographischen Konventionen um 1800 der Redeeinsatz. Da es jedoch mit den heutigen Konventionen der Zeichensetzung, insbesondere mit der im Folgenden eingebundenen Figurenrede, in Konflikt gerät, wurde dieses Anführungszeichen entfernt. Entscheidend ist, dass hier eine andere Sprechweise beginnt. Die folgende Passage „Sie duften zwar“ bis „ein graues Härchen“ ist von einem jambischen Gang und Binnenreimen geprägt. Grund dafür ist, dass hier Abschnitte von Schallers *Stuziade* eingeschoben sind, so dass die Strophenform mit dem Reimschema ababcc und entsprechend wechselnden vier- und dreihebigen Kadenzen durchklingt. Die wenigen sprachlichen Eingriffe teilen sich über das metrische Stolpern mit, etwa wenn aus der „Welt“ die „Mondwelt“ wird, ein kalkulierter Störungseffekt ist dabei nicht zu erkennen. Schaller: *Stuziade*, Bd. 2, 310–318; Bd. 3, 30–35.
- 38 Abgeleitet von der griechisch-antiken Stadt Sybaris als Gegenbild Spartas bezeichnet ein Sybarit einen „schwelger“ und „weichling“. Jacob und Wilhelm Grimm (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: Hirzel 1852–1971, Bd. 20 [1942], Sp. 1367.
- 39 Gebräuchlich ist das Adjektiv zimpe[rlich], davon abgeleitet bezeichnet es den Typus „affektiertes frauenzimmer“. Jacob und Wilhelm Grimm (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: Hirzel 1852–1971, Bd. 31 [1956], Sp. 1360.
- 40 Der Begriff Cóntrabande kommt aus der Handelssprache und bezeichnet die „verbothene Einfuhre fremder Waaren“. Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, Bd. 1 (1793), Sp. 1349.

- 41 Das im Folgenden präsentierte Lied ist eine nahezu wörtliche Übernahme von zwei zusammenhängenden Strophenfolgen sowie einer Einzelstrophe aus dem Prätext. Schaller: *Stuziade*, 176–184, 221, 224–225. Durch die Montage entstehen Anschlusschwierigkeiten. An einer Stelle ist auch eine konfessionspolitische Änderung nachweisbar, siehe auch Anm. 45.
- 42 Aus dem Lateinischen: Lebewohl.
- 43 Kurzsichtiger.
- 44 Im gynäkologischen Diskurs der Humoralmedizin bezeichnen Vapeurs (französisch: Dämpfe) Körperausdünstungen mit psychophysischen Effekten. „Dünste, Blähungen, und die davon entstehenden Beschwerden, besonders bei den Frauenzimmern, eine Art von Hypochondrie, *Histerie* genannt.“ Johann Wilhelm David Korth und Ludwig Koszarski (Hg.): *Dr. Johann Georg Krünitz's ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunstgeschichte, in alphabetischer Ordnung*, Bd. 203. Berlin: Joachim Pauli 1850, Sp. 210f.
- 45 Geweih eines Hirsches mit 16 Enden und somit begehrte Jagdtrophäe. Das Motiv wird im Folgenden in doppelter und in sich widersprüchlicher Anspielung kontextualisiert, welche die Handlungsmacht der Frau betont: Erstens als Zeichen dafür, dass dem Mann sprichwörtlich Hörner aufgesetzt werden, er also von seiner unkeuschen Ehefrau betrogen wurde. Zweitens handelt es sich um ein mythologisches Motiv für die Todesstrafe seitens der jungfräulichen Jagdgöttin, die den ertappten Voyeur Aktäon in einen Hirsch verwandelt und von ihren Hunden zerreißen lässt. Diese Passage steht nicht zuletzt deshalb etwas quer, weil sie eingeflickt ist. Die Motivation war offenkundig, die letzten drei papstkritischen Verse dieser Strophe aus der protestantisch orientierten Vorlage zu ersetzen („Und dazu braucht sie keinen Dom / und keinen Pontifex aus Rom / Sie weiß ihn selbst zu krönen.“), zugleich aber den Anschluss an die Folgestrophe zu halten. Schaller: *Stuziade*, Bd. 3, 183.
- 46 Redewendung aus dem Lateinischen: ganz der Vater i. S. v. dem Vater ebenbildlich.
- 47 Während die Berufsbezeichnung Trandler (auch Trödler), gemeint ist vor allem der oft mit Pfandhandel verbundene Gebrauchtwarenhandel, auf eine häufig von Juden ausgeübte Arbeit hinweist, ist der Begriff des Kornkippers (auch „Kornjude“) antisemitisch geprägt. Vgl. *Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache*, Bd. 7. Hg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften [Erstdruck 1912ff]. Weimar: Böhlau 1997, Sp. 1323. Zum Antisemitismus in Ding-erzählungen siehe auch die Einführung in den Band.
- 48 Die lateinische Phrase *cum notis variorum* meint: mit Anmerkungen verschiedener Schreiber. Die Phrase bezeichnet ein Vorgehen in der Editionsphilologie, bei dem die Anmerkungen bzw. Kommentare verschiedener Schreiber in eine Textausgabe aufgenommen werden.
- 49 Nach der ersten antisemitischen Anspielung auf solche mit Geldwucher konnotierten Berufsfelder wird die Figur *Waisenmark* hier als Angehöriger der altjüdischen Glaubensgemeinschaft der Pharisäer ausgewiesen. Auffällig und typisch für die Ding- und insbesondere Gelderzählungen ist, dass die religiöse Ausrichtung der bislang geschilderten Betrüger-Figuren aus den Handlungsfeldern von Lebensmittelproduktion, Transportwesen, Verwaltung oder Unterhaltung keine Rolle spielt und folglich mit

keinem Wort erwähnt wird. Der antisemitische Zug der Laster-Typologie besteht darin, dass innerhalb der stereotypen Figuren allein der Geldverleiher religiös, d. h. jüdisch gezeichnet ist.

- 50 Aus dem Lateinischen: reiches Vokabular, reiche Ausdrucksweise.
- 51 Bei den *Sieben Schwaben* handelt es sich um einen populären Schwank-Stoff, der auch in den Grimm'schen Märchen bearbeitet wurde (KHM 119). In der zentralen Szene sehen und bekämpfen die Protagonisten ein Ungeheuer in einem Hasen. Der Zeitungstitel lässt darauf schließen, dass Alltäglichkeiten zu Sensationsnachrichten friert werden.
- 52 Bei dem folgenden Dialog sowie dem daran anschließenden Gebet handelt es sich um eine weitgehend wörtliche Übernahme einer europasatirischen Passage aus: Friedrich Maximilian Klinger: *Reisen vor der Sündfluth*. Bagdad [Leipzig] 1795, 183–195.
- 53 Wörtlich zitiert wird eine Strophe aus Schallers *Stuziade*, die mit drei Versen einer vorhergehenden verkoppelt ist. Um den Endreim des nunmehr letzten Verses anzugleichen („Den Wurm in dem Gewissen“) wird daraus die etwas hybride Formation der „Gestalten“ des „innern Wurms“. Schaller: *Stuziade*, Bd. 3, 144f.

[JOSEPH MENDELSSOHN]

Selbstbiographie und Selbstbekenntnisse des heiligen Rockes zu Trier (1845)

Das 1845 anonym erschienene Schreiben des heiligen Rockes zu Trier stellt eine doppelte Ausnahme innerhalb des Genres dar: Erstens erzählt ein heiliges, bzw. heiliggesprochenes Ding und zweitens bezieht es Position in einer tagespolitischen Debatte. Während die erzählenden Dinge in der Regel ihre Wirkmacht aus der Einbindung in menschliche Alltagshandlungen beziehen, bis sie sich verbrauchen, ist die Objektgattung der Reliquie mit einer dauerhaften übermenschlichen Agency ausgestattet, die mit ihrem materiellen Verfall keinesfalls ab-, sondern eher zunimmt. Als in Frömmigkeitspraktiken eingebundener Protagonist lässt sich der Rock allein mit den Bibeln vergleichen, die jedoch Gebrauchsobjekte bleiben und ihre Wirkung als Textträger des göttlichen Wortes entfalten.¹ Der seinen eigenen Aussagen gemäß fast acht Jahrhunderte alte Rock entlarvt die ihm zugeschriebene heilige Macht über die Menschen als kalkuliertes Schauspiel des Klerus und bittet darum, ihn wieder wie ein Gebrauchsding zu behandeln und dem Kreislauf der Dinge zu übergeben. Der poetologische Clou besteht darin, dass der heilige Rock zu einer Zeit, als die Konjunktur der Dingerzählungen bereits abflaut, ausdrücklich den Wunsch nach dem genreüblichen Verfall äußert.

In den Jahren 1844/45 war der heilige Rock zu Trier Gegenstand einer immensen Textproduktion. Das Gewand wurde vom 18. August bis zum 6. Oktober 1844 im Rahmen einer Massenwallfahrt einer halben Millionen Menschen präsentiert.² Die hochrangige Reliquie gilt als Christus' erstes und letztes Kleidungsstück, das sich seinem Wuchs anpasste und der biblischen Überlieferung zufolge „von oben her ganz durchgewebt und ohne Naht war“.³ Nachdem das Gewand während der Kreuzigung Christi von einem römischen Soldaten übernommen wurde, soll es drei Jahrhunderte später als Gabe der heiligen Helena (um 250–330) nach Trier gekommen sein. Dort wurde und wird es bis heute, zwischenzeitlich in einen Altar eingemauert, zu ausgewählten Anlässen gezeigt. Der Bischof von Trier, Wilhelm Arnoldi (1798–1864), hatte die Präsentation der Reliquie 1844 öffentlichkeitswirksam vorbereitet durch eine historiographische Objektbiographie von einem Kirchenhistoriker des Bischöflichen Seminars Trier⁴ sowie eine Dokumentation der im Zuge der Schau erfolgten Heilungswunder in Auftrag gegeben.⁵ Die überregional wahrgenommene und kommentierte Wallfahrt wurde von dem Breslauer Priester Johannes Ronge (1813–1887) in einem Sendschreiben an die „Christen des 19. Jahrhunderts“

und die „deutsche[n] Männer“ aufs Schärfste verurteilt, wobei er namentlich Arnoldi adressierte und das sofortige Ende des „unwürdige[n] Schauspiel[s]“ forderte.⁶ Ronge kritisierte das Ereignis nicht nur vom theologischen Standpunkt, da Christus „nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ“, sondern auch aus religionssoziologischer Sicht, da die Verantwortlichen den „Aberglauben“ der armen Bevölkerung finanziell ausnutzen würden.⁷ Damit sprach Ronge für viele Katholiken und Protestanten, welche in der Massenwallfahrt einen Rückfall hinter die Errungenschaften der Aufklärung sahen. Darüber hinaus entsprach seine publizistische Intervention auch der Haltung der jungdeutschen Bewegung, welche der Ära Metternich vorwarf, den Reliquienkult als politisches Mittel gegen revolutionäre Bestrebungen zu instrumentalisieren. Vor diesem Hintergrund befasste sich auch der gebürtige Trierer Karl Marx im Pariser Exil mit dem Fall.⁸ Die Rock-Debatte wurde vielstimmiger durch das mittelalterliche Ritter-Versepos *Der ungenährte graue Rock Christi*, welches der protestantische Altgermanist Friedrich Heinrich von Hagen bereits zu Beginn der Wallfahrt veröffentlicht hatte. Obwohl hier eine „von der kirchlichen Erzählung ganz abweichende Herkunft des heiligen Rockes zu Trier“ entfaltet wird, präsentiert Hagen seinen Textfund keinesfalls als Widerlager zum katholischen Reliquienkult, sondern vielmehr als Zeugnis „urdeutschen Heldentums“ und somit – analog zum nahtlosen Rock – des „all-einigen und unzertrennlichen Deutschlands“.⁹ Nachdem Ronge am 4. Dezember 1844 exkommuniziert worden war, mischten sich zunehmend Wissenschaftler ein, die sich nicht konfessionell, sondern wissenschaftspolitisch positionierten, um die Provenienz des Rockes sowie seine Heilkraft als gezielte Fehlinformation auszuweisen.¹⁰ Wie bereits der Untertitel der Dingerzählung vom heiligen Rock anzeigt, *Nebst dessen Urtheil über Johannes Ronge und Bischof W. Arnoldi*, bezieht sie Position in dieser aktuellen Debatte. In kurzweiliger und komprimierter Form vermittelt sie die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen, um abschließend Bischof Arnoldi mit „Ronge’s Donnerwort“ zu konfrontieren und sich selbst als Gegenstand des Streits von der Trierer Kirche loszusprechen. Zudem kokettiert der Rock mit dem mittelalterlichen Ritternarrativ und folgt dem Erzählmuster der Legende. Der Titelnachtrag (*Gefunden auf der Poststraße zwischen Trier und Hamburg und veröffentlicht von einem ehrlichen Finder*) gibt zusammen mit dem Verlagssitz einen politischen Wink auf Hamburg als ein Zentrum der oppositionellen Literatur der Ära Metternich. Wie Julius Campe, der 1841/42 mit Druckverbot belegte Verleger Heinrich Heines, verlegte auch Bernhard Salomon Berendsohn jungdeutsche, satirische und jüdische Literatur. Als Verfasser des Textes konnte sein Schwiegersohn Joseph Mendelssohn (1817–1856) identifiziert werden, ein zu Unrecht vergessener Reiseschriftsteller, Kulturjournalist, Dramatiker und Übersetzer, der sich für die rechtliche Gleichstellung der Juden einsetzte.¹¹ Insofern ist das auf dem Postweg nach Hamburg gefundene Manuskript des Rockes, der sich nicht nur an die „katholische und protestantische Welt“, sondern an die gesamte „gläubige Menschheit“ richtet, auch ein Hinweis auf eine überkonfessionelle Ausrichtung im Sinne des religiösen Liberalismus des Vormärz.¹²

Einleitung und Anmerkungen: Christiane Holm und Johanna Wildenauer

Quelle: [Joseph Mendelssohn]: *Selbstbiographie und Selbstbekenntnisse des heiligen Rockes zu Trier. Nebst dessen Urtheil über Johannes Ronge und Bischof W. Arnoldi. Niedergelegt in einem Schreiben des heiligen Rockes an die katholische und protestantische Welt. (Gefunden auf der Poststraße zwischen Trier und Hamburg und veröffentlicht von einem ehrlichen Finder)*. Hamburg: B[ernhard] S[alomon] Berendsohn 1845.

Selbstbiographie und Selbstbekenntnisse des heiligen Rockes zu Trier

Nebst dessen Urtheil über Johannes Ronge und Bischof W. Arnoldi

Niedergelegt in einem Schreiben des heiligen Rockes an die katholische und protestantische Welt (Gefunden auf der Poststraße zwischen Trier und Hamburg und veröffentlicht von einem ehrlichen Finder)

Länger halt' ich's nicht aus! – Seit vielen Monaten klingen mir die Ohren ohne Unterlaß von dem, was draußen in der katholischen und protestantischen Welt über mich gesprochen, geschrieben, gelärmt, geschimpft und schwadronirt wird. Ich, der heilige Rock, bin ein sehr bescheidenes, friedliches Wesen. Nie in meinem vielhundertjährigen Leben hätte ich gedacht, in einem mich betreffenden Streite der Christenheit selbst die Stimme erheben zu müssen. Jetzt aber widersteh' ich dem innern Drange nicht länger, im Angesichte der gläubigen Menschheit selbst das Wort zu nehmen, zu sagen, wer ich bin und nicht bin, wie ich entstanden, wer mich zuerst getragen, welche Menschen und welche Gründe mich, zu meinem eigenen Leidwesen, unsterblich gemacht. – Du lieber Gott der Menschen und der Röcke da droben, Allsehender, Allwissender, Du weißt auch, wie heiß und innig mein Gebet aus dem Dunkel eines Reliquienkasten-Gefängnisses zu Dir emporstieg, um mich sterben zu lassen, wie andere Röcke, um mich dem Schicksale genialer Zerrissenheit anheimfallen zu lassen, wie jene meine Brüder und das jetzige junge Deutschland.¹³

Selbstbekenntnisse und Selbstbiographien sind an der Tagesordnung. Die Memoirenliteratur wuchert üppig wie Unkraut und Jesuitenthum. Die katholische und protestantische Welt wird auch für dieß

eigenhändige Sendschreiben eines heiligen Rockes noch Geld und Muße haben.

Nicht alle Gaben, welche der Himmel sendet, sind den Empfängern willkommen. Wenn ich an mein unglückliches Loos denke, an dies Loos, welches in keiner fürstlichen Landeslotterie so schlecht getroffen wird, an dies Loos voll Langerweile, Unruhe und Störung, dann möchte ich aus der Haut, *id est* aus der Nath fahren – obgleich ich ja eigentlich ein ungenährter heiliger Rock sein soll!

Sein soll! – – Darin liegt's! – Das Bewußtsein, diese heilige Bezeichnung nicht zu verdienen, hieraus entsprungen Gewissensskrupel, die mir in meinem Kerker keine Ruhe ließen. Ich sprengte den Deckel des Reliquienkastens mit kräftigem Ärmel; im heiligen Schauer der Mitternacht saß ich, ein ganz zerknirschter Rock, auf den Stufen des Hauptaltars der Basilika zu Trier und schrieb, bei'm Schimmer einer der heiligen Jungfrau Maria zu Ehren brennenden Kerze, wie folgt:

Tollkühne, waghalsige Welt! Du hast, ohne Scheu vor Roma's Blitzstrahl¹⁴ im Allgemeinen und dem des Herrn Bischofs Arnoldi¹⁵ von Trier im Besondern, die blinde Gläubigkeit von Dir abgeschüttelt. Du willst prüfen, ehe Du glaubst, Dich überzeugen, ehe Du Deine Seele und die Andacht, die Inbrunst, welcher sie fähig, dem ersten besten aufgestellten Satze hingiebst. Siehe, Welt, das gefällt mir an Dir, und noch mehr gefällt es mir, daß Du, *Johannes Ronge*,¹⁶ im Schooße der katholischen Kirche lebend und wirkend, dennoch der Erste gewesen, welcher ihre Aferlehren¹⁷ von meiner sogenannten Heiligkeit rücksichtslos in das gebührende Sonnenlicht der Erkenntniß stelltest. Es ist wahr, lieber Johannes Ronge, Du hast mich ein wenig grob behandelt. Beinahe konnte ich Dich Injurien¹⁸ halber belangen, und da ich eine sehr wichtige, *angesehene* Person im Staate bin, Du aber nur ein ganz gewöhnlicher katholischer Priester, so wäre der Prozeß vermuthlich sehr ungünstig für Dich ausgefallen. Doch ich bedachte: der

Johannes Ronge ist ein Deutscher, die Grobheit ist eine der hervorstechendsten deutschen Nationaltugenden, folglich ist er ein sehr tugendhafter, guter Deutscher. – Warum sollte also ich, Dein Landsmann – – *Landsmann!*? rufst Du ganz erstaunt. – Ja wohl, ein Landsmann – Landsmann. So weit gingen Deine Vermuthungen von meiner Herkunft wohl nicht? – Hast mich wohl in allem Ernste für einen Palästinenser aus Palästina gehalten, von welchem meinem Geburtslande ich, wenn auch nicht durch die heilige Helena,¹⁹ wie die Leute in Trier und anderswo behaupten, doch durch irgend eine andere respectable alte Person hierher gebracht wäre. Ach, mein guter Johannes Ronge, der Wahrheit und der deutschen Schneiderkunst die Ehre! Mir ging es just, wie dem Moses, habe das gelobte Land nie gesehen. Du bist ein zu gescheuter Mann, wie ich glaube, als daß ich ausdrücklich noch hinzufügen müßte, es sei unmöglich, daß ich ganz klein aus den Händen der Jungfrau Maria hervorgegangen und am Leibe des allmälig wachsenden Heilandes groß geworden sein könne. Also behauptet nicht nur die Legende, was man sich schon gefallen lassen könnte, denn in jeder Legende pflegt etwas Urpoetisches zu liegen, und der naive Kinderglaube der Menschheit nimmt sich in keinem andern Gewande so reizend und gemüthlich aus. Aber es behaupten jenen abgeschmackten Unsinn von meinem Wachsthum am Leibe unseres Heilandes auch die Pfaffen, die Wissenden, welche Unwissende machen wollen, jene Leute, welche man nicht Dümmlinge, sondern Verdummende nennen kann, denn es ist ihres Lebens Zweck und Ziel, der *sancta simplicitas*²⁰ so viele Jünger, als nur irgend möglich, zuzuführen. Mein Gott, welchen Unsinn haben nicht schon die Pfaffen, diese unersättlichen Mäuse auf dem reichen Kornboden der heiligen Kirche, wie viel Afterglauben und wahnwitzige Mähr haben diese frechen Milben am fetten Erdenkäse den Menschen nicht schon als baare, klingende Wahrheitsmünze eingehändigt. Ich, der heilige Rock, habe nun das Treiben der Leutchen in unmittelbarer

Nähe schon seit beinahe acht Jahrhunderten angesehen. Als ihr Schützling und Werkzeug - in dem eben bezeichneten Verdummungshandwerke - mußte ich mir freilich ihre Huld und Berührung wohl gefallen lassen. Aber welche Erinnerungen werden da in mir lebendig und laufen mir wie prickelnd, brennend und stechend durch Mark und Bein. Da soll ich z. B. selbst, wie die Pfaffenbücher berichten, durch den Mönch Agröcius²¹ von der heiligen Helena im Jahre 328 aus Palästina nach Trier, an die dortige Domkirche, als werthvollste Reliquie gesandt worden sein. Dazumal aber, so viel weiß ich noch aus meinen Schuljahren, gab es in Trier noch *gar keine Kirchen*. Und wie kann ich, der im Jahre 1080 für einen rheinischen Priester als Überwurf bei seinen kirchlichen Functionen angefertigt wurde, wie kann ich siebenhundert Jahre vor meiner Geburt schon verschenkt worden sein!?²² - Ungenäht nennt man mich? - Wer nur einigermaßen gesunde Augen hat, der muß gewisse Figuren an meinem verschossenen Äußeren bemerken, welche dem Stoffe selbst, aus dem ich gefertigt worden, - einer feinen, später purpurn gefärbten Wolle - eingewebt sind, und die an vielen Stellen plötzlich abbrechen und nach einer andern Richtung hin fortlaufen. Eben hierin liegt für jeden Sachkundigen der Beweis, daß an den bezeichneten Stellen jedesmal eine Nath vorhanden ist, daß der Stoff ursprünglich in anderer Verbindung gewesen, daß er zerschnitten und ohne Rücksicht auf genannte Figuren wieder zusammengefügt wurde. Diese Näthe können allerdings nicht an mir bemerkt werden, aber dieß hat seinen sehr faßlichen, natürlichen Grund. Mein erster Träger und Eigner, der erwähnte Priester, hielt mich sehr in Ehren. Er freute sich jedesmal baß, wenn er mein feines, weiches Gewebe überwarf und in der Basilika damit seinen Amtspflichten nachkam. Er starb in hohem Alter und hinterließ mich seinem ältesten Sohn. - - Wie, ruft Ihr aus, ein Priester - *Vater?! -* Und was wäre denn da so Verfängliches? - Der erste Priester, welcher da sitzt auf St. Petri Stuhle zu Rom, auch er ist

Vater. Lasset die Übrigen etwas minder *heilig* sein, und die Sache ist in gebührender Ordnung. In welch' umfassendem Sinne aber der heilige Vater – Vater sein kann, das lehrt uns namentlich die Geschichte Alexander VI., des edlen Borgia.²³ – Also auf den ältesten Sohn meines ersten Herrn ging ich über, oder besser, wurd' ich übertragen. Der war ein Reitersmann – seltsamer Weise hatte das einträgliche Gewerbe des Vaters keinen Reiz für ihn gehabt – war ein rüder, wilder Gesell. Er verspielte und verjubelte all' sein Hab und Gut; zuletzt blieb ihm von seiner ganzen Garderobe nichts, als der Priesterrock des Erzeugers. Den trug er nun in einer ganz eigenthümlichen Art, und ließ ihn, zu arm, um ein neues Gewand sich anzuschaffen, so oft in heißem Wasser reinigen, daß der wollene Stoff, wie dieß oft vorkommt, beinahe filzartig wurde, wodurch endlich jede Spur der früheren Näthe verschwand.*

Der Zufall, welcher bekanntlich das Loos der Menschen und der Rösche regiert, führte mich nach dem Ableben meines zweiten Herrn, bei einer Rauferei, wieder in den Mutterschooß der Kirche zurück. Das Heilige war weltlich geworden, das Weltliche sollte mehr als je heilig werden. – Zwei schmeerbäuchige Pfäffchen fanden mich in einem Winkel des Zechhauses, wo mein Herr, der Reitersmann, seinen unerwarteten Tod empfangen. Sie sahen die noch frischen Blutstropfen auf mir und alsobald hob der eine mit zum Himmel emporgeschlagenen Augen an: „Also muß auch das Gewand unsers Herrn und Heilands Jesu Christi blutbefleckt gewesen sein, als während des Hinganges nach Golgatha sein schönes Haupt von der Dornenkrone geritzt und zerrissen war.“ – Dieses in Wahrheit tiefgefühlte Wort merkte sich das andere Pfäffchen. Es verfügte sich alsobald zu dem Bischofe von Trier und machte dem ehrwürdigen

* Vgl. die historische Untersuchung der Herren Professoren Gildemeister und v. Sybel über den heiligen Rock zu Trier und die zwanzig anderen heiligen ungenähten Rösche. Zweite Auflage. S. 120. D. h. R.

Herrn, welcher just bei seinem Brevier²⁴ und seinem Humpen Nierensteiner²⁵ saß, in eindringlicher Weise bemerkbar, wie man durch geschickte Benutzung eines hingeworfenen Rockes sich bei der ganzen Christenheit in den Ruf des Besitzes einer unschätzbaren Reliquie bringen und die uralte Stadt Trier, obgleich von Heiden, den Römern, erbaut, für ewige Zeiten zu einer Stätte der frömmsten Wallfahrt machen könne. Der Bischof von Trier horchte hoch auf, verschüttete vor Freuden fast seinen köstlichen Nierensteiner und ließ sich, in der gerechten Besorgniß, daß dieß noch würde geschehen können, sogleich zwei neue Humpen bringen. Dann wurden die nöthigen Anstalten und Vorbereitungen zu dem großen Werke getroffen. Es befand sich in der Domkirche zu Trier seit undenklichen Zeiten eine halb vermorschte und verschlossene Kiste, vermuthlich früher zum Aufbewahren von Kirchengeräthschaften benutzt. Über diesen Kasten nun wurde weit und breit das Gerücht ausgesprengt, er enthalte, von der heiligen Helena, aus Trier gebürtig, hieher gesandt, die Schuhe, den Purpurmantel oder den ungenähten Rock des Erlösers. Darauf kamen von allen Seiten Aufforderungen an den hochwürdigen Bischof von Trier, der gläubigen Christenheit Gewißheit zu verschaffen über den Inhalt des wichtigen Behälters. Der Bischof schien diesen Aufforderungen nur ungern nachzugeben, denn, sagte er, es wäre ein sträfliches Vermessen, zu glauben, daß sich gerade innerhalb seiner Diöcese das heilige Gewand oder das Schuhepaar²⁶ des Herrn befinden sollte. Mittlerweile aber wurde ich in nächtlicher Stunde in den Grund jener Kiste versenkt, wo mir anfangs ganz unheimlich zu Muth war bei dem stockigen Geruche und den Holzwürmern. Nächsten Tages durchzog eine feierliche Prozession mit Gnadenbildern und brennenden Wachskerzen, mit dem Weihrauchbecken und dem vergoldeten Meßbuche die Kirche, und nach dreimaligem Umzuge kam man an die Kiste, worin ich mich in sehr gepreßter Lage

befand. Der Deckel öffnete sich unter Gebet und Psalmensingen. Derselbe Priester, welcher den Bischof auf eine so treffliche Idee gebracht, nahte sich meiner Ruhestätte zuerst. Einen Blick in die dunkle Tiefe des Kastens werfend, fuhr er plötzlich mit einem Schmerzensschrei zurück. Plötzliche Blindheit hatte ihn getroffen und auf eindringliches Zureden des Bischofs bekannte er, nicht würdig gewesen zu sein, das Kleid des Erlösers zu erblicken, weil er kurze Zeit zuvor mit einem eben so sündhaften Bruder die Stätte weltlicher Lust, ein Wirthshaus, besucht hätte.

Das Pfäffchen war natürlich sehend, wie zuvor, von nun an aber wurde meine Heiligkeit eine ausgemachte Sache. Kein Wunder in einer Zeit, wo man einmal einen Erzbischof erschlagen wollte, bloß um des Vergnügens und der Ehre halber, seine Reliquien zu besitzen.²⁷ – Es mußte jedoch auch ein schriftliches Zeugniß meines Werthes vorhanden sein, und so besannen sich die wahrheitsliebenden Domherren von Trier nicht lange, eine Urkunde des Papstes Sylvester²⁸ zu verfälschen und sie, die vom Jahre 327 oder 330 datirte, schon in folgender Weise mit der Bestätigung über den Besitz des im elften Jahrhundert fabricirten heiligen Rockes zu versehen:

„Der Papst Sylvester an den Bischof zu Trier

Wie im Heidenthum durch eigene Kraft, so ergreife auch jetzt, Trier, den Primat über Gallien und Germanien, den Dir schon Petrus, das Haupt der Kirche, verlieh, den ich, Sylvester, sein unwürdiger Diener und Nachfolger, durch den Patriarchen von Antiochien, Agröcius, Dir erneuere und bestätige – zu Ehren der Kaiserin Helena, welche in Trier geboren, den Rock mit dem aus Judäa mitgebrachten Körper des Apostels Matthias, nebst dem Rock und Nagel des Herrn, einem Zahne des heiligen Petrus, den Sandalen des heiligen Andreas, dem Haupte des Papstes Cornelius herrlich beschenkte und prächtig schmückte. Wer dies Privileg wissentlich angreift, sei excommunicirt.“

Dies hat denn auch in damaliger Zeit Niemand gewagt. Später aber hätte man sich erinnern sollen, wie oft und schamlos von den Pfaffen Urkunden verfälscht und geradezu fabricirt wurden – des Reliquienanfertigers gar nicht zu gedenken. Schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts eiferte dagegen im edlen Zorn der Abt Guibert von Nogent sur Seine.²⁹

Nachdem ich viele Jahre in dem Nicolausaltar gelegen, wurde ich, am 1. Mai 1196, vom Erzbischof Johann, bei der feierlichen Einweihung des Petrusaltars, in diesen eingeschlossen und schlief fort in unangetasteter Heiligkeit und – Langerweile.³⁰ Man schien mich nämlich in der Christenheit total vergessen zu haben. Nicht einmal die Chronikenschreiber und Kirchenschriftsteller, welche sich doch sonst auch mit dem Unbedeutendsten abgeben, erwähnen meiner in dem ganzen Zeitraume von 1196–1512. Wäre ich doch für immer vergessen worden! Ich hätte der Welt viel Ärger und Hader, viel Unheil und Aberglauben erspart. – Ein Kaiser, Maximilian I.,³¹ welcher während seines Verweilens in Trier sich des verschollenen Heiligthums erinnerte, von dem er als gelehrter Mann Einiges gelesen, dieser Kaiser wollte das angebliche Gewand Christi von Angesicht zu Angesicht sehen. Der Erzbischof und seine Geistlichkeit konnten sich dem Verlangen ihres Herrn nicht entziehen, obwohl ihnen ganz übel dabei zu Muthe ward – mir selbst nicht minder. Einmal meine wahre Herkunft entdeckt, hatte ich keine Hoffnung mehr auf ein besonderes Ansehen, und trotz aller Langerweile schmeichelte mir Letzteres doch bedeutend. Indessen, Kaiser Max, ein eben so kluger, wie aufgeklärter und scharfblickender Herr, begnügte sich, als ihm am 14. April 1512 der Petri- oder Haupt-Altar der Domkirche zu Trier geöffnet wurde, mit einem flüchtigen und scheinbar sehr andächtigen Blick.

Wie schlau und gewandt doch die Pfaffen sind! – Der Kaiser war schweigend von dem Altar zurückgetreten und hatte dabei namentlich der andern heiligen Röcke gedacht, über deren Dasein er Urkunden und Bücher gelesen – dieses Schweigen wurde ihm aber vom Domcapitel zu Trier als das Zeichen tiefinnerster Überzeugung und frommer Rührung angerechnet. So wurde allem Volk verkündigt, und des erhabenen Kaisers Beispiele zu folgen, strömte von weit und breit Alles herbei, kniebeugend sich vor mir niederzulassen, mich als das Gewand des Herrn zu verehren und von meiner heiligen Kraft Wunder über Wunder zu erwarten. Welch' ein willkommenes Ereigniß für die Geistlichkeit zu einer Zeit, wo der alte Glaube im Innersten erschüttert war, wo in allen Theilen Deutschland durch Visionen und Mirakel gekräftigt werden sollte.

Meiner ersten, angeblich vom Kaiser Maximilian angeordneten Ausstellung folgten in bestimmten Zwischenräumen andere, und zu meinem unnennbaren Erstaunen mußte ich wahrnehmen, daß die blinde Gläubigkeit der Masse Jahrhunderte hindurch auf demselben kläglichen Punkte blieb. Sie hätte bei ihrer Andacht und Wundersüchtigkeit wenigstens sich merken sollen, daß in Trier selbst noch ein zweiter heiliger Rock auf gleichen Werth und gleiche Verehrung mit mir Anspruch machte; daß es ferner in der katholischen Christenheit noch *dreiundzwanzig* andere heilige ungenähte Röcke geben soll, nämlich zu Galatien, zu Safed und Jerusalem, zu Argenteuil in Frankreich, im Lateran zu Rom, in Bremen und Loccum, zu Santiago, Oviedo, Westminster und Mainz, zu Gent, Flines, Corbie und Tournus, zu Cöln, Frankfurt, Friaul und Thiers, zu Constantinopel, Georgien und Moskau, schließlich in der Türkei. Weniger Anspruch auf Heiligkeit, als ich, kann sicher keiner von diesen meinen Collegen haben; mir aber wurde das Loos zu Theil, der gefeiertste, der berühmteste und gelobhudeltste zu werden. Wie unverdient! Wunder soll ich gethan, Kranke durch meinen bloßen

Anblick geheilt, Blinde sehend, Lahme gehend, Stumme sprechend gemacht haben? – Ich weiß von dem Allen Nichts. Die Dummheit der Menschen, welche noch aus viel dauerhafterem Zeug gemacht scheint, als ich selbst, sie verleiht mir erst den Zauber, welchen man an mir wirkend glaubt. Daß endlich ein Strahl der Erkenntniß die Nacht des Wahnes durchbrach, daß meine fadenscheinigen Wunder für das erklärt wurden, was sie eigentlich sind, nämlich für gar nichts, daß sich die katholische und protestantische Welt seit Monaten in den Haaren liegt meinetwegen, und daß höchstwahrscheinlich eine zweite kirchliche Reformation in Vorbereitung steht: ich kann es nur mit inniger Freude gewahren. Alle Eitelkeit und Hoffahrt ist von mir gewichen – ich möchte meine mürben Glieder zur ewigen Ruhe betten. Heißen Dank Dir, wackerer *Johannes Ronge*, daß Du die Sterbestunde mir näher gerückt. Du hast jetzt meine Lebensgeschichte im gedrängten, doch getreuen Abriß vernommen; sie wird Dir vielleicht Anregung sein, mit dem Aufgebote aller Deiner Kraft aufs Neue in den Krieg zu ziehen wider die Hierarchie und das vernunftschänderische Treiben der Ultramontanen.³² Bei'm Himmel und dem ächten heiligen Rock, wenn er noch in irgend einem Winkel der Erde existirt – in mir selbst regt sich der Geist meines zweiten Herrn, des rauflustigen Reitersmannes, der so oft in mir gesteckt. Ich selbst möchte gegen mich zu Felde ziehen. Gegen mich, d. h. eigentlich gegen Dich, Bischof *Wilhelm Arnoldi* von Trier, welcher Du an der ganzen Blamage schuld, die mich und die gesammte Reliquienverehrung betroffen. Schon nach meiner Ausstellung im Jahre 1810³³ habe ich Deinen Vorgänger im Amte und später Dich selbst gewarnt, kein freventliches Spiel mehr zu treiben mit dem Geiste eines hoffentlich helleren Jahrhunderts, als die verflossenen es waren. Sieh' und bereue nun die Folgen Deiner Harthörigkeit, Deiner Anmaßung, Deiner Habsucht. Bischof Arnoldi von Trier, ich selbst, der heilige Rock, wiederhole hiemit Ronge's Donnerwort: „Das Gericht wird Sie

eher ereilen, als Sie vermuthen. Schon ergreift der Geschichtschreiber den Griffel und übergibt Ihren Namen, Arnoldi, der Verachtung bei Mit- und Nachwelt und bezeichnet Sie als den Tetzels des neunzehnten Jahrhunderts.“³⁴

Ja wohl, Bischof Arnoldi von Trier, halte nur Triumphzüge durch Dein kirchliches Gebiet mit forcirtem Enthusiasmus, lass' nur Fackeln lodern und ein mageres Vivatgeschrei ertönen unter Deinen Fenstern, veranstalte nur meine neue Ausstellung in der spitzen Gesellschaft der Nägel Christi – Du bist gerichtet, bist gewogen! Habe nun auch die Gewogenheit und übernimm fortan einzig und allein die Verantwortlichkeit Deiner Handlungen vor der katholischen und protestantischen Welt. Es sagt sich, nach diesen unumwundenen, freiwilligen Selbstbekenntnissen, für immer los von Dir und Deinem Thun

der heilige Rock

Trier,

im Februar 1845

Anmerkungen

- 1 Vgl. Anonym: *Geschichte einer Bibel. Von ihr selbst erzählt. Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung nach dem Englischen.* Bern: Carl H. Mann 1864.
- 2 Wolfgang Schieder: *Religion und Revolution. Die Trierer Wallfahrt von 1844.* Vierow: SH-Verlag 1996, 11–27.
- 3 Joh. 19, 23 (Lutherbibel).
- 4 Jakob Marx: *Geschichte des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier. Bearbeitet auf Veranlassung des Herrn Bischofs von Trier als Einleitung der öffentlichen Ausstellung dieser heiligen Reliquie im Herbste des Jahres 1844.* Trier: Lintz 1844.
- 5 Valentin Hansen: *Aktenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen, welche bei der Ausstellung des h. Rockes zu Trier im Jahre 1844 sich ereignet. Nach authentischen Urkunden, die von dem Verfasser theils selbst an Ort und Stelle aufgenommen, theils ihm direkt durch die H. Pfarrer, Ärzte usw. eingeschickt, größtentheils aber dem Hochw. Bischöfe Herrn Dr. Arnoldi eingereicht, und von diesem dem Verfasser zur Benutzung behufs der Herausgabe übergeben wurden, geordnet und zusammengetragen, auch mit medizinischen Bemerkungen begleitet.* Trier: Gall 1845.
- 6 Johannes Ronge: *Urteil eines katholischen Priesters über den „heiligen Rock“ zu Trier. Nebst einer kurzen Lebensbeschreibung von Johannes Ronge, Verfasser dieses Sendschreibens.* Wesel: Joh[ann] Bagel 1844, 2. (Erstveröffentlichung: *Sächsische Vaterlandsblätter*, 13.10.1844).
- 7 Ebd., 3.
- 8 Der Armenarzt Roland Daniels (1819–1855) verfasste eine kritische Rezension der Heilungswunder von Valentin Hansen (siehe Anm. 5). Möglicherweise wurde die Publikation verworfen, als 1845 die medizinische Untersuchung von Heinrich von Zimmermann erschien (siehe Anm. 10). Karl Marx und Friedrich Engels hatten das Manuskript bearbeitet und im Konvolut *Deutsche Ideologie* für den Druck vorbereitet. Die medizinische Untersuchung erläutert alle vermeintlichen Heilungswunder und erklärt ihren Wundercharakter sarkastisch als Effekt der medialen Darstellung mit „kirchliche[m] Flitter“: „Uns wundert das gar nicht, vielmehr fragen wir uns mit Verwunderung: wo steckt hier das Wunder?“. Roland Daniels: „Dr. V. Hansen’s Kgl. Pr. Stadtkreis-Physikus zu Trier: Aktenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen welche bei der Ausstellung des h. Rockes zu Trier im Jahre 1844 sich ereignet. Nach authentischen Urkunden. Trier 1845.“ In: *Marx-Engels-Gesamtausgabe.* Abteilung I. Bd. 5, *Deutsche Ideologie. Manuskripte und Drucke.* Bearbeitet von Ulrich Pagel, Gerald Hubmann und Christine Weckwerth. Berlin u. a.: De Gruyter 2017, 671–709, hier 686, 709.
- 9 Friedrich Heinrich von Hagen (Hg.): *Der ungenähte graue Rock Christi. Wie König Orendel von Trier ihn erwirbt, darin Frau Breiden und das heilige Grab gewinnt, und ihn nach Trier bringt. Altdeutsches Gedicht, aus der einzigen Handschrift, mit Vergleichung des alten Drucks.* Berlin: Schultze 1844, XVII, XX, XXIX.
- 10 Einschlägig wurde die Untersuchung des Orientalisten Johannes Gildemeister und des Historikers Heinrich von Sybel von der Bonner Universität: Johannes Gildemeister, Heinrich von Sybel: *Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke.* Düsseldorf: Julius Buddeus 1844. Auch in der vorliegenden Dingeerzählung wird sie in einer Fußnote als Referenz angegeben. Die Autoren bemerken

einleitend, dass sie nicht in die Debatte eingegriffen hätten, „wenn sie einen Glaubensartikel der katholischen Kirche beträfe“ und die Legitimation des Trierer Rockes allein mit der päpstlichen Anerkennung von Reliquien erfolgt sei. Da aber die Kirchenvertreter die Reliquie über eine historische Darstellung ihrer Provenienz begründen, gelte es, die eigene Disziplin ins Recht zu setzen: „Was nicht Sache des Glaubens ist, muß nothwendig Sache des historischen Beweises sein.“ (ebd., VII). Ähnlich wissenschaftspolitisch begründet der Arzt Heinrich von Zimmermann seine Widerlegung der Heilungsberichte damit, dass er sich als Mediziner zur öffentlichen Richtigstellung verpflichtet sieht, seit die publizierten Heilungsgeschichten „zum historischen Factum erhoben“ wurden. Heinrich von Zimmermann: *Worte eines Arztes gegen den Herrn Dr. V. Hansen; oder: Reflexionen und Bemerkungen zum Werke des Herrn Dr. V. Hansen, Aktenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen, welche bei der Ausstellung des h. Rockes zu Trier im Jahre 1844 sich ereignet*. Saarbrücken: Arnold'sche Buchhandlung 1845, 1.

- 11 Joseph Mendelssohn wurde wie Heinrich Heine (1797–1856) von dessen Onkel Salomon Heine (1767–1844) gefördert, für den er 1844/45 eine dreifach aufgelegte, biographische Würdigung verfasste. Bei Berendsohn erschien auch sein satirischer Almanach *Theater-Teufel* (1848) sowie das religionspolitische Stück *Überall Jesuiten. Ein Schwank* (1847). Franklin Kopitzsch: „Joseph Mendelssohn. Zur Erinnerung an einen Schriftsteller aus der Heine-Zeit.“ In: Peter Freimark und Arno Herzig (Hg.): *Die Hamburger Juden in der Emanzipationsphase 1780–1870*. Hamburg: Hans Christians Verlag 1989, 83–98, insbes. 87f.
- 12 Michael A. Meyer: „Judentum und Christentum.“ In: Michael Brenner, Stefi Jersch-Wenzel und Michael A. Meyer: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. 2: Emanzipation und Akkulturation 1780–1871. München: Beck 2000, 177–207, hier 205f.
- 13 Mit dem „jungen Deutschland“ war die literarisch und journalistisch gegen den fürstlichen Deutschen Bund opponierende Bewegung gemeint, deren Vertreter:innen verschiedentlich mit Zensur belegt waren. Die Zerrissenheit rekurriert auch auf die semantische Vereinnahmung des Rockes für den Deutschen Bund im Sinne eines „alleinigen und unzertrennlichen Deutschlands“. Von Hagen (Hg.): *Der ungenährte graue Rock Christi*, XXIX.
- 14 Rom wird hier synonym für die Religionspolitik des Papstes gebraucht, der durch das Blitz-Motiv in die Nähe des antiken Zeus gerückt wird.
- 15 Wilhelm Arnoldi (1798–1864), Bischof von Trier. Siehe Einleitung zum vorliegenden Text.
- 16 Johannes Ronge (1813–1887), Priester aus Breslau. Siehe Einleitung zum vorliegenden Text.
- 17 Irrlehren. Das „Sonnenlicht der Erkenntnis“ rekurriert auf das Programm der Aufklärung, das sich nicht zuletzt über die Kritik von Irrlehren und Aberglauben konstituiert hatte.
- 18 Verleumdungen.
- 19 Die heilige Helena (um 250–330) ist die Mutter des römischen Kaisers Konstantin I. (zwischen 270 und 288–337). Siehe auch die Einleitung zum vorliegenden Text.
- 20 Aus dem Lateinischen: Heilige Einfalt. Seit dem Mittelalter gebräuchliche Redewendung zur Beschreibung einer illiteraten Frömmigkeit, welche durch die Reformatoren

pejorativ im Sinne von ‚heiliger Dummheit‘ verwendet wurde. Als Begründung diene eine historische Anekdote über Jan Hus (um 1370–1415), der während seiner Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen „Sancta Simplicitas!“ ausgerufen haben soll, als er eine Bäuerin mit Brennholz kommen sah.

- 21 Auch Agritius (um 260–329), gilt als erster frühchristlicher Bischof von Trier.
- 22 Diese zu Beginn der Kreuzzüge datierte Version der Rock-Erzählung rekurriert weder auf die von bischöflicher Seite vertretene Provenienz noch auf deren geschichtswissenschaftliche Kritik und arbeitet im Folgenden mit Anleihen aus dem Ritterepos des Königs Orendel von Trier (siehe Anm. 9).
- 23 Papst Alexander VI. (1431–1503) war bekannt für seinen offenen Umgang mit Mätressen und mit seinen mindestens acht Kindern und wurde entsprechend häufig von Papstkritikern als Beispiel für die unsittliche Lebensführung eines Kirchenoberhauptes angeführt.
- 24 Sogenanntes Stundenbuch, das die für den katholischen Gottesdienst vorgesehenen lateinischen Gebete enthält.
- 25 Weißer Rheinwein aus Nierstein, der überregional bekannt war.
- 26 Bevor die Abtei Prüm von dem Kurfürstentum und Erzstift Trier übernommen wurde, standen beide Orte in einem Konkurrenzverhältnis, was nicht zuletzt über die Reliquien ausgetragen wurde: Prüm verfügt über die Sandalen, Trier über das Gewand Christi.
- 27 Angespielt wird vermutlich auf den vor dem Altar ermordeten Thomas Becket (1118–1170), Erzbischof von Canterbury, dessen leibliche Überreste nebst seinem Gewand in einem lebhaften Reliquienkult, auch durch seine Mörder, verehrt wurden.
- 28 Silvester I. war von 314 bis 335 Bischof von Rom und somit amtlicher Vorläufer der Päpste.
- 29 Die Kritik am Reliquienkult, die der Benediktinermönch Guibert von Nogent (um 1055–1125) äußerte, wird in der vorab zitierten Untersuchung der beiden Bonner Historiker einleitend dargestellt, um ein differenziertes Bild der katholischen Reliquienpraxis zu zeichnen. Gildemeister, Sybel: *Der heilige Rock zu Trier*, VII–IX.
- 30 Johann I. (um 1140–1212), Erzbischof und Kurfürst von Trier, entdeckte 1190 mit seinem Amtsantritt im Trierer Dom den im Nicolausaltar des Westchores eingemauerten heiligen Rock und errichtete im Ostchor den Petrusaltar, in den er 1098 überführt wurde.
- 31 Als Maximilian I. (1459–1519), Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, im Zuge des Reichstages in Trier 1512 die Reliquie im Dom besichtigte, hatte das einen Popularisierungsschub und zahlreiche öffentliche Zeigungen zur Folge.
- 32 Aus dem Lateinischen: jenseits der Berge, gemeint sind die Alpen. Als Ultramontane werden, insbesondere innerhalb der politischen Auseinandersetzungen ab dem Vormärz, die an Rom ausgerichteten, papsttreuen Katholik:innen bezeichnet.
- 33 Der heilige Rock wurde durch Clemens Wenzeslaus von Sachsen (1739–1812), den letzten Erzbischof und Kurfürst von Trier, auf der Flucht vor den französischen Revolutionsheeren nach Augsburg verbracht und kehrte 1810 zurück. Nach der Reliquenschau wurde er erneut im Domaltar verschlossen.

- 34 Direktes Zitat aus Ronge: *Urteil eines katholischen Priesters*, 5. Der Vergleich Arnoldis mit Johann Tetzel (um 1460–1519), dem prominentesten Vertreter des Ablasshandels und Widersacher Martin Luthers, rückt Ronge in die Rolle eines zweiten Reformators. Diese Lesart wurde im Text bereits vorbereitet durch die Kommentierung der Reliquienschau des Kaisers Maximilian I. zu Beginn der Reformationszeit und die tagesaktuelle Erwartung einer „zweite[n] kirchliche[n] Reformation“.

